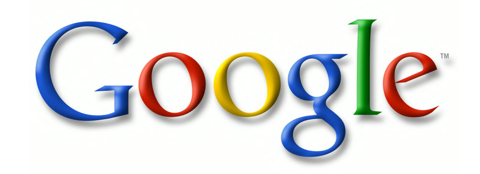






Henrik Steffens.

Ein Lebensbild

von

Richard Petersen,

Pastor auf Seeland.

Aus dem Dänischen

von

Al. Michelsen.

Mit Porträt.



Gotha.

Friedrich Andreas Perthes.

1884.

Henrik Steffens.



Henrik Steffens.

Ein Lebensbild

von

Richard Petersen,
Pastor auf Seeland.

Aus dem Dänischen

von

Al. Michelsen.

Mit Porträt.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1884.

Niemand kann göttliche Dinge recht erkennen, es sei denn, daß er sie liebe.

Pascal.

Vorwort des Verfassers.

Steffens' Selbstbiographie: „Was ich erlebte" (10 Teile) ist sehr verschieden beurteilt worden. Einige haben sie geradezu beschuldigt, sie sei nicht glaubwürdig, sie sei unzuverlässig. Das Stärkste in dieser Art hat wohl Oehlenschläger in einem Briefe an Beskow, vom 12. Februar 1843, gesagt, wo er schreibt, daß Steffens „in seiner Lebensbeschreibung eine Unwahrheit nach der anderen sage — wegen mangelhafter Erinnerung, oder wohl auch, weil die Umstände zu dem passen sollen, was er sagen will" [1]). Von anderen ist sie als eine verdienstvolle Arbeit anerkannt worden. Der geachtete deutsche Gelehrte W. Dilthey spricht sich über dieselbe folgendermaßen aus: „Steffens hat als einer geschrieben, der mitten in einer geistigen Bewegung als Mitteilnehmer gestanden hat, mit wahrem Einblick in das, was die Einzelnen bewegte, mit einer offenen, unpersönlichen Begeisterung für seine Richtung, dabei mit einem bewundernswürdigen Gedächtnis" [2]). Dieses Urteil kommt ohne Zweifel der Wahrheit am nächsten. Es ist nicht allein eine, trotz ihrer unnötigen Breite, geistvolle Schilderung seines eigenen Lebens und der Strömungen seiner

1) C. L. N. Mynster, Mindeblade om Oehlenschläger (Blätter der Erinnerung an Oehlenschläger), S. 427.

2) W. Dilthey, Leben Schleiermachers I, Vorwort XIII.

Zeit; sondern es geht auch durch sie ein unverkennbares Streben nach Genauigkeit und Zuverlässigkeit hindurch. Daß dennoch manche irrige Einzelheiten vorkommen, kann niemanden wundern, wenn man bedenkt, daß sie erst in hohem Alter aus dem Gedächtnis niedergeschrieben ist.

Jedem Lebensbilde von Steffens, also auch dem hier dargebotenen, muß selbstverständlich seine eigene Darstellung als Hintergrund dienen; aus dem vorhin Bemerkten ergiebt sich aber, daß diese mit der nötigen Vorsicht gebraucht werden muß. Welche Quellen ich sonst benutzt habe, wird man in der Regel unter dem Texte angegeben finden. An solchen Stellen, wo es für das Verständnis förderlich sein kann, habe ich kein Bedenken getragen, von Steffens' mehr persönlichen Verhältnissen abzugehen und die Bewegungen jener ereignisreichen Zeit einigermaßen zu schildern. Dagegen liegt eine eigentliche Kritik seiner rein wissenschaftlichen Thätigkeit und seiner dahin gehörigen Werke außer dem Plane der gegenwärtigen Schrift, deren Zweck nur dieser ist, eine möglichst anschauliche und zuverlässige Darstellung von dem Leben eines Mannes zu geben, welcher gewiß nicht verdient, der Vergessenheit anheimzufallen. *)

Snostrup bei Frederikssund, im Oktober 1881.

Richard Petersen,
Pastor.

*) Dieser Schrift ist im Mai 1883 die Auszeichnung zuteil geworden, daß die Kopenhagener Gesellschaft für schöne Künste ihr den ersten Preis zugesprochen hat. Anm. d. Übersetzers.

Inhalt.

I.

Erste Kindheitsjahre.

1773—1784.

Im Anfang des Jahres 1773 zog ein jüngerer Arzt, Namens Heinrich Steffens, mit seiner Familie nach Stavanger, einer Handelsstadt im südlichen Norwegen. Dieser Mann gehörte einer holsteinischen Familie an, war aber in Südamerika geboren (1744), in der holländischen Kolonie Berbice. Er war, wie der weitaus größte Teil der damaligen Ärzte, kein studierter Mann, sondern nur schlecht und recht ein Barbier und Chirurg, welcher indessen durch Fleiß und Tüchtigkeit sich eine angesehene Stellung und ein öffentliches Amt erworben hatte. Als sehr junger Mensch war er in der Eigenschaft eines Compagnie-Chirurgen mit den dänischen Truppen nach Mecklenburg gezogen, als der Krieg mit Rußland vor der Thür stand (1762). Später war er als Distriktsarzt in dem norwegischen Amte Odsherred angestellt, hatte aber bald nachher den Auftrag erhalten, in Stavanger ein Hospital für die unter der Küstenbevölkerung häufig vorkommenden Aussätzigen (Radesyge) einzurichten. Er wird als ein begabter und lebhafter Mann geschildert, eine im Grunde edle und tüchtige Natur, zugleich aber leichtsinnig und voll innerer Widersprüche. Er war, wie damals so viele Mitglieder des jüngeren Geschlechts, ergriffen von den gärenden Freiheitsideeen der Zeit, und von der französischen Freidenkerei angesteckt. Voltaires und Rousseaus Schriften waren den Gebildeten in Dänemark und Norwegen keineswegs unbekannt [1]).

---

1) Konradine Dunker erzählt in ihren „Erinnerungen“: sie habe als Kind in Christiania (freilich an 20 Jahre später) „Voltaire“ in französischer Sprache

Seine Ehefrau war die 22jährige Susanna Christiana Bang, Tochter des Inspektors bei den königlichen Gütern in Odsherred, des Kammerrats N. C. Bang [1]), die jüngere Schwester der Mutter N. F. S. Grundtvigs. Herangewachsen in einem guten und ernstchristlichen Hause unter zahlreichen Geschwistern — im ganzen ihrer 19 —, von welchen 8 ihre Vollgeschwister waren, frühe verheiratet an einen unruhigen und heftigen Mann, dazu frühe entkräftet durch häufige Wochenbette, welche den Grund zur Auszehrung legten, wurde sie durch alles dieses näher zum Herrn hingezogen in demütiger Ergebung und Gottvertrauen. Sie war des Hauses guter Geist.

Einige Monate nach ihrer Ankunft in Stavanger, am 2. Mai 1773, wurde ihr zweiter Sohn geboren, welcher nach seinem Vater und Großvater den Namen Henrik erhielt [2]) und diesen Namen berühmt machen sollte. Im Laufe der folgenden vier Jahre kamen noch vier Kinder hinzu, so daß im ganzen ihrer sechs wurden, vier Söhne und zwei Töchter [3]). Wegen des geringen Unterschiedes in den Jahren — sie waren ja nur je ein Jahr von einander — konnten sie in ungewöhnlichem Grade als Kameraden aufwachsen, namentlich die vier Knaben.

Der Aufenthalt in Stavanger währte nicht viel über drei Jahre. Da ward der Vater Regimentschirurg in Drontheim; und hier war es, wo die bewußte Kindheit des Sohnes anfing, welchen wir hier durchs Leben begleiten wollen.

Henrik Steffens hatte also einen deutschen Vater, eine dänische

---

gelesen; und wenn jemand damals betrübt ausgesehen, so sei es eine gewöhnliche Frage gewesen: „Hat da einer von Rousseau übel geredet?" — B. Dunker, Gamle Dage (alte Tage), 1871.

1) Das Bangsche Geschlecht, welches seinen Stammbaum bis auf die vorgeschichtlichen Hvides zurückführt, hat bekanntlich zu verschiedenen Zeiten angesehene und tüchtige Männer und Frauen zu den Seinigen gezählt.

2) Er schrieb sich nach früherem Brauche Henrich, aber selten Heinrich.

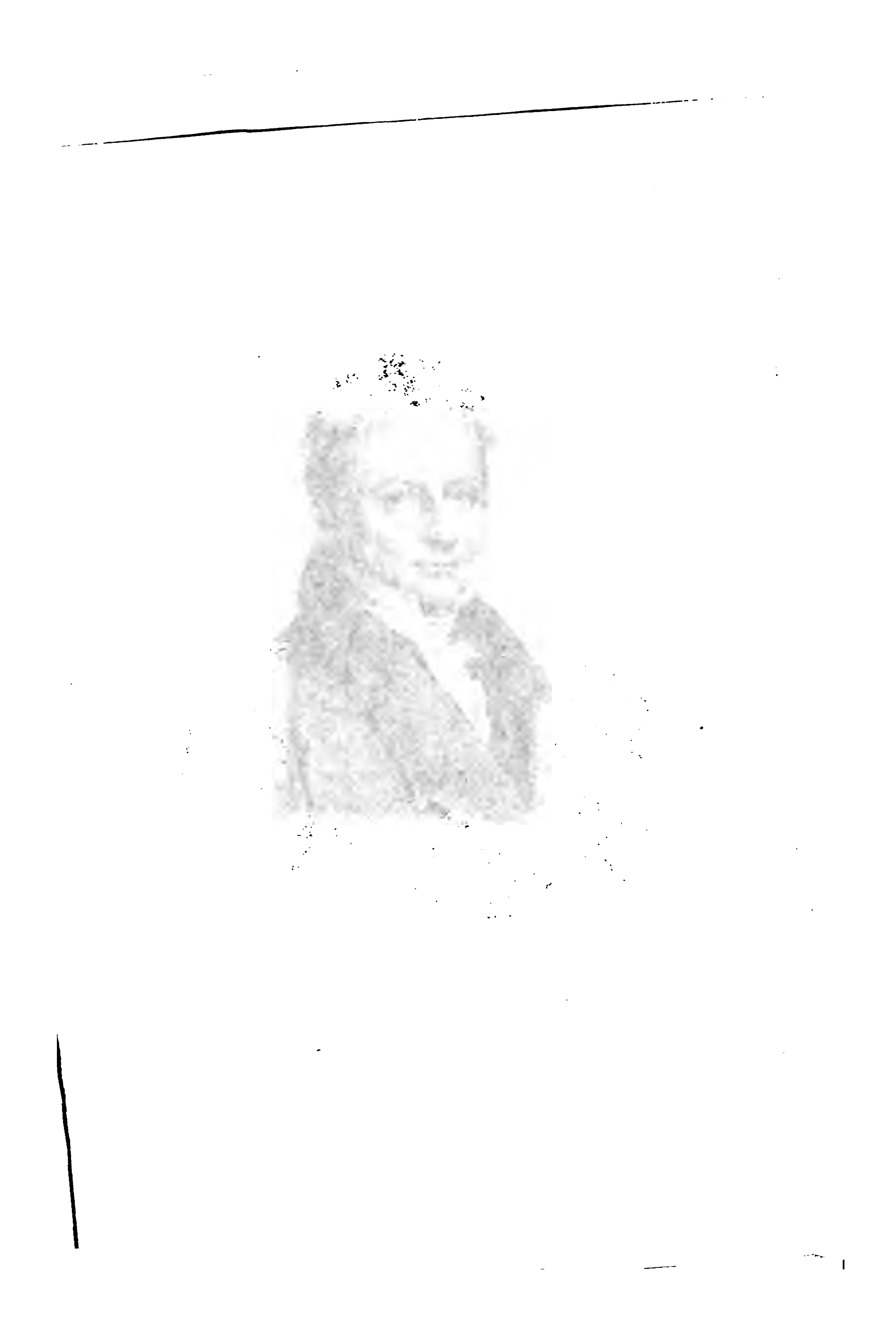
3) Die Namen der Kinder waren: Jakob (gest. als Major 1817), Henrik Niels (gest. als Regimentschirurg 1807), Peter (gest. als Gouverneur in Guinea 1821), dann: Ulrike (verheiratet mit Hagerup, rechtsgelehrtem Beamten in Kallundborg, Flækkefjord, Hedemarken und Drontheim) und Marie (verheiratet mit dem durch gelehrte Arbeiten in Dänemark rühmlich bekannten, im Jahre 1878 verstorbenen Pastor Dr. Zeuthen, einem seeländischen Dorfpastor.

Mutter, war aber in Norwegen geboren. Für sein späteres Leben war dies eine Weissagung, daß er allen drei Ländern sich widmen sollte.

In dem alten Drontheim verlief nun sein Knabenalter bis zum siebenten Jahre. Unauslöschliche Erinnerungen prägten sich seiner Seele aus dieser Zeit ein. Das düstere Munkholm, wo Griffenfeldt so viele Jahre geschmachtet hatte, ward durch des Vaters Erzählung in dem geweckten Knaben so lebendig, daß er oft stille stand und nach der alten Felseninsel hinausschaute und meinte, daß der große Gefangene noch immer dort sei. Ein anderer kleiner Zug versetzt uns völlig in jene Zeit zurück. Frühe lebte die Mutter der Hoffnung, daß der Kleine einst Prediger werden solle; und als sie eines Tages bei einem Dorfpastor zu Besuch waren [1]), da mußte das sechsjährige Kind in der Kirche auf der Kanzel, aber auf einem Schemel stehend, eine Predigt vorlesen, welche der Vater irgendwo abgeschrieben hatte. Das sollte eine Art Probe sein, ob er dazu tauge.

Gegen Ende des Jahres 1779 wurde der Vater als Regimentschirurg nach Helsingör versetzt. Dies ward eine beschwerliche Winterreise (sie ging übers Gebirge) für die Eltern, welche die zwei ältesten Knaben mit sich nahmen; die jüngeren Kinder blieben unter der Hut einen treuen Magd vorläufig zurück. Die Reise war nicht ohne Gefahr. Einmal schlug der Schlitten mit ihnen an einer Stelle um, wo auf der einen Seite ein Strom in einem tiefen Abgrund brauste, auf der andern Seite die steile Felswand ragte; glücklicherweise prallte der Schlitten gegen einen Pfahl, was ihre Rettung ward. Ein ander Mal bekamen sie ein Gefühl davon, daß es „gefährlich sein könne, bei den Leuten einzukehren, die zwischen den Alpen Norwegens wohnen“, wenn man ihnen nämlich eine unfreundliche Miene zeigt. Bei einem Kruge, wo Vorspann genommen werden sollte, geriet der hitzige Vater mit den Bauern in Streit; das eine Wort gab das andere, und die zornentbrannten Männer gingen zuletzt auf einander los. Er zog seinen Degen, und leicht hätte es ein blutiges Ende nehmen können, wäre nicht

1) Wahrscheinlich auf Hitteren, einer Insel in der Nähe von Drontheim, wo ein Anverwandter als Landprediger stand.



Henrik Steffens.

Ein Lebensbild

von

Richard Petersen,
Pastor auf Seeland.

Aus dem Dänischen

von

Al. Michelsen.

Mit Porträt.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1884.

Wand, an dem einen Ende, befand sich die oberste Klasse, „die Meisterlektion“ [1]). In jeder Klasse standen zwei braungemalte Tische mit Bänken an jeder Seite, und zwischen ihnen ein Stuhl für „den Hörer“ (d. h. Adjunkten). Die Schule begann um 9 Uhr; um 10 Uhr trat ein Schüler an den Pfeiler und rief mit lauter Stimme: „Hora decima sonat!“ (Die Uhr ist 10!), und so bei jedem Glockenschlag. In den zwei ersten Stunden wurden den Knaben ihre Lektionen überhört und die schriftlichen Arbeiten berichtigt; in der letzten Stunde bekamen sie Aufgaben für den nächsten Tag. Um 12 Uhr gingen sie, kamen aber nachmittags wieder. Der Unterricht, den die beiden Brüder in der untersten Klasse genossen, verstieg sich aber nicht hoch. Die Hauptsache war lateinische Grammatik nach „Aurora“ und „Douat“, einem Auszug der römischen Geschichte. Luthers ins Lateinische übersetzter Katechismus wurde, zugleich mit biblischen Historien, auswendig gelernt, endlich auch das griechische Alphabet [2]). Der Unterricht wurde damals noch auf die alte Weise betrieben: Latein war und blieb die Hauptsache, obgleich Minister Guldberg durch die Verordnung vom 11. Mai 1775 auch für die Muttersprache Raum und Zeit verlangte und zugleich auf das Griechische Nachdruck legte. Die Helsingörer Schule gehörte keineswegs zu den schlechtesten. Sie hatte vor nicht langer Zeit als Rektor den bekannten Jakob Baden gehabt und stand jetzt unter Niels Treschow, einem Norweger; geb. 1751, also jetzt ungefähr 30 Jahre alt, welcher als philosophischer Schriftsteller einen Namen hatte. Dieser sehr tüchtige Mann hat eine lange und ehrenvolle Laufbahn [3]), als Rektor in Christiania, Professor in Kopenhagen, nach-

richtet werden. Die höhere Schule zu Roskilde erhielt erst 1775 zwei Kachelöfen, einen in der Meisterlektion und einen in der großen Schulstube. Noch 1786 befand sich in der Lateinschule zu Ribe kein Ofen. Siehe R. J. Bloch, Beiträge zur Geschichte der Roskilder Domschule II, 68 (dänisch).

1) Ähnlich waren zu jener Zeit alle Lateinschulen in Dänemark eingerichtet.

2) Möglich, daß hierin das Gedächtnis unseres Henrik ihn etwas getäuscht hat; jedenfalls sollte nach der Verordnung vom 11. Mai 1775 (§ 20) der Unterricht im Griechischen erst im dritten Schuljahr stattfinden. Die Schulen waren auf mindestens sieben Jahre berechnet.

3) Vgl. V. Dunker, Gamle Dage, S. 93: „Der Rektor, Professor, Etatsrat, Staatsrat, Philosoph N. Treschow.“

her wieder in Christiania zurückgelegt [1]). Zu ihm trat H. Steffens viele Jahre später in ein eigentümliches Verhältnis, indem sie sich bei der Universität um dieselbe Stellung bewarben; aber der Rektor ging als Sieger über den Schüler davon.

Jede Klasse oder Lektie hatte ihren „Hörer" [2]). In der untersten Klasse war ein trefflicher Hörer, welcher Henriks Herz gewann, so daß er die anderthalb Jahre, die er in derselben zubrachte, zu den glücklichsten seiner Kindheit zählte. Ganz anders ward es, als er in die nächste Lektie aufrückte. Der Hörer war eine unangenehme, verschlossene Persönlichkeit, und bald entwickelte sich ein Mißverhältnis zwischen ihm und dem sehr eigentümlichen Knaben. Eines Tages hatte dieser ungewohnterweise seine Pensa nicht gelernt; und als die Reihe an ihn kam, gestand er es offen ein, und in dem treuherzigen Tone, in welchem er mit dem vorigen „Hörer" zu reden gewohnt war, versprach er, gewiß zum andern Tage es zu lernen. Der Lehrer sagte nichts; aber als die Schule zu Ende war, befahl er Steffens, hinaufzugehen und die Zuchtrute zu holen. Er ahnte nicht, daß es ihm selbst gelte. So erhielt er denn zum erstenmal eine Züchtigung, von welcher er selber schreibt: „Sie peitschte mich aus dem Paradies meiner Kindheit heraus, und beraubte mich der Unschuld unbedingten Vertrauens." Wie vielen ist es ebenso ergangen, wie ihm!

Natürlich geriet er hierdurch in ein trotziges Wesen und ward gleichgültig gegen die Forderungen des Lehrers; weder Drohungen noch Prügel, welche es jetzt beständig gab, halfen mehr. Da er aber ein kräftiges und lebendiges Naturell hatte, verwahrloste er nicht, lernte vielmehr fleißig daheim, hörte auch in der Schule aufmerksam zu; ja, er war im Grunde dadurch zum Selbststudium getrieben. Der „Hörer" wurde gegen den Knaben immer mehr eingenommen, welcher sich um die aufgegebenen Lektionen gar nicht kümmerte. Zuletzt ging es so weit, daß der Lehrer eines Tages

---

1) Er starb 1838. — H. N. Clausen erwähnt seiner in: „Aufzeichnungen über mein Leben" (dänisch), als „des Mannes mit dem prächtigen, kahlen Scheitel und den glänzenden Augen".

2) Erst am Ausgang des Jahrhunderts kam eine andere Ordnung, so daß es Fachlehrer gab. Siehe N. M. Petersen, Litteraturgeschichte V, 2. 87 (dänisch).

Henrik auf den Fußboden warf, ihn bei den Haaren hielt und mit den Füßen trat. In demselben Augenblicke öffnete sich die Thür der Meisterlektie, und der Rektor, welcher etwas früher fertig geworden als sonst, trat ein und ward Zeuge dieser Scene. Dies führte dazu, daß die ganze Sache untersucht und auf eine verständige Weise, ohne weitere Bestrafung, beigelegt wurde. Aber des Knaben im Grunde weiches Herz war gebeugt, so daß er seinen Fehl einsah; der Lehrer, welcher eine Erinnerung erhalten hatte, änderte gleichfalls sein Verhalten. Und da fortan Steffens wieder zu reden begann, so zeigte es sich zu allgemeiner Verwunderung, daß er keineswegs auf der faulen Seite gelegen hatte. Einige Tage nachher avancierte er in eine höhere Abteilung der Klasse. Als er nach Ablauf des Jahres in die höhere Klasse aufrückte, erhielt er beim Examen eine Prämie für Fleiß. Es ist sehr lehrreich, zu sehen, wie man damals meinte, die Kinder belohnen zu müssen. Steffens erhielt eine Erklärung des rationalistischen Professor Bornemann über die Propheten Micha und Habakuk, sowie über den Epheserbrief. Da das Buch aber einen schönen Einband hatte mit goldenen Buchstaben, so vergnügte sich der Knabe daran.

Von Januar 1780 bis 1784 wohnte die Steffensche Familie in Helsingör. Anfangs war die ärztliche Praxis des Vaters nur gering gewesen; aber bald hob sie sich und ward recht bedeutend. Hätte er sich nur besser aufs Ökonomische verstanden, so würde seine Lage eine recht ansehnliche gewesen sein. Sie wohnten in den letzten Jahren außerhalb der Stadt in einem hübschen Hause, dessen Garten nach dem Wasser hin gelegen war. Man sah oft Gesellschaft bei sich; und die Kinder, die nach damaliger Sitte nicht dabei sein durften, entschädigten sich, indem sie durch die Fensterscheiben in den erleuchteten Saal hineinlugten. Es war für sie eine Art Bühnenspiel, wenn sie den Gästen und ihrem Treiben zuschauten, ohne hören zu können, was geredet wurde.

In besonderen Fällen bekamen auch die Kinder Anteil an der gesellschaftlichen Freude, z. B. als der Friedensschluß von Versailles (1783), welcher den nordamerikanischen Staaten ihre Unabhängigkeit sicherte, in Helsingör durch Flaggen der Schiffe und Salutieren gefeiert wurde. Der freiheitsliebende, amerikanische

Vater gab Gesellschaft; die Kinder wurden hereingerufen, bekamen Anteil an den Herrlichkeiten der Punschbowle und durften Hurrah rufen, während eine kleine Kanone abgefeuert wurde.

So verlief denn das Leben in Helsingör für die Kinder bunt genug. Aber den bleibendsten Eindruck erhielt Henrik vom Meere. Dieses gewann er lieb und fühlte sich bei ihm heimisch, mochte es an einem stillen Sommermorgen spiegelhell und strahlend sich ausbreiten, während die Sonne über der hohen schwedischen Küste emporstieg und die dänischen Wachtschiffe ihren Aufgang begrüßten, während die Morgenglocken rund umher auf den vielen Schiffen läuteten; oder mochte das Meer in wildem Aufruhr schäumen und seine Wellen am Fuß der Gärten branden, ja sogar mitunter ein gestrandetes Schiff gegen das Gestade schleudern.

Aber das Meer vermag die Sehnsucht zu wecken. Robinsons Abenteuer machten dem Knaben Lust, ähnliche zu versuchen; und redete er mit den Seefahrern aus fernem Lande, dann wurde die Heimat ihm zu eng, und es verlangte ihn, hinauszusegeln nach den von der Natur reichgesegneten Gegenden, in welche er sich hineinträumte. So gingen jene Jahre für Henrik Steffens hin. Eine andere Seite des Lebens trat ihm näher, wenn die Familie zuweilen die Verwandten der Mutter in Odsherred (der Odsharde) besuchte. Hier war freilich das eigentliche Reiseziel der Bauernhof Egebjerg, das alte Daheim der Mutter; aber die große Bangsche Familie war in der Gegend weitverbreitet. Alsdann waren es die Freuden des Landlebens, mit denen er Bekanntschaft machte.

Indessen wurde der Vater um die Herbstzeit 1784 aufs neue versetzt. Er war in Helsingör Regimentschirurg bei den Husaren; als aber der Stab nach Roskilde versetzt wurde, so mußte er mit dorthin ziehen, sehr ungern: denn er verließ seine einträgliche Praxis, um einer unsicheren Zukunft entgegenzugehen.

II.

Roskilder Erinnerungen.

1784—1787.

Henrik wurde zugleich mit seinem jüngeren Bruder Niels in Roskilde der Lateinschule übergeben 1); der ältere Bruder sollte die militärische Laufbahn antreten. Der Übergang in diese Schule war kein Fortschritt; der Ton und die Einrichtung waren ungefähr wie in Helsingör. Der Rektor, Justizrat Saxtorph 2), welcher seit 1775 dieses Amt begleitet hatte, war ein daselbst sehr angesehener Mann. Er machte den Eindruck eines vornehmen Weltmannes; und wenn er den großen Raum durchschritt, welcher die vier niederen Klassen umfaßte, und hinter den Flügelthüren der „Meisterlektie" (Prima) verschwand, so wurde Steffens mit Ehrfurcht erfüllt, zugleich mit geheimer Sehnsucht, auch einmal in jenes Heiligtum einzutreten, wo er die Zweifel seiner Seele aufgehellt, alle Rätsel gelöst zu sehen hoffte. Aber bis dahin hatte der zwölfjährige Knabe noch einen weiten Weg, und dieser war in mehrfacher Hinsicht eine Wanderung durch die Wüste. Besonders war der geistlose lateinische Unterricht, damals und noch

1) Seit dem 29. September 1784 (s. Erslevs Dänisches Autoren-Lexikon, Artikel „H. Steffens").

2) Hans Christoph Saxtorph, geb. 1726, war ein sehr ernster und strenger Schulmann. Seine freie Zeit benutzte er zum Studium der Mathematik und Physik, in welchen Wissenschaften er ausgezeichnete Kenntnisse besaß; ja, er verfertigte selbst viele Instrumente. Auch in der Musik brachte er es weit. Er starb im Sommer 1787, bald nachdem Steffens die Schule verlassen hatte. Siehe N. J. Bloch, Beiträge zur Geschichte der Roskilder Domschule I, 67 f. (dänisch).

längerhin die Hauptaufgabe der Schule, für ihn eine Pein, da es hierbei lediglich auf das Grammatische ankam, gar nicht auf das Verständnis des Inhalts; und vieles, was er von dem Inhalte auffassen konnte, machte auf ihn nur einen abstoßenden Eindruck. Geschichte, für welche er, wie die meisten Kinder, großes Interesse fühlte, wurde ihm in der wenigst anziehenden Gestalt entgegengebracht: nämlich als ein kurzer Leitfaden mit Jahreszahlen, Königsreihen und Schlachten, welche auswendig gelernt werden mußten. Suhms Auszug aus der Geschichte Dänemarks war etwas besser, aber doch auch trocken. Von einer irgend anschaulichen Erzählung im Munde des Lehrers war nicht die Rede. Dieser war ja nicht Lehrer, sondern „Hörer"! Am meisten Freude hatte Henrik an den Religionsstunden, wo Guldbergs „Lehrbuch in der natürlichen Theologie als Einleitung zu der geoffenbarten" sein Gemüt ansprach [1]). Da es ihm unmöglich war, das Lehrbuch auswendig zu lernen, mußte der „Hörer" sich darein finden, daß er's auf seine Art machte. Er studierte nämlich das Buch fleißig zuhause, suchte sich in den Gedankengang des Verfassers zu versetzen und ihn sich anzueignen, und in der Schule gab er alsdann den Inhalt in einem freien Vortrage wieder, welcher dem begabten Knaben gut gelang. Dies war die erste Gelegenheit, die er bekam, sein Talent für freie Rede zu üben [2]).

Das Schulleben mit seiner Knechtschaft und Geistlosigkeit war indes für die Jugend die Schattenseite des Daseins; das eigentliche Jugendleben mußte draußen bleiben. Glücklicherweise gab es viele Freistunden, und er genoß diese mit seinen Brüdern und Kameraden, unter Spielen und lustigen Streichen, oder auch in Einsamkeit; und diese einsamen Stunden wurden ihm die liebsten.

---

1) Ebenso ging es auch Grundtvig. Dieser schreibt: „Guldberg schrieb eine natürliche Theologie, welche durch Klarheit, Tiefsinn und herzliche Wärme die unverdorbene Jugend begeistern und sicherlich zur geoffenbarten führen mußte." „Weltchronik" 1812.

2) Die Adjunkten (Hörer) an der Schule waren: Matth. Övre, Sal. Gjör, Andr. Schreiber und C. F. Schulz. Schreiber trat jedoch 1786 ein geistliches Amt an, und für ihn trat L. Chr. Kjär ein. Vermutlich waren zuerst Schreiber, später Gjör die Lehrer unseres Henrik. Der letztgenannte war allgemein verhaßt. Siehe Bloch a. a. O. II, 47.

Von jeher hatte die Natur ihn mächtig angezogen, und er hatte ja schon viel und sehr Verschiedenes gesehen. Sie ward wie seine zweite Heimat. Nicht allein wenn sie in neugeborenem Frühlingsglanz, oder in der Fülle des Sommers strahlte, zog sie ihn an; nein, jede Jahreszeit hatte für ihn ihre besonderen Reize und redete ihre wortlose Sprache. Nicht allein wenn er in der malerischen Gegend von Roskilde nach dem Fjord hinunterstreifte, fühlte er sich durch die Schönheit der Natur beglückt: auch der öde Strand, die einförmigen Felder redeten zu ihm in ihrer Weise. Wanderte er einsam so in der freien Natur, dann konnte es in ihm jubeln, dann konnte er mit ihr reden, mit ihr fühlen.

Zu anderen Zeiten träumte er sich recht mit seiner lebendigen Einbildungskraft in andere Weltgegenden hinein und lebte in ihnen, nicht solchen nur, die er gesehen hatte, wie die Alpen Norwegens und das brausende Meer, sondern auch solche, von denen er gelesen hatte. Träumend konnte er sich unter Palmen versetzen, Schlangen unter dem Gebüsche heranhuschen oder den Löwen in der Wüste stolzieren sehen. Wenn kindliche Sorgen über ihn kamen, pflegte er aus der Gesellschaft der Menschen zu entfliehen und Trost zu suchen im Schoße der Natur oder in der bunten Welt der Phantasie.

Diesem Verkehre mit der Natur entsprang die Lust, in ihr zu forschen; er wollte die Schätze, welche sie in ihrem Schoße birgt, kennen lernen. Die nordischen Klippen schwebten ihm beständig vor Augen; fand er nun bei Roskilde besondere Steine, so dachte er, sie seien ursprünglich dorther gekommen, und so machte er sie zum Gegenstand seiner sorgfältigen Untersuchungen. Er fing an, die verschiedenen Mineralien von einander zu unterscheiden und eine Sammlung derselben anzulegen.

Aber hierbei blieb es nicht. Auch die Pflanzenwelt zog ihn an, und als er unter des Vaters Büchern ein altes Werk: „Tabernomontans Kräuterbuch“, mit Holzschnitten, fand, so diente dieses ihm hinfort als Leitfaden bei der Sammlung und Bestimmung der Pflanzen. Ähnlich ging's mit der Naturlehre. Es machte einen tiefen Eindruck, als er zum erstenmale die Kraft des Magnetes kennen lernte. Jetzt fiel ihm Krügers Naturlehre in die Hände und ward ihm sehr wichtig. Die Kräfte,

die in der Natur ihm entgegentraten, wollte er auch selbst hervorrufen; und wie glücklich war er, wenn ein Versuch ihm gelang!

Aber dieses ganze Leben in und mit der Natur blieb sein eigenes Gedächtnis. Weder der Vater noch die Brüder achteten dessen weiter, sowie er auch selber nicht davon sprach. Übrigens war er jetzt ein sehr mitteilender Knabe geworden — so gesprächig, daß er seinen Umgebungen mitunter dadurch unbequem ward; aber seine Liebe zur Natur trug er stille bei sich.

Daß Roskilde mit seinen Erinnerungen an die Vergangenheit bei einem so lebhaften Knaben auch den Sinn für Geschichte wecken mußte, ist begreiflich. Er konnte sich zurückträumen in die Großmachtzeiten Dänemarks, in die Tage der Waldemare; ja, er fühlte sich näher mit jener Zeit verbunden, seit er gehört hatte, daß die Familie Bang von den merkwürdigen Hvides abstammen solle. So durfte er sich ja als einen Stammverwandten des großen Erzbischofs Absalon betrachten.

Vor allem imponierte ihm die Domkirche mit ihren Königsgräbern. Die Lateinschule war damals mit der Kirche eng verbunden. Die Schüler mußten nicht allein Sonntags als Sänger am Gottesdienst teilnehmen, selbst wenn sie, wie Steffens, keine Singstimme hatten, sondern abwechselnd auch an Wochentagen frühmorgens ein Gebet in der Thür des Chores ablesen. Steffens freute sich jedesmal, wenn an ihn die Reihe kam, und übernahm es oft statt eines andern. Wenn er dann an einem frühen Wintermorgen im hohen Chore stand und seine Blicke den langen Gang hinabstreiften, so ruhte nächtliches Dunkel über dem weiten Raum. Nur hier und dort saß ein Andächtiger mit einem Lichte vor sich. Die Kirche machte auf ihn einen überwältigenden Eindruck; es war ihm, als träten die Gestalten aus vorigen Tagen lebendig vor ihn hin. Und wenn er alsdann seine helle, kindliche Stimme mit den Worten des Gebetes erhob, so wurde er tief ergriffen; Thränen strömten über seine Wangen, und in einer wundersamen, wehmütig=ernsten Stimmung verließ er die Kirche.

Die Schule, wie sie damals war, konnte die jungen Seelen nicht zu der rechten Lebensquelle, der Gemeinschaft mit dem Herrn,

hinziehen, sondern mußte eher von derselben hinwegdrängen. Aber Steffens hatte das Glück, eine Mutter zu besitzen, welche durch das schwere Kreuz der Kränklichkeit den Herrn gefunden hatte; und wie ihr auswendiger Mensch hinstarb, lebte der inwendige immer mehr auf und erneute sich von Tag zu Tag. Konnte sie sich auch, ihrer Schwächlichkeit wegen, nur wenig mit den Kindern beschäftigen, so fühlten sie doch die Mutterliebe und bekamen einen Eindruck von einem Leben in Gott. Henrik war ihr Liebling, obgleich er unter allen Kindern am meisten dem Vater ähnlich war [1]). Sie hatte immer gehofft, er werde sein Leben dem Dienste Gottes widmen, als Geistlicher. Als sie einigemal so bedenklich krank war, daß man ihre Auflösung nahe glaubte, und die ganze Familie um ihr Krankenbett versammelt war, um ihr letztes Lebewohl zu hören, da wandte sie sich insbesondere zu Henrik, weihte ihn für den Dienst des Herrn, und sprach über ihn den Segen. Wie ergriffen solche Augenblicke des Knaben Herz und fesselten ihn noch stärker an die Mutter! Seitdem kam er noch öfter, als vorher, zu ihr, und alsdann thaten sich ihre Herzen in voller Vertraulichkeit gegen einander auf. Er schüttete vor ihr seine Gedanken, seine Hoffnungen, seine Zweifel aus; sie verstand in sein Inneres einzugehen, ihm zu raten, ihn zu beruhigen. Sie führte alle Kinder in das geheimnisvolle Reich des Glaubens mit seinem Frieden und seiner Freude ein. Er lernte jetzt die Kraft des Gebetes kennen. Er betete nicht um irdische Güter, denn er fühlte sich glücklich, selbst nicht — obgleich sein Herz danach wohl verlangte — ein berühmter Mann zu werden, denn dies, meinte er, hänge von seinem eigenen Fleiße ab. Wenn aber der Vater sich im Tone des Zweifels über Religion geäußert hatte, dann konnte der Sohn die Einsamkeit aufsuchen und mit wahrer Seelenangst beten: „Herr, bewahre meinen Glauben rein!“ Zuzeiten konnte er in solchem Grade religiös bewegt sein, daß seine Brüder darüber ärgerlich wurden und es Verstellung nannten. Mit der

---

1) „Seine Vorzüge, aber leider auch seine Fehler, sind nur allzu entschieden mein Erbteil geworden. Ich soll von allen Kindern ihm am meisten geglichen haben.“ H. Steffens, Wie ich wieder Lutheraner ward, S. 22.

Mutter las er christliche Bücher; und der lebhafte Junge machte sich auf eigene Hand daran, die ganze Bibel durchzulesen und in der Geschichte der Kirche zu forschen; ja er machte schon den Anfang, Bücher darüber zu schreiben! Jetzt fühlte er mitunter auch ein eigenes Bedürfnis, zur Kirche zu gehen und Erbauliches mit nachhause zu bringen zu seiner kranken Mutter, welche niemals in das Haus des Herrn kommen konnte. Die Prediger der Domkirche sagten ihm nicht zu, weshalb er die Frauenkirche aufsuchte, wo Pastor Worsoe, welcher daselbst von 1782 bis 1795 fungierte, durch seine kurzen, sinnigen Gebete sein Herz gewann, sowie durch seine herzlichen, von aller falschen Salbung freien Predigten. Zuhause mußte er dann der Mutter das Gehörte mitteilen, was ihm immer besser gelang. Dazu pflegte sie die anderen Kinder um sich zu versammeln, und Henrik stand vor ihnen wie ein kleiner Pastor, welcher oft selber tief bewegt war. Auch arbeitete er selbst einige Predigten aus und trug sie ihr vor; sie erblickte in ihm den zukünftigen Pastor.

Öfter empfing Henrik in der Kirche besonders tiefe Eindrücke. Er bewahrte die lebhafteste Erinnerung an einen schönen Ostertag, als draußen der Frühling mit seinen ersten Blumen die Menschen grüßte, und der Ostergesang ernst und mächtig erscholl:

„Gott sei gedankt zu jeder Frist,
Die Sonne der Gerechtigkeit
Der Menschen Herzen erfreuet.
Sie steigt herfür aus Grabes Thür
Und alle Dinge erneuet."

Da ward es ihm, als antworteten Himmel und Erde, Felder und Wälder: „Er ist wahrhaftig auferstanden!

Einigemal aber, wenn seine Mutter, bleich und stille, nach der Kirche geführt wurde, um das Abendmahl zu genießen — wie bebte dabei des Knaben Herz! Besonders das letzte Mal: sie mußte, mehr tot als lebend, fortgebracht werden; da wurde er von tiefer Angst um ihretwillen ergriffen, und flüchtete hinaus in die Einsamkeit der Natur; er fühlte in tiefster Seele, daß sie die einzige war, die ihn verstand. Er warf sich nieder und ergoß sein Herz in heißem Flehen für die geliebte Mutter. Dieses waren für die Ewigkeit gelebte Stunden, und die hier in sein Inneres

eingesenkten Keime sollten einmal gesegnete Früchte tragen. „Sie war der gute Engel meines Lebens", schreibt er in seinen alten Tagen; und jene ganze Roskilder Zeit nennt er die friedlichste, froheste Zeit, gleichsam das Paradies seines Lebens [1]).

Der begabte Knabe erweckte in Roskilde ein gewisses Aufsehen. Es war da eine Gesellschaft, die Vogelschießen veranstaltete, aus Söhnen der besseren Familien der Stadt bestehend, welche Sommers einmal in jedem Monate ihre Zusammenkünfte umgehend in den verschiedenen Familien hielten. Da ging es vergnüglich zu, und bei dem Festmahle durfte eine Rede nicht fehlen; aber Henrik Steffens war stehend der Redner, und niemand machte ihm den Rang streitig, da er hierzu wie geboren war. Daß diese Reden nicht frei waren von dem Zopfstil jener Zeit, ist anzunehmen, und seltsam genug muß es geklungen haben, wenn der 13jährige Junge in einem seiner Vorträge „die Pflichten der Könige und der Patrioten" entwickelte. — In dem letzten Jahre der Roskilder Zeit, 1787, erntete er auch seine ersten schriftstellerischen Lorbeeren, da er nämlich ein Wochenblatt schrieb, zuerst für Schulkameraden und seinen eigenen kleinen Kreis bestimmt; als aber der Vater, stolz auf den hoffnungsvollen Sohn, seine Freunde hiermit bekannt machte, drang es, in zierlichen Abschriften, in weitere Kreise der Stadt. Es enthielt Gedichte, rührende Erzählungen, religiöse Betrachtungen, alles von dem Knaben selbst; später, da es ihm doch zu schwer fiel, allen Stoff selber zu liefern, nahm er Beiträge von Kameraden auf. Nach einiger Zeit verlor indes das Blatt sein Interesse, sowohl für ihn selbst als für die Leser, und hörte auf.

Daß Henrik einen freien und unerschrockenen Mut hatte, konnte er während des Aufenthaltes in Roskilde an den Tag legen. Damals war es gewöhnlich, daß die Primaner („Meisterlektianer" genannt) über die anderen Schulkameraden eine gewisse Herrschaft ausübten, welche in eine abscheuliche, rohe Tyrannei ausartete. Diese verdroß Steffens. Selbst in einer der unteren Klassen, be=



---

1) „Weibliche Liebe, Mutterliebe war es, was mich zuerst für die innere Wahrheit erzog, was mir Glauben einflößte an die siegreiche Macht der Liebe." Steffens, Die vier Norweger II, 317.

schloß er, alles zu thun, um dem Unfug eine Grenze zu setzen. Er versammelte also alle „Duxe" (d. h. Bankältesten) der vier unteren Klassen, im ganzen acht (denn jede Klasse war in zwei Abteilungen, oder „Tische" geteilt), redete zu ihnen von den Kränkungen, die sie täglich erdulden müßten, und forderte sie zur Abschüttelung des Joches auf. Anfangs erschraken sie, gingen aber doch auf seinen Vorschlag ein, sich der „Meisterlektie" zur Wehr zu setzen und alle für einen zu stehen. Sie versammelten also die anderen Schüler, und beschlossen wurde eine förmliche Empörung der Schule gegen ihre Tyrannen. Sie sollte bei erster Gelegenheit ausbrechen, bis dahin aber geheim gehalten werden. Aber natürlich waren ihrer für das Geheimnis zu viele; es wurde verraten, und die Primaner beschlossen Rache. Eines Tages kam Henriks Bruder, Niels, aus der Schule nachhause gestürzt, ehe noch der Unterricht morgens angefangen hatte. Er trug eine große, klaffende Wunde am Kopfe; das Blut strömte ihm übers Gesicht. Als der Vater ihn sah und erfuhr, daß die Wunde ihm von Primanern beigebracht war, geriet der heftige Mann völlig außer sich; er nahm den Knaben an die Hand und führte ihn, wie er war, zum Rektor.

Die Folge zeigte sich bald. Als zwei Tage nachher die Schule versammelt war und der Unterricht beginnen sollte, traten Rektor und Konrektor ein, begleitet von dem Pedellen. Saxtorph hielt eine Ansprache an alle Schüler; die von der Meisterlektie standen in Reihe und Glied in dem Kreuzgange, welcher den großen Schulraum in vier Teile sonderte. Er setzte die größeren Schüler wegen der geübten Tyrannei strenge zurecht und ließ zuletzt den Schuldigen vortreten, welcher an Niels Steffens' Verwundung schuld war. Dieser wurde nun in Gegenwart aller mit dem „Schulreis" bestraft, und die ebenso ernste als beschämende Strafe machte einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden und preßte ihnen viele Thränen aus. Seit vielen Jahren war so etwas in der Roskilder Schule nicht erlebt worden.

Aber seit dieser Begebenheit ward der Schulbesuch für die Brüder Steffens drückend. Sie waren von den Primanern übel angesehen und gingen in beständiger Furcht vor ihrer Rache.

Außerdem hatte die ganze Sache das weiche Gemüt unseres Henrik tief erschüttert. Er atmete daher auf, als der Vater kurz darauf von Roskilde wieder versetzt wurde. So nahm er denn mit Freuden von dieser Stadt Abschied, an welche sonst sich so heitere und freundliche Erinnerungen für ihn knüpften.

III.

Der junge Naturforscher.

1787—1790.

Die Familie Steffens zog nach Kopenhagen. In Roskilde war ihre Lage eine dürftige gewesen; der Vater hoffte in der großen Hauptstadt eine größere Praxis zu bekommen und hatte deswegen um Anstellung nachgesucht bei einem der dortigen Infanterie-Regimenter. Diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung: in Kopenhagen blieb es ein beständiger Kampf mit drückenden Nahrungssorgen.

Davon merkte jedoch die Jugend, zumal im Anfange, nur wenig, und sie freute sich des neuen Lebens, das sich in der großen Stadt vor ihr aufthat, nicht am wenigsten Henrik. Sein erregbarer Sinn freute sich des bunten Vielerleis, das ihm entgegentrat, so daß in den ersten Monaten wenig Sammlung und Ruhe zur Arbeit war. Kopenhagen hatte damals — es war 1787 — in der Hauptsache dasselbe Aussehen, das es während fast des ganzen Jahrhunderts gehabt hatte. Das alte Christiansborger Schloß erhob sein Kupferdach über die Häuser der Stadt; die Turmspitzen der Nikolai- und Frauen-Kirche ragten noch hoch in die Wolken empor. In den vielen krummen und engen Gassen, auf den kleinen Marktplätzen bewegte sich ein Volksleben, zwar in weit geringerem Umfange, aber weit bunter als heutzutage. Die stattlichen Soldaten der vielen in der Stadt liegenden Regimenter, die kühnen, allgemein beliebten Matrosen von dem festen Stock des Holms, der königliche Hof mit seinem imponierenden Glanze, alles gab der Stadt den Charakter einer Residenz der

2*

„guten alten Zeit“. Und das Leben in den Straßen war viel freier als jetzt; Bänkelsänger boten neue Lieder, „gedruckt in diesem Jahre“, feil und sangen sie vor; Matrosen und deutsche Soldaten schlugen sich, und zu allgemeiner Freude gingen die ersteren gemeiniglich als Sieger davon. Im königlichen Garten und im „Philosophengange“ spazierten zu gewisser Tageszeit die feinen Leute, um zu sehen und gesehen zu werden. Und unten beim Hafen, welches Leben und Weben! Es war für Kopenhagen gute Zeit, wenn auch nicht so gut, wie zur Zeit des amerikanischen Freiheitskrieges; der Handel blühte, von West- und Ostindien kamen reiche Ladungen; im Kriegshafen lag die große, ansehnliche Flotte, Dänemarks Stolz. Und auf der andern Seite der Stadt, neben der ehrwürdigen Frauenkirche, lag das Studienquartier. Der junge Lateiner Henrik Steffens betrachtete sich schon als akademischen Bürger und sehnte sich nach der Stunde, wenn er sich unter die bunte Schar dänischer und norwegischer Studenten mischen dürfe, welche sich um das altehrwürdige Gebäude und in dem ganzen lateinischen Quartier umhertrieben.

Konnte aber der vierzehnjährige Knabe sich so in das Volksleben vertiefen, so übte die Einsamkeit, welche er in Roskilde lieben gelernt hatte, auch hier zuweilen über ihn ihren Zauber aus. Dann ging er aus den Thoren der Stadt auf Wege und Stege hinaus; und damals brauchte man nicht weit von der Stadt zu gehen, um Einsamkeit zu finden. Alsdann wanderte er mit seiner eigenen bunten Ideenwelt, und war froh und glücklich.

Und welche Eindrücke empfing er, als er zum erstenmal das königliche Theater betrat! [1]) Es war, als öffnete sich vor seinen Blicken eine neue Welt. Dort sah er den geistesschwachen Christian VII., eine kleine, zierliche Gestalt, voll Bewegung und Unruhe; und gerade an jenem Abend saß neben demselben der schwedische König Gustav III., ein eleganter, stattlicher Herr, welcher als Gast beim dänischen Hofe verweilte [2]).

---

1) Es war der 23. Oktober 1787; man gab den „Fähndrich“ und die „Semiramis“. Siehe Overskou, Theaterhistorie, 3. Teil.

2) Sein Besuch hatte den Zweck, Dänemark zu bewegen, daß es sich an Schweden anschließe gegen Rußland; da aber Dänemark traktatmäßig an

Es wurde beschlossen, die zwei studierenden Söhne nicht die Lateinschule besuchen, sondern privatim vorbereiten zu lassen. Ein junger Mann wurde als Lehrer angenommen; dieser fand aber namentlich Henrik in seinen Vorkenntnissen so schwach, daß er dem Vater riet, ihn für etwas anderes zu bestimmen, da er zum Studium sicherlich nicht tauge. Das wollte er, dessen Stolz gerade Henrik war, auf keinen Fall, und in kurzem wurde der Lehrer verabschiedet. Der ungünstige Eindruck, den Henrik gemacht hatte, mochte auf die viele Zerstreuung zurückzuführen sein, in welche er durch das Kopenhagener Leben geraten war. Der neue Privatlehrer, welcher die Brüder in den nächsten Jahren vorbereiten sollte, bis sie Studenten würden, war ein Studiosus alten Schlages, tüchtig im Lateinischen und Griechischen, in allen anderen Fächern aber sehr mangelhaft. Solche alte Studenten, wie er, waren damals nicht selten. Er genoß einige Stipendien vonseiten der Universität, und mit Hilfe derselben und durch das, was er sich durch Unterricht verdiente, konnte er eine dürftige Existenz auf einer Bodenkammer fristen, wo alles den Stempel der Armut und Unsauberkeit trug. Als endlich nach Verlauf von ungefähr drei Jahren Unterrichts die Zeit des Examens herannahte, war der Mann voll Furcht wegen seiner Zöglinge. An dem entscheidenden Tage trieb er, wie ein Verzweifelter, sich mit dem schwermütigen Gedanken umher, sich zu ertränken, wenn es nicht gehe. Er konnte sich kaum fassen, als er erfuhr, daß beide mit Ehren die Prüfung bestanden hätten.

Was das häusliche Leben während dieser Jahre betrifft, so lebte die Familie Steffens wegen der spärlichen Einkünfte äußerst zurückgezogen. Zwar hatte die Mutter in der Stadt viel Familie, darunter Anverwandte in vornehmen Verhältnissen: einer ihrer Brüder war Konferenzrat, Justitiar am Hof- und Stadtgerichte; ein anderer war Oberarzt am Frederiks-Hospital. Aber abgesehen von diesen beiden, standen die übrigen Verwandten beinahe außer Beziehung zu dem Hause. Hierzu trug freilich auch die Krankheit der Mutter bei. Sie verlosch endlich wie eine Lampe, welcher

---

Rußland gebunden war, wurde der Vorschlag durch Minister A. P. Bernstorff zurückgewiesen.

das Öl ausgeht. Ihr Henrik saß täglich an ihrem Krankenbette; jedoch die stillen Stunden von Roskilde kamen nicht wieder. Er war jetzt allzu sehr von dem Kopenhagener Leben und Treiben hingenommen; und während seine Neigung, in der Natur zu forschen, immer mehr zunahm, wurden die religiösen Bedürfnisse zurückgedrängt. Für sie war das eine schmerzliche Täuschung. Wenn er in aller seiner Lebhaftigkeit ihr darzulegen suchte, was ihn jetzt erfüllte, wenn er sich verbreitete über die Umwälzungen in der Erdrinde, oder die versteinerten Tiere, alsdann lenkte sie seine Gedanken auf Ihn, den Allmächtigen, hin, welcher Himmel und Erde bewegt, welcher den Sternenhimmel zusammenrollt wie ein Kleid, am tiefsten sich aber im stillen Herzenskämmerlein offenbart. So warnte sie ihn, sich nicht allzu sehr in die Natur zu vertiefen; so mahnte sie ihn an seinen Beruf, das Wort des Herrn zu verkündigen.

Schon vier Jahre nach ihrer Niederlassung in Kopenhagen entschlief die Mutter, 1788, nur 37 Jahre alt. Noch auf dem Sterbebette ermahnte sie ihren Henrik: „Du sollst Gottes Wort verkünden; er hat dich berufen und dich mit seinen Gaben ausgerüstet; bleibe ihm, bleibe deinem Berufe treu, dann wird Gott der Herr dich segnen!“ Der Sohn war tief erschüttert. Durch sein ganzes Leben hat ihn dieses Bild der zärtlichen, sterbenden Mutter begleitet. Ihr Wunsch ist nicht in der Weise in Erfüllung gegangen, wie sie sich vorstellte und ihn ins geistliche Amt gleichsam hineindrängen wollte; denn der Sohn ward deutlich inne, daß sein Beruf ein anderer war. Aber in höherem Sinne hat jener Wunsch sich erfüllt: er ist ein Diener des Wortes geworden.

Durch den Hingang der Mutter löste sich das Familienleben größtenteils auf. Beide Töchter kamen vom Hause; der älteste der Söhne, Jakob, war Kadett, ein sehr tüchtiger junger Mensch, welcher einige Jahre nachher Offizier ward. Das Hauswesen wurde nun meistens von der alten Maren und von Niels Steffens, welcher besondere praktische Gaben besaß, verwaltet. In diesen Jahren schloß Henrik und sein jüngster Bruder, Peter, sich am innigsten zusammen. Letzterer war zwar vier bis fünf Jahre jünger, teilte aber in vieler Beziehung die Interessen des älteren Bruders. Der Vater war nur wenig zuhause.

Inzwischen entwickelte sich bei Henrik Steffens immer mehr die frühzeitig erwachte Liebe zur Natur. Alles, was diese betraf, übte auf ihn einen Zauber. In einer Leihbibliothek, aus welcher er auch unterhaltende Bücher zu holen pflegte, entdeckte er naturgeschichtliche Bücher. Besonderes Gefallen fand er an Raffs „Naturgeschichte für Kinder“. Vormittags ging er mit diesem Buche oft in den königlichen Garten, wo es stille und menschenleer war, und freute sich, ungestört lesen zu können, während er rings umher die Vögel singen und die Insekten summen hörte, und wo er sich wie im Schoße der Natur fühlte. Aber noch ein Werk von ganz anderer Bedeutung fand er auf der Leihbibliothek, nämlich Büffons Naturgeschichte (von Haller übersetzt). Hier wurde er in die Entwickelungsgeschichte der Erde versetzt, die in ihr vorgegangenen gewaltigen Umwälzungen, die untergegangenen Geschlechter von Pflanzen und Tieren ihm vergegenwärtigt. Dieses alles ergriff ihn mächtig. Jetzt erhielten für ihn die Versteinerungen etwas besonders Anlockendes: einige wenige, die er von seinem Vater bekommen hatte, beschäftigten seine Phantasie aufs Lebhafteste. Er malte sich großartige Phantasiebilder aus, wie es mit der Umgestaltung der Erde zugegangen sein möge, sowie von der zerstörten Pflanzen- und Tierwelt. Eines Tages trafen Maren und die Brüder ihn, wie er in seiner Kammer saß, mit Versteinerungen vor sich, völlig abwesend. Die gute Magd glaubte, er sei nicht richtig im Kopfe.

Ein günstiger Umstand war es, daß der für die Natur so begeisterte Knabe durch seinen Vater Gelegenheit erhielt, den Verwalter der königlichen Kunstkammer, Spengler [1]), zu besuchen, welcher eine große Konchyliensammlung besaß, ihn freundlich zu sich einlud, ja zuletzt in wöchentlichen Stunden sowohl in der Konchologie als in der Lehre von den Korallen unterrichtete. Auch bei einem anderen Sammler von Naturalien aller Art, einem Sonderling [2]), welcher seinen dreieckigen Hut und seine Uhrkette mit Konchylien schmückte, und welcher in seiner geräumigen Woh-

1) Lorenz Spengler war 1769 an der königlichen Kunstkammer angestellt worden; er starb 1808. Siehe M. Petersen, Litteraturgeschichte V, 2. 17.

2) Vermutlich Cetti.

nung ein ganzes „Raritätenkabinett“ hatte, fand er Zugang; und dieser Mann schenkte ihm manche Dubletten, so daß Henrik Lust zum Sammeln bekam. Es währte auch nicht lange, so hatte er eine für seine Verhältnisse nicht unbedeutende Sammlung.

Während aber so sein wissenschaftliches Interesse ihn rastlos weiter trieb — zur selben Zeit, als er für die Universität vorbereitet wurde — entfremdete sich sein Gemüt immer mehr jenem kindlichen, unbefangenen Glauben, welcher einst in ihm so lebendig gewesen war. Sinn und Interesse waren, wie's in dem Alter so häufig geht, von etwas ganz anderem hingenommen. Als er daher in dem Winter 1788—1789 zur Konfirmation vorbereitet wurde [1]), machte dieser Unterricht auf ihn nur geringen Eindruck, hauptsächlich nur eine Gelegenheit für ihn, mit seinen Kenntnissen zu glänzen. Auch bestand derselbe in trockenem Abfragen. Tief bewegt wurde er dagegen, als er zuerst das Abendmahl feierte; die Erinnerungen an die Mutter lebten auf, jedoch nicht mild erhebend, nein, als drohe ihm sein guter Engel, weil er nicht mehr war, was er gewesen. Mit innerer Unruhe ging er vom Tisch des Herrn; bald verlor sie sich jedoch unter dem Treiben des Tages wieder. Und viele Jahre gingen vorüber, ehe er wieder das Bedürfnis fühlte nach dem heiligen Mahle.

Dagegen sollte etwas völlig anderes bald darauf in sein inneres Leben eingreifen. Auf der Bibliothek fiel ein Band von Goethes Werken in seine Hände, als er Goethe nicht einmal dem Namen nach kannte. Er enthielt den ersten Teil des „Faust“. Deutsch verstand er einigermaßen von Hause aus. Dafür hatte der holsteinische Vater gesorgt. Er fühlte sich tief ergriffen; die Sprache bezauberte ihn wie Geistermusik; und obgleich er damals den Schmerz, der mit dem ruhelosen Fragen und Forschen nach Wahrheit verbunden ist, wie derselbe im „Faust“ dargestellt wird, noch nicht kannte, so ahnte er ihn doch. Es war ein geheimes Grauen, welches sich mit einer unendlichen Lust vereinte. So ward der 16jährige Jüngling schon von dem „Sturm und Drang“ berührt, welcher in jenen Tagen über so viele gekommen war. Er lernte

1) Vermutlich von dem Pastor der Garnisonkirche, Professor Hermann Treschow.

den größten Teil des „Faust" auswendig teilte, aber niemanden seine innere Bewegung mit [1]).

Eine neue Quelle, aus der er seine Kenntnisse bereichern konnte, öffnete sich ihm, als er Zugang erhielt zu der großen Bibliothek des berühmten Geschichtsforschers Suhm. Bei seinem Oheim Dr. Bang hatte er einige mit einem Wappen bezeichnete Bücher gesehen, und zugleich erfahren, daß sie aus jener, allen Gelehrten offen stehenden Bibliothek waren. Der junge Mann faßte Mut, wie es an Kühnheit ihm überhaupt nicht fehlte, und wanderte eines Tages nach dem großen Hotel des Kammerherrn Suhm an dem Platze „Pustervig" [2]). In seinem Konfirmationsanzuge trat er klopfenden Herzens in die Thür; würde er, der unbekannte Knabe, nicht abgewiesen werden? Er verlangte Linnés Systema naturae. Rasmus Nyerup, Suhms Bibliothekar, lieferte es ihm sofort ohne jede Schwierigkeit, und freudetrunken sprang er mit den drei großen Bänden die Treppe hinunter. Hier war nun genug zu lernen und zu forschen; indes fühlte er, daß er ohne Anleitung keinen rechten Nutzen von dem großartigen Systeme haben werde. War doch bis dahin sein ganzes naturwissenschaftliches Studium seinen eigenen Kräften überlassen geblieben.

Da kam es dem jungen Steffens ganz gelegen, daß er durch Vermittelung seines Vaters Zugang erhielt zu der im Jahre 1785 errichteten chirurgischen Akademie, wo er bei dem Professor Winslöv Vorlesungen hörte über Osteologie und bei dem Rektor Schumacher über Chemie. Viel größere Bedeutung aber sollte es für ihn haben, daß er auch den berühmten Vahl hörte. Dieser energische Botaniker, Linnés Schüler, früher beim botanischen Garten angestellt, war vor kurzem vom Auslande heimgekehrt; aber Dänemark

1) „Gretchens Klage, Fausts erhabener Genuß in der einsamen Gebirgsgegend, viele Stellen in dem wunderbaren Werke klangen wie eine ferne Musik und häuften ‚der Erde Weh, der Erde Lust' über meiner tief bewegten, im Innersten erschütterten Brust." Steffens, Die vier Norweger I, 261 ff.

2) Seine Bibliothek wuchs zuletzt zu 100,000 Bänden an, und stand seit dem Jahre 1775 für jedermann offen, während zur selben Zeit die große königliche Bibliothek für das Publikum unzugänglich war. Suhm starb 1798.

hatte ihm keine angemessene Stellung zu gewähren, obschon er ein Meister in seinem Fache war; er mußte also mit einer Privatthätigkeit fürlieb nehmen. Im Jahre 1789 war von Abdilgaard eine Gesellschaft für Naturgeschichte gestiftet worden, ausschließlich auf Privathilfe angewiesen. In dieser Gesellschaft fand Vahl eine Anstellung [1]). Seine im „Prinzenpalais“ gehaltenen Vorlesungen waren nicht stark besucht; aber der einfache, stille Mann gewann ganz und gar Steffens' Herz. Durch ihn erhielt der Selbstunterricht des jungen Mannes die nötige Sicherheit; denn er verlangte von seinen Schülern, daß sie jede Pflanze klar und genau beschreiben und deren Stelle im Linnéschen Systeme finden, ebenso auch die Tiere nach ihren Formen bestimmen sollten. So kam allmählich Ordnung in Steffens naturgeschichtliche Kenntnisse.

Ehe wir diese Periode in Henrik Steffens' Leben verlassen, wollen wir noch bei ein paar Zügen verweilen, die von ihm selbst aufbewahrt sind. Des Sommers pflegte er Ausflüge zu machen in die schöne Gegend Kopenhagens, so oft hierzu Gelegenheit war, mitunter weitere, so z. B. nach Schloß Hirschholm, welches damals öde und verlassen lag. Seit den traurigen Erinnerungen, welche aus der Zeit der Karoline Mathilde und Struensees fortlebten, hatte niemand Lust, dort zu wohnen, und bei aller seiner Pracht glich es einem verzauberten Schlosse. Schwermütig breitete sich die Einsamkeit über den großen Garten. Als beredter Zeuge der Vergänglichkeit aller weltlichen Herrlichkeit war ein Teil der Gebäude gänzlich zusammengestürzt. Dort sich in die Einsamkeit zu vertiefen, sagte dem jungen Steffens ungemein zu, und Hirschholm war öfter das Ziel seiner Wanderungen [2]).

In dem Leben eines jeden Menschen kommen Augenblicke vor, die sich unvertilgbar einprägen, so daß sie uns durch lange Jahrreihen hindurch verfolgen und in unseren Träumen vor uns auf-

1) Erst 1801 ward er Professor an der Universität, starb aber schon 1804. Oehlenschlägers schönes Gedicht zu seinem Andenken ist im Norden sehr bekannt.

2) Im Jahre 1810 wurde Hirschholm niedergebrochen. Auch in seiner gegenwärtigen Gestalt, wo die Kirche an der Stelle des Schlosses liegt, „gleich einem Kreuz auf einem Grabe“, hat der Ort schon so manchen Besucher zu tiefer Wehmut gestimmt.

tauchen können. Es ist nicht immer eine eigentliche Begebenheit, sondern mehr eine unmittelbare Anschauung, welche das Gemüt ergriffen hat. So in Steffens' Jugendleben ein früher Sommermorgen, an welchem er auf der Anhöhe des Frederiksberger Schloßparks stand und über die Stadt hinblickte, die in Nebel und Halbdunkel gehüllt lag: da stieg die Sonne jenseits der Küste Schwedens empor; klar und freundlich warf sie ihre goldroten Strahlen über den Sund, über die Türme und Turmspitzen der Stadt, über das mächtige Kupferdach von Christiansborg. Immer höher stieg sie: alles strahlte in einer so durchsichtigen Klarheit, wie er nie zuvor gesehen hatte. In diesem Augenblicke war's ihm, als müsse „das Gestirn des Tages", welches auf seiner Bahn fortschritt, auch alle seine Seele noch umlagernden Nebel und Dunkel vertreiben, als sollten alle Rätsel ihm gelöst werden [1]). Niemals hat er diesen Eindruck wieder vergessen; sein Leben lang mußte er einen Sonnenaufgang sich gerade so vorstellen; oft kehrte ihm in seinen Träumen jenes Bild wieder, welches wie ein schöner Abschluß seiner ersten, dunklen Jugendzeit und die Weissagung auf einen immer lichteren, herrlicheren Lebenstag war.

---

1) Sein Freund, Ludwig Tieck, erlebte etwas Ähnliches im Jahre 1792 auf einer Fußwanderung im Harze. Als er vor Tagesgrauen das ländliche Gasthaus, wo er übernachtet hatte, verließ, ging die Sonne bleich und bleifarben auf; aber plötzlich durchbrachen ihre Strahlen den Nebel, erleuchteten die Landschaft und strahlten auf ihn selbst. Da war's ihm, als werde ein Schleier vor seinen Augen fortgerissen; ein inneres Licht erfüllte ihn; Himmel und Erde schienen verklärt, als trete ihm Gott selber entgegen und als schaue er sein Angesicht. Eine wunderbare Gewißheit, ein Gefühl der Seligkeit durchströmte ihn. Auch ihn hat dieser Eindruck durchs ganze Leben begleitet. Siehe H. Köpke, Ludwig Tiecks Leben I, 143.

IV.

Studentenleben.

1790—1794.

Es war im Herbste 1790, als Henrik Steffens, zugleich mit seinem jüngeren Bruder Niels, nach einem mit Ehren bestandenen Examen, Student an der Kopenhagener Universität ward [1]). Die Wege der Brüder trennten sich jetzt: der jüngere wurde nämlich alsbald, 16 bis 17 Jahre alt, als Compagniechirurg angestellt. Damals meinte man, die Erfahrung gebe für einen solchen den besten Lehrmeister ab, denn seine theoretische Vorbereitung war eine sehr unbedeutende gewesen. Henrik warf sich mit großem Eifer auf das Studium für das sogenannte zweite Examen, welches zu jener Zeit in zwei Teile zerfiel, die philosophische und die philologische Prüfung. Die erstere bestand er schon beim Ausgang des ersten Halbjahrs, und nach dem Verlaufe des zweiten auch die andere Hälfte des Examens, beide mit vorzüglichen Zeugnissen [2]).

Er hatte den Vorlesungen der Professoren mit großen Erwartungen entgegengesehen, welche sich aber nur in geringem Maße erfüllten. In der Philosophie hörte er Riisbrigh, einen älteren Mann von gemütlichem Aussehen, sehr bedächtig in seinem Auftreten und einförmig in seinem Vortrag. Er genoß großes

---

1) Unter den Studenten dieses Jahres haben nur zwei sich in der Litteratur einen Namen erworben: Steffens und Jakob Peter Mynster, der nachherige Bischof.

2) Es lautete: „Ausgezeichnet in allen Fächern, ausgenommen das Griechische.“

Ansehen als Philosoph, noch grösseres als Mensch; „der ehrliche Riisbrigh“ — so hiess er gewöhnlich [1]). Er gewann Steffens besonders lieb, und einen lebhafteren Schüler hatte er schwerlich je gehabt; diesem ward aber die Langsamkeit des Lehrers zu einer grossen Plage, und die eigentliche Ausbeute schlug er äusserst gering an. Indessen erblickte Riisbrigh in dem Jünglinge einen zukünftigen Philosophen und ermunterte ihn, so zu studieren, „als sollte er einmal Professor werden“. Und so studierte er wirklich, ja, spielte im kleinen schon den Professor, indem er mehreren Kommilitonen bei Wiederholung der Vorlesungen half, denn bald hatten sie seine Tüchtigkeit bemerkt.

In der praktischen Philosophie war Anders Gamborg, ein noch junger Mann, sein Lehrer. Nicht ohne Interesse hörte Steffens seiner etwas leichten Behandlung des Naturrechts und der Sittenlehre zu; seine Betrachtungen über die Ehe und über den Selbstmord gaben ihm Stoff zu weiterem Nachdenken [2]). Mehr Genuss aber gewährten ihm die Vorträge eines geborenen Deutschen, Kratzenstein [3]), eines bejahrteren Mannes, über Physik und seine mit allerlei Spässen gewürzten Experimente, bei welchen er Steffens als seinen Gehilfen gebrauchte. Er nannte diesen seinen „elektrischen Drachen“, da er gewöhnlich an ihm die Wirkungen der Elektricität zeigte.

Die grösste Anziehungskraft übte jedoch auf Steffens der junge, liebenswürdige und hochbegabte Frederik Sneedorf, welcher 1788 Professor der Geschichte geworden war. Seine Vorlesungen waren durch ihre Lebendigkeit und Wärme, sowie auch ihre schöne Form, etwas bisher Unerhörtes, und sie sammelten einen grossen Zu-

---

1) Börge Riisbrigh, geb. 1731, wirkte von 1760 bis 1803 an der Universität. Sein Nachfolger war N. Treschow.

2) Er hatte viele wunderliche Ideen. Am bekanntesten ist sein Vorschlag, den Gesang der Vögel in unseren Wäldern zu verbessern, indem man z. B. die jungen Sperlinge bei Kanarienvögeln in die Schule gehen lasse. Er starb 1823. Siehe N. M. Petersen, Litterarhistorie V, 1, 142 f. Auch J. P. Mynster fand an seinen Vorträgen Gefallen. Siehe dessen Meddelelser (Mitteilungen), S. 42.

3) Geboren 1723, war er einige Jahre Professor in Petersburg; aber von 1753 bis zu seinem Tode 1795 stand er an der Universität Kopenhagen.

hörerkreis. Steffens hörte ihn im Winterhalbjahre 1790 über die Geschichte des Vaterlandes von Anfang an bis zu Frederiks V. Tod [1]). Hierdurch wurde sein geschichtlicher Sinn belebt und besser begründet. Mit Snorri Sturluson, Saxo Grammaticus, Hvitheld, dann mit den neueren Geschichtschreibern machte er, auf dieses Mannes Anregung, Bekanntschaft; und überhaupt verdankte er ihm, daß, ungeachtet seine Lebensaufgabe sich anders gestaltete, er stets große Liebe zu dieser Wissenschaft bewahrte. Während seiner Universitätsjahre vertiefte er sich manche Stunde in geschichtliche Werke; besonders sprachen ihn die Chroniken an.

Sneedorf glänzte damals als eine Ausnahme an der Universität, wo sonst alles in dem alten, trockenen Schlendrian dahinging. Er war der Frühlingsbote einer neuen Zeit, mit seinem freien Blicke und der Frische seines Geistes. Leider schwand er bald dahin, gleich einem Meteore [2]).

Als das erste Semester vorüber war, gewann Steffens mehr Zeit, um seine naturwissenschaftlichen Studien fortzusetzen, auf welche doch seine innerste Neigung gerichtet war, und welche er schon während seiner Schulzeit mit Erfolg getrieben hatte. So vertiefte er sich nun wieder in Naturgeschichte, Chemie und Anatomie. Und in dieser Weise vergingen anderthalb Jahre seiner Studienzeit.

Da sah er sich plötzlich aus diesem Leben herausgerissen, als es gerade im besten Gange war. Sein Vater, mehr und mehr von Schulden und Nahrungssorgen bedrängt, überhaupt eine unruhige Natur, sehnte sich von Kopenhagen fortzukommen. Er wurde denn auch im Jahre 1792 nach Rendsburg an das zweite jütländische Regiment versetzt. Er hoffte in seiner holsteinischen Heimat glücklichere Tage zu erleben. Die Söhne könnten sich ja selbst versorgen. Der jüngste war freilich Kadet geworden; nur Henrik sollte darunter leiden. Er mußte die Stadt verlassen, um

---

1) Siehe F. Nygaard, Fr. Sneedorf, in: „Nordisk Maanedsskrift for 1880“ (Monatsschrift für 1800) II, 259.

2) Die genannte Vorlesung war Sneedorfs letzte. Er machte eine Reise ins Ausland und starb in England (da die Pferde mit seinem Wagen durchgingen), tief betrauert und nicht ersetzt, nur 31 Jahre alt.

Hauslehrer bei einem Verwandten in Odsherred (Seeland) zu werden.

Wenn er als Kind in dieser Gegend zum Besuch gewesen war, so hatte das ungewohnte Landleben ihn völlig hingenommen. Jetzt war es anders; er fühlte, daß er hier nicht an seinem Platze war. Er fühlte durchaus keinen Beruf, Hauslehrer bei zwei kleinen Mädchen und einem siebenjährigen Knaben zu sein, fühlte auch, daß er seine Aufgabe nur sehr unvollkommen erfüllte, und daß, wie er unzufrieden mit sich selber war, die Leute es auch mit ihm sein mußten. Am frohsten war er, wenn er in Freistunden ausgehen und botanisieren konnte.

An einem heißen Sommertage hatte er sich im Freien schlafen gelegt. Der Hut war herabgeglitten; die Sonnenstrahlen brannten ihm auf sein entblößtes Haupt, so daß er in einen bewußtlosen Zustand kam. Ein Bauer fand ihn und fuhr ihn nachhause. Zwar kam er wieder zu sich; aber die Folge war eine Neigung zum Schwindel, welche immer mehr zunahm. Es mußte durchaus etwas für ihn geschehen. So wurde er denn nach Kopenhagen ins Frederiks-Hospital geschafft, um nicht wieder auf seinen Hauslehrerposten zurückzukehren. Im Hospitale kam er unter die Aufsicht seines Oheims mütterlicher Seite, des Oberarztes Bang. Schon die Reise hatte wohlthätig auf ihn gewirkt, und bald erholte er sich völlig, ohne daß die Sache weitere Folgen für seine Gesundheit hatte.

Steffens war also, schneller als er gehofft hatte, nach der Hauptstadt zurückgekommen — ungefähr im Herbste 1792 — und jetzt fehlte alle Lust, sie wieder zu verlassen. Aber wovon sollte er leben? Die Bangsche Familie, namentlich der erwähnte Oheim, war freilich geneigt, sich seiner anzunehmen, wie denn dieser Mann allen jüngeren Mitgliedern der weit verzweigten Familie väterliche Teilnahme bewies. Er war ein kleiner, rühriger Mann mit rundem, gutmütigem Gesichte. Als Arzt genoß er großes Ansehen und hatte eine ausgebreitete Praxis; auch als medizinischer Autor hatte er einen Namen (gestorben 1820). In religiöser Hinsicht war er Pietist und gab sogar Schriften in diesem Sinne heraus; aber durch diesen pietistischen Hang, welcher übrigens mit seiner Neigung zu munterem, gesellschaftlichem Leben in einem wunderlichen Widerspruche stand,

war er für seine Umgebungen, besonders für die Jugend, welche an seinen langen Hausandachten und ermüdenden Ermahnungen durchaus kein Gefallen fand, eine nicht geringe Plage. Er war ein prosaischer Charakter; um seiner Familie gut in der Welt fortzuhelfen, scheute er keine Anstrengungen. Diesen Zweck sah er als verwirklicht an, wenn sie's zu einem guten Amte oder einer sicheren Lebensstellung bringen könnten. Wegen Henrik Steffens' war sein Gedanke, er solle Theologie studieren und in einer Pfarre zur Ruhe kommen. Und der Gedanke lag ihm um so näher, da er die Wünsche seiner verstorbenen Schwester in dieser Beziehung kannte. Auch war er bereit, ihm hierbei mit Rat und That behilflich zu sein. Allein das war Henriks Meinung gar nicht. Zwar stand in religiöser Hinsicht dem kein entschiedenes Hindernis entgegen: der Glaube seiner Kindheit war, wenn auch verdunkelt, doch nicht verloren gegangen. Aber teils hatte er gegen die Geistlichkeit, wie sie damals so oft mit falscher Salbung auftrat, eine entschiedene Abneigung; teils war er sich eines anderen Berufes bewußt. Er mußte vorwärts auf der naturwissenschaftlichen Bahn, wenn er gleich wußte, daß diese ihm viele Dornen bereiten werde. Als er seinem Oheim dies bekannte, ward der hitzige Mann sehr böse und fühlte sich in seiner guten Absicht gekränkt; da er aber ein in der That wohlmeinender und christlicher Mann war, so entzog er dem Schwestersohne dennoch seine Unterstützung nicht. Steffens erhielt in Bangs Hause ein zweites Heim, wenn er auch anderswo wohnte; aber täglich speiste er hier und genoß mancherlei Hilfe. Übrigens half der junge Mann sich auch selber, indem er Studenten und Pharmaceuten manuducierte, auch für einige Zeitschriften arbeitete und — dazu einige Schulden machte [1]). Er war nämlich manches andere eher als ein guter Ökonom, und verwandte viel an seine Sammlungen und Bücher, beteiligte sich auch gern an geselligen Vergnügungen. Die nächsten zwei Jahre,

1) Auch von anderer Seite scheint er einige Unterstützung empfangen zu haben. In einem Gesuche, das er bei einer späteren Veranlassung abfaßte, sagt er: „Seit meiner frühesten Jugend verzichtete ich auf allen Beistand meiner Familie, um Naturwissenschaften studieren zu können. Mehrere wohlhabende Männer unterstützten mich; mehrere kreditierten mir in dem Vertrauen auf meine Ehrlichkeit." Siehe Kr. Arentzen, Baggesen und Öhlenschläger 2.

bis zum Frühling 1794, war für ihn eine sehr bewegte Zeit. Er kam ins volle Studentenleben hinein, schloß zahlreiche Bekanntschaften und nahm lebhaften Anteil an den Bewegungen jener Zeit. Und es war eine Zeit, welche auf ein junges, erregbares Gemüt, wie das unseres Henrik Steffens, einzuwirken besonders geeignet war.

Es war ja die Zeit der Revolution. Der Sturm, welcher sich in Frankreich in seiner ganzen Gewalt erhoben hatte, und Tausende welker Blätter fortwirbelte, aber in seiner Unbändigkeit so manche grüne Blätter mit fortriß, er brauste auch nach Dänemark herüber. Auch hier kamen die Leidenschaften in Bewegung [1]); die großen Ideeen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, ergriffen die Gemüter, vor allem wohl die junge Welt der Studierenden, aber wirkten auch weiter hinaus in größeren Kreisen [2]). Mit Begeisterung begrüßte man die Morgenröte einer neuen Zeit; nach langer Betäubung erwachte man und atmete frische Frühlingsluft. Zwar zu großen Aktionen kam es hier nicht: es blieb bei freimütigen, überströmenden Worten, bei begeisterten, oft schwülstigen Reden, bei todesmutigen Liedern um die gefüllte Punschbowle, bei Artikeln in den vielen Blättern und Flugschriften. Jedoch thäte man unrecht, wollte man alles, was sich in jenen Tagen regte, lächerlich machen. Wenn man die Begebenheiten aus weiter Ferne sieht, so ist es leicht, die begangenen Fehler zu erkennen; damals, beim Beginn der großen Revolution, erhoffte man alles Ernstes den Anbruch einer neuen Zeit. Man fühlte, wie so manche Bande sich lösten, so manche Joche von den Schultern sanken und trug sich mit überschwenglichen Plänen. Alles sollte anders werden, selbst die Kleidertracht [3]). Und im ganzen war jene Zeit doch eine

1) „Die Revolutionszeit ist im wesentlichen eine leidenschaftliche Zeit", ein Satz, welchen Sören Kierkegaard in: „Eine litterarische Anzeige, 1846" weiter ausgeführt hat.

2) Siehe Frau Gyllembourg (Mutter des Philosophen und Dichters Heiberg) in ihrem „Zwei Zeitalter". Sie hatte jene Zeit selbst mit durchlebt. — Man stelle sich vor: Jens Baggesen auf den Ruinen der Bastille tanzend. — Steffens Vater weinte vor innerer Bewegung, als er seinen Söhnen von dem Ausbruche der Revolution erzählte.

3) Die Schnürleiber und die steifen (Damen-)Röcke wurden abgeschafft

die Schläfer weckende, von großartigen Gedanken bewegte [1]). Dagegen gebrach es der Bewegung an Tiefe, was solche, denen es auf Innerlichkeit ankam, sehr empfanden [2]). Ihre schlimmste Schatten= oder Nachtseite war, daß sie auch das Christentum stürzen wollte, als eine der Schranken der Vergangenheit. In Schrift und Rede, in Klubs, auf Kanzeln lief man gegen dasselbe Sturm im Namen „der Aufklärung". Die „Vernunft" sollte als Königin thronen; und keineswegs war es Paris allein, wo man die „Göttin" Vernunft verehrte. Dänemarks höchst angesehener Geistlicher, der Hofprediger Bastholm, bahnte ihr, ohne selbst darüber im klaren zu sein, die Wege, seine Nachfolger aber mit voller Überlegung. Bischof Ball versuchte in ehrlichster Meinung dem Strome einen Damm entgegenzusetzen; aber was war ein einzelner gegen so viele?

Einen wohlthätigen Gegensatz gegen die heftigen, zerstörenden Strömungen bildete das Verhältnis zu dem Regenten des Landes, Kronprinz Friedrich. Während der Feldruf lautete: „Nieder mit allen Tyrannen!" saß er unangefochten und geehrt. Ihn umgab ein eigentümlicher Glanz: „Sohn des Königs, des Volkes Freund", welcher gerade in denselben Jahren für die Freiheit wirksam war, indem er die Bande der Bauernschaft löste. Dies war für Dänemark ein Glück.

So war es denn ein stark bewegtes Leben, an welchem der ungefähr 20jährige Henrik Steffens, meistens jetzt sein eigener Herr, teilnehmen sollte. Glücklicherweise fand er seinen Umgangskreis unter den edelsten und bedeutendsten Gliedern der damaligen Jugend, wodurch er selber veredelt wurde. In Bangs Hause schloß er Freundschaft mit den Stiefsöhnen desselben, die er zwar früher schon gekannt hatte, denen er aber erst jetzt näher trat. Der ältere,

---

und das Kostüm griechisch; von nun ab ward es ebenso leicht, ein Damenkleid zu nähen, als ein Hemd. Siehe C. Dunker, Alte Tage, S. 276 (dänisch).

1) Wie viele tüchtige Männer in verschiedenen Fächern und Sphären sind aus jener gärungsvollen Zeit hervorgegangen, oder bekamen da den Anstoß für ihr jugendliches Leben und Streben!

2) Wie z. B. J. P. Mynster (der nachherige, so einflußreiche Bischof) und H. Steffens.

Ole Hieronymus[1]), welcher Medizin studierte, war ein überlegener Charakter und einer der hervorragendsten Studenten jener Zeit, daher auch der Mittelpunkt eines geistig bedeutenden Kreises. Unter einem meistens gleichgültigen Wesen und bei einem Hange zur Bequemlichkeit war er in Wirklichkeit ein rastlos arbeitender Geist, ein Meister in trockenen, aber scharfsinnigen und launigen Bemerkungen. Der jüngere Bruder, Jakob Peter[2]), war stiller, besonders fleißig und ordnungsliebend, galt als ebenso begabt, spielte aber nicht dieselbe Rolle wie der Bruder. Sie wohnten beide bei ihrem Stiefvater Bang, aber eine Treppe höher, in einem Zimmer, das eigentlich zur Krankenstube diente. Hier versammelten sich viele junge Studenten, besonders abends nach zehn Uhr, wenn die Brüder aus dem Familienzimmer heraufkamen. Henrik Steffens gehörte regelmäßig mit zu diesem Kreise; die meisten waren Mediziner[3]), doch waren auch andere dabei. Ole Hieronymus übte über alle ein entschiedenes Übergewicht. Ganze Stunden konnte er in der bequemsten Stellung sitzen, als kümmere er sich um nichts, und während die anderen in lebhafte Gespräche und Dispüte gerieten, war er es beständig, der mit seinen kurzen, treffenden Bemerkungen das Ganze leitete. „Er besaß", sagt von ihm der Bruder[4]), „die geistige Hebammenkunst in hohem Grade, nämlich aus anderen, was sie erlebt und erfahren hatten, herauszuholen. Er war tolerant gegen die Schwächeren, aber strenge gegen die Ausgebildeteren, zumal die dabei Aufgeblasenen, und konnte seine

1) O. H. Mynster war 1772 geboren, ward Student 1788, gewann 1794 die goldene Medaille für die medizinische Preisaufgabe, ward 1796 Kandidat der Medizin, Dr. med. 1797, 1800 Reserve-Medicus beim Fred.-Hospital, nachher Obermedicus, endlich Professor an der Universität. Er starb 1818.

2) J. P. Mynster, geb. 1775, Student 1790, Kandidat der Theologie 1794, gewann 1799 die goldene Medaille für die philosophische Preisaufgabe, Hauslehrer auf dem Gute Bregentved, 1801 Pastor in Spjellerup, nachher in Kopenhagen, 1834 Bischof des Stiftes Seeland, starb 1854.

3) Bang und Saxtorph (letzterer an der Hebammenanstalt) zogen um jene Zeit viele angehende Ärzte nach Kopenhagen, selbst vom Auslande her.

4) Mynster a. a. O., S. 41 ff.

Freunde in fast furchtbarer Weise durchhecheln [1]). Steffens ging ebenfalls nicht frei aus. Er war das reine Gegenteil von dem ruhigen Mynster: er war lauter Leben und Feuer, hatte nie Ruhe, redete sich in Leidenschaft, fuhr in die Höhe und wieder herab; manchmal ärgerte er sich, wenn die trockenen, beißenden Einfälle des Freundes ihn trafen, aber gewöhnlich gerade an der rechten Stelle trafen, so daß sie ihm oft sehr wohlthätig wurden. Und er konnte solche Kuren gut brauchen. Denn zwar war er seines warmen Herzens und guten Kopfes wegen in diesem Kreise gern gesehen und wohl gelitten; aber man meinte doch, es fehle ihm etwas an „Bildung", besonders wohl an äußerer [2]), was gewiß aus seinem Elternhause herrührte, wo die kranke Mutter nur wenig mit den Kindern umgehen konnte, der Vater aber nicht sonderlich gebildet war [3]). Es giebt ja eine Seite der Bildung, die sich allein durch den Umgang mit anderen erwerben läßt, welcher Steffens so sehr gefehlt hatte. Das Linkische in seinem Wesen machte ihn oft zur Zielscheibe der Witze anderer; und da er eigentlich Spaß nicht verstand, was ja auch einen gewissen Mangel an Bildung verriet, ward er entweder aufgebracht, oder fing an, sich sehr umständlich zu verteidigen, zu allgemeinem Ergötzen. Es ward eine stehende Redensart: „Steffens verteidigt sich!" Eines Abends, als dieser beide Mynster im Bette liegend traf, und Ole Hieronymus eine neckische Bemerkung machte, geriet Steffens dermaßen in Hitze, daß er auf sie in ihren Betten losschlug, aber freilich an den Unrechten kam [4]).

Der ältere Mynster übte auf Steffens' Entwickelung besonderen Einfluß. Er spornte ihn in hohem Grade an und begleitete seine Arbeiten mit Interesse; seine scharfe Kritik schnitt bei ihm manchen wilden Schößling weg.

---

1) Oehlenschläger nennt ihn einen herrlichen Kopf, voll Humor, Verstandes und witziger Einfälle. Seine Erinnerungen I, 170.

2) Mynster a. a. O., S. 49.

3) Mynster nennt ihn einen ziemlich ungebildeten Chirurgen, welcher außer anderen Untugenden eine große Portion Eitelkeit besaß (a. a. O., S. 48). Zu diesen anderen Untugenden gehörte die Neigung zu starken Getränken.

4) Mynster a. a. O., S. 49.

Das Verhältnis zu Jakob Peter Mynster war ein anderes. Mit ihm konnte er besser wie mit seinesgleichen reden; sein mildes Wesen zog ihn sehr an. Beide waren sehr gefühlvoll und schwärmerisch, und gaben viel auf Poesie. Während Ole Hieronymus an Goethe kein Gefallen fand und die begeisterten Ausrufe von Steffens mit trockener Kritik wegfegte, so konnte der jüngere Bruder in dieser Hinsicht ihm öfter begegnen. Auch das Religiöse war für sie ein Berührungspunkt. Besonders fühlten sich beide von Matthias Claudius, dem Wandsbecker Boten, angesprochen, dessen kindlich-gläubiger Geist, tief und dabei schelmisch, in jener Zeit eine Merkwürdigkeit war. Der flache, hohle Rationalismus sagte keinem von ihnen zu. Überhaupt war es Steffens, der von allen Freunden ihm am meisten sympathisch war. Beide waren von hohem Streben beseelt. Viele Jahre später erinnerte Steffens den Freund daran, wie sie damals zu einander sagten: „Nur nicht im Dunkel vergehen, unbeachtet!“ Alles andere meinten sie schon überstehen zu können [1]).

Unter anderen jungen Leuten, mit denen Steffens bei seinen Halbvettern Mynster bekannt ward, befand sich Jens Wilken Hornemann, ein junger Botaniker und „angenehmer Gesellschafter, von starker Konstitution, zu jeder körperlichen und geistigen Anstrengung immer aufgelegt, stets aufgeräumt, witzig, reich an lustigen Erzählungen und doch offenen Sinnes für das Erhabene im Leben“ [2]). Hieronymus Laub [3]), einer von denen, welche oft auf Nummer 5 (so hieß das Mynstersche Zimmer) kamen, gehörte ebenfalls zu den Freunden, stand aber doch Steffens ferner als Hornemann, mit welchem er wissenschaftliche Interessen teilte.

Die bedeutendste Bekanntschaft, die er durch die Mynster gewann, war indes die von Rahbek [4]). Es war im Frühjahr 1793.

1) Nachgelassene Briefe an Mynster 1862 (Kopenhagen), S. 156f. (meist dänisch).

2) Mynster a. a. O., S. 51. Geboren 1770, ward er später Professor der Botanik, erwarb sich großen Ruf und starb 1841.

3) Nachher viele Jahre Geistlicher zu Frörup auf Fünen. „Er war ein reiner, tieffühlender Mensch, sehr belesen, besonders ästhetisch gebildet.“ Mynster a. a. O., S. 29.

4) Rahbek, geb. 1760, ward 1790 Professor, verheiratete sich 1798 mit der geistvollen Kamma Heger, starb 1830.

Er war damals Professor der Ästhetik und hatte einen bedeutenden schriftstellerischen Namen. Namentlich waren das von ihm herausgegebene Wochenblatt: „Der dänische Zuschauer“ und die Monatsschrift „Minerva“ sehr verbreitet und beliebt, was sie auch verdienten. Daneben hatte er das lebhafteste Interesse fürs Theater, war selbst Dramatiker und Rezensent. Dazu kam, daß niemand besser als er Trinklieder dichten konnte, von welchen jung und alt begeistert wurde. Rahbek, damals unverheiratet, war der ewig junge Student, welcher sich der einen heranwachsenden Generation nach der anderen anschloß und mit Alten und Jungen auf dem Du-Fuße stand. Er war im ganzen ein Mann, der mit unermüdlicher Thatenlust in alles Mögliche eingriff; und obgleich kein großer Geist, vielmehr aller Tiefe ermangelnd, war er doch seinen Zeitgenossen unentbehrlich und füllte, wie wenige, einen Platz aus. Mit seinen Vorzügen und Schwächen, seiner schwärmerischen Begeisterung und seinem Mangel an Tiefe, war er eine lebendige Personifikation seiner Zeit.

Als Steffens zum erstenmal ihm vorgestellt wurde, erstaunte er und fühlte sich zugleich geschmeichelt durch die kameradschaftliche Weise, wie der bekannte Professor ihm, dem jungen Manne, entgegen kam: er nannte ihn du und gebärdete sich völlig wie ein Student. Diese Bekanntschaft sollte aber für Steffens wichtige Folgen haben: denn durch Rahbek wurde er in einen größeren Kreis eingeführt, wodurch er immer mehr dazu kam, sich an dem bewegten Leben der Residenz zu beteiligen.

Damals herrschte der Theater-Enthusiasmus, in einer Ausdehnung, von der man sich heute kaum eine Vorstellung macht. Das geistige Bedürfnis, welches sich von der Kirche abgewandt hatte, suchte jetzt seine Befriedigung bei der Bühne. Man begnügte sich nicht mit fleißigem Besuch des Schauspielhauses: nein, allgemein regte sich der Trieb, selbst zu spielen. So wurden denn in Privatzirkeln, bei allen denkbaren Gelegenheiten, Stücke aufgeführt, und man stiftete feste Gesellschaften, um diesen Genuß sich fort und fort zu verschaffen. Steffens wurde von der allgemeinen Liebhaberei mit ergriffen. Um jene Zeit war er fleißiger Gast des königlichen Theaters; aber er hatte Lust, auch selbst aufzutreten. So ward er denn Mitglied einer Gesellschaft am Westthore, wo

der Ton gerade nicht sehr fein und gebildet war. Die Primadonna war eine durch ganz gewöhnliche Romane gebildete Bürgersfrau. Die übrigen waren Bürgerstöchter, Ladencommis, einige verunglückte Studenten. Man spielte aber eifrigst, und so insbesondere auch Henrik Steffens. Glücklicherweise ward er bald inne, daß er in diesem Kreise nicht an seinem Platze sei.

Etwas ganz anderes war es, als er durch Rahbek in Borups dramatische Gesellschaft [1]) eingeführt wurde. Diese bestand aus einem Kreise gebildeter junger Männer. Frauen waren ausgeschlossen, so daß Damenrollen von Männern gegeben wurden. Rahbek war der Leiter des Ganzen und zugleich selbst ein eifriger Schauspieler, ungeachtet seines wenig dafür geeigneten Äußeren. Er hatte nämlich rotes Haar (weshalb sein Freund Pram ihn mit einer lodernden Fackel verglich), war etwas kurzsichtig, ging vornübergebeugt, hatte ungeschickte, linkische Manieren; endlich war seine Stimme piepend und schlug manchmal in den Fistelton um. Mehrere der Mitspielenden hatten viel Talent, unter ihnen Steffen Heger, welcher ans königliche Theater ging. Manche von denen, die sich später einen Namen in verschiedenen Richtungen verschafften, waren Mitglieder der Borupschen Gesellschaft gewesen, und wie Steffens zählten sie diese zu ihren frohsten Jugenderinnerungen. Das Schauspiel wurde als eine wirkliche Kunst getrieben, sowie es auch als ein besonderer Genuß galt, den Vorstellungen, welche nicht häufig waren, beizuwohnen [2]). Auch Steffens trat einigemale auf, ohne sonderliches Glück zu machen. Durch die vielen Proben und das viele Einstudieren der Rollen wurde ihm gewöhnlich die Aufführung selbst verleidet. Nach der Vorstellung oder den Proben wurde für die Mitglieder ein langer Tisch auf der Bühne gedeckt, und man brachte einen vergnügten Abend mit einander zu, zu Anfang oft unter ernsten Gesprächen, bis Rahbek ein Trinklied mit seiner schneidenden Stimme intonierte und hiermit das Zeichen gab, daß

1) Die Borupsgesellschaft, wahrscheinlich so benannt nach dem Wirte, hatte ihr Lokal in der Skindergade. Als Steffens Mitglied derselben ward, hatte sie schon über zehn Jahre bestanden. Siehe Claus Pavels Biographie, S. 12 (dänisch).

2) Als Zuschauerinnen wurden auch Damen zugelassen. Siehe Rahbeks Erinnerungen III, 22 (dänisch).

jetzt der lustige Teil des Festes beginne. Und hier war Jugend, Lebensmut, Frohsinn, hier auch Witz und gute Laune, so daß diese Zusammenkünfte den meisten eine heilsame Würze des Lebens wurden.

In der großen Zahl der Freundschaften, die aus Borups Gesellschaft stammten, stellte Steffens die des liebenswürdigen Karl Heger ziemlich oben an. Dieser war ein begabter junger Mann, in jener Gesellschaft ein guter Komiker, von sanftem und bescheidenem Charakter, der Freund seiner Freunde, der sich über das Glück anderer mit Zurücksetzung des eigenen freuen konnte [1]). Auch Thorvaldsen, welcher mit mehreren anderen Künstlern Mitglied derselben war, damals 20 und einige Jahre alt und unberühmt, auch ihn lernte Steffens hier kennen [2]).

Im ganzen waren zu jener Zeit die Trinkgelage häufig, und Steffens nahm oft an ihnen teil: sie gehörten einmal mit zur Zeit. Rahbek war der stehende Gast, welcher gewöhnlich ein neues Lied mitbrachte. Jedoch überstieg das Trinken selbst nur selten das Maß: der Wein wurde mehr besungen als getrunken.

Wie es nicht anders sein konnte, wurde ein junger Mensch wie Steffens auch von der politischen Strömung des Tages berührt. Auch ihn ergriff die damals grassierende Schwärmerei für die Revolution. „Die Macht der wahnsinnigsten Ideeen riß mich hin und betäubte mich; selbst die Hinrichtung des Königs und der Königin von Frankreich brachte mich nicht zur Besinnung", sagt er. In diesen Jahren war's, wo der Dichter P. A. Heiberg seine scharfen und witzigen Angriffe auf die Adeligen und die Regierung, besonders in Komödien und Liedern, begonnen hatte und unermeßlichen Beifall fand. Der junge Student, Malte Brun, zehn Jahre jünger als Steffens — „Jungfrau Brun" nannten die

1) Er bezog die Universität zwei Jahre vor Steffens, studierte Theologie, ging aber nie zum Examen, brachte es auch nicht zu einer selbständigeren, ausgezeichneteren Lebensstellung; aber er wird dennoch nicht vergessen werden, als der treue Freund so mancher hervorragenden Männer jener Zeit, eines „Thorvald", und dazu als Bruder der Kamma Rahbek. Er starb 1836.

2) Ein Zeugnis des innigen Zusammenhaltens in diesem Kreise ist die damals geläufige Redensart: „Wo man einen aus der Borupschen Gesellschaft sah, da sah man sie alle." Siehe Rahbek a. a. O. III, 22.

Kameraden ihn seines Aussehens wegen — war von dem Revolutionsdämon völlig besessen; er legte es auf eine eifrige Agitation an für die Freiheitsideeen, und wurde mit seinen Angriffen auf die „Aristokraten" immer weiter geführt, so daß er zuletzt des Landes verwiesen wurde. Er gehörte zu Steffens' Bekannten. Wenn hin und wieder Malte Brun sich aus Furcht vor der Polizei verborgen hielt, so pflegte Steffens seinen Aufenthalt zu wissen und ihn zu besuchen.

Zu derselben Zeit gab es in der Hauptstadt viele Klubs, wo sowohl Ältere als Jüngere zum Nachteile des Familienlebens die Abende verbrachten. In Neergaards Kaffehaus [1]) in der Badstubenstraße versammelte man sich um Politik und Punsch; man nannte es „den Kopenhagener Jakobiner-Klub". Hier war's, wo „der kleine Marat" (der spätere Prokurator), Bjerring, wütende Reden über Aufstand und Revolution hielt [2]). Hier flogen reichlich die großen Worte und nichtssagenden Floskeln. Steffens, welcher regelmäßig hinkam, widerstand nicht der Lust, zu opponieren; aber er machte sich nachher selbst Vorwürfe über seine allzu hitzigen Ausfälle dabei. Das Ganze lief auf Zänkereien hinaus.

Im Anfange des Jahres 1793 ging eine Begebenheit vor, die in Kopenhagen großes Aufsehen erregte, und bei der Steffens eine Hauptrolle spielte. Es war die sogenannte Posthausfehde. Schon lange hatte zwischen Offizieren und Studenten kein gutes Verhältnis bestanden; und die Revolutionszeit hatte es verschärft. Namentlich wollten die Studenten ihr sogenanntes „Recht des breiten Steines" (oder des Nichtausweichens) den Offizieren nicht abtreten. Am 2. Februar, demselben Tage, als die Nachricht von Ludwigs XVI. Hinrichtung nach Kopenhagen gekommen war, zog eine Schar Studenten die Kjöbmagergade hinunter, und einer von ihnen rannte einen Gardelieutenant, Romeling, etwas unsanft an, welcher eben im Gespräche stand mit einer im Fenster liegenden Dame. Der Lieutenant wurde so erbittert, daß er den Degen

1) Der älteste und lange Zeit einzige Klub in Kopenhagen, im Anfang der Siebziger, „gleichsam Sitz der dänischen Ästhetik"; im Gegensatze zu ihm bildete sich „die norwegische Gesellschaft". Siehe N. M. Petersen, Litteraturgeschichte V, 2 f.

2) „Ein Schafsherz unter einem Wolfspelz" nennt ihn Steffens.

zog; aber der Student riß ihm diesen rasch aus der Hand und zerbrach ihn mit seinem Knie in Stücke. Da eine Menge Volks herzuströmte und für den Studenten Partei ergriff, so wurde sein Gegner gezwungen, in den Posthof zu flüchten, wo man sogleich die Pforte schloß und ihn in Schutz nahm. Der Haufe schrie: man solle den Lieutenant ausliefern: „Thut ihn in ein Konvolut und schickt ihn heraus!“ Inzwischen nahm der Auflauf immer mehr zu; es verbreitete sich das Gerücht, der Student sei totgestochen. Die Kjöbmagergade war schwarz vom Menschengewühl. Auf der benachbarten Regenz (Wohnplatz vieler Studenten) entstand große Bewegung; man läutete mit der Glocke, und die Studenten stürzten auf den Schauplatz der Begebenheit hinaus. Matrosen, welche immer auffeiten der Studenten waren, drängten sich heran. Niemand wußte recht Bescheid; aber die Sache hatte das Aussehen eines völligen Aufruhrs. Die Polizei vermochte nichts auszurichten, sondern wurde in die Flucht gejagt. Endlich kam Militär, welchem es zuletzt gelang, die Straße vor dem Posthause zu räumen und sie gegen die angrenzenden Straßen abzusperren.

Steffens kam eben von Mynsters Stube im Frederikshospital und ging, in Gedanken versunken, seiner in der Nähe der Universität liegenden Wohnung zu. Ohne von den Vorgängen des Abends etwas zu wissen, befand er sich plötzlich in einem dichten Volkshaufen, welcher sich in derselben Richtung wie er fortbewegte. So gelangte er zu jenem abgesperrten Teil der Kjöbmagergade, wo er nun das angeblich Geschehene mit vielen Ausschmückungen erzählen hörte. Das Gedränge war ungeheuer; in den offenen Fenstern ringsumher sah man neugierige Menschen. Steffens malte sich aus, wie jenseits des abgesperrten Teiles der Kjöbmagergade, welcher ein wunderliches Bild der Leere darbot, wie rings um die Regenz und den „runden Turm“ Studenten und Matrosen einen Angriff vorbereiteten. Er kam in einen Zustand unnatürlicher Spannung, wollte aber doch heimgehen, da der ganze Auflauf etwas Unheimliches für ihn hatte. Er wandte sich an den nächsten Lieutenant, welcher ihm bekannt war, und bat, er möge ihn durch die Reihe hindurchlassen. Dieser wies ihn aber in grobem Tone zurück; und als Steffens, hierdurch gereizt, vordrängte, so stieß

ein Soldat ihn mit dem Gewehrkolben zurück. Dies regte die umherstehende Volksmenge auf; man rief ihm zu, er solle sogleich nach dem Rathause hinaufgehen und klagen. Und Steffens, nunmehr außer sich, stürzte davon, von einer Menge Menschen gefolgt. Im Rathause, damals zwischen Alt- und Neumarkt gelegen, trat er in den Saal und brachte seine Klage vor. Der Anblick der Männer des Rechtes, welche in aller Ruhe an einem Tische saßen, übte auf den jungen Mann eine abkühlende Wirkung. Er wurde ermahnt, sich an die Wahrheit zu halten, und seine Aussage wurde zu Protokoll genommen. Während der Zeit ward es draußen unter der Menge immer unruhiger; man meinte, er werde als Gefangener zurückgehalten. Unter wüstem Geschrei und Tumult wurden Steine gegen die Fenster sowohl des Rathauses als auch der daneben gelegenen Wohnung des Polizeimeisters geworfen. Auf Geheiß der Obrigkeit trat nun Steffens auf die hohe Treppe hinaus, um zu zeigen, daß er frei war, und zu berichten, er werde Genugthuung erhalten. Man rief ihm „Hurrah!“ zu; er aber beeilte sich jetzt, durch das dichte Gedränge hindurch so unbemerkt wie möglich nachhause zu kommen, während das Bewußtsein ihn drückte, keine glänzende Rolle gespielt zu haben, welche auch nicht ohne Folgen sein würde. Als er indes nachher wahrnahm, daß seine Freunde, ja sogar Bang, sein Auftreten rühmten, da hob sich sein Selbstvertrauen bald wieder.

Die Stadt ward nicht eher ruhig, als bis scharfe Patronen an die Soldaten ausgeteilt wurden und Abteilungen der reitenden Garde das Volk aus einander gesprengt hatten. Eine Kommission zur Untersuchung des Vorgefallenen wurde eingesetzt, und die Studenten ernstlich verwarnt, ferner sich nicht an Aufläufen zu beteiligen. Die zwei, welche zu dem Ganzen die erste Veranlassung gegeben hatten, wurden zu Geldbußen verurteilt, und am 12. April erging die königliche Resolution, daß im versammelten Konsistorium der Rektor den zwei Studenten, Henrik Steffens nnd Peter Wieck, „eine ernstliche Zurechtweisung wegen ihres bei dem Auflauf am 2. Februar d. J. bewiesenen gesetzwidrigen und eigenmächtigen Verhaltens“ erteilen solle. Am 8. Mai erschienen also diese beiden vor dem Konsistorium, wo die Professoren in feierlichem Schweigen um den grünen Tisch saßen, und der Rektor sie mit

diesen Worten anredete: „Wir haben von der allerhöchsten Obrigkeit den Befehl erhalten, Ihnen eine Zurechtweisung zu erteilen; wir bedauern, daß diese Strafe so ausgezeichnete Mitglieder unserer Universität treffen soll, und sind überzeugt, daß Sie selbst Ihre Aufführung bereuen.“ Die beiden Studenten schwiegen, verbeugten sich und gingen; als sie aber auf den Vorhof hinaustraten, so wurden sie von den harrenden dichten Scharen ihrer Kameraden mit „Hurrah“ empfangen. — Hiermit endete diese Fehde, nachdem überdies Steffens sich mit dem Lieutenant, von dem er sich beleidigt glaubte, verständigt hatte [1]).

Kaum ein Jahr später traf eine andere öffentliche Begebenheit ein, welche auf Steffens, wie auf alle Bewohner der Stadt, einen unauslöschlichen Eindruck machte. Es war der Brand des Christianborger Schlosses den 26. Februar 1794. Als es am Abend verlautete, daß es im Schlosse brenne, hielt man's zuerst nicht für möglich, daß diese kolossale Steinmasse brennen könne; sobald aber die Flammen emporschlugen und man merkte, daß die Sache ernst sei, so war es, wie wenn ein Geist alle beseele; es zeigte sich, wie tiefe Wurzeln die Liebe zum königlichen Hause, und insbesondere zum Kronprinzen, in den Herzen des Volkes geschlagen hatte, aller revolutionären Reden und Schreibereien ungeachtet. Leute jeder Klasse bewiesen die größte Aufopferung, indem sie ihr Leben aufs Spiel setzten, um das Schloß zu retten; und man sah, wie die Allerärmsten kostbare Gegenstände ablieferten, welche in der herrschenden Verwirrung niemand vermißt haben würde. Steffens war in den Schloßhof mit hineingedrungen, arbeitete und rettete mit; und erst am Morgen, als die Mauern zusammenstürzten, begab er sich in gänzlich ermattetem und betäubtem Zustande nachhause. Aber seitdem stand vor seiner Seele der Gedanke, daß dieser Schloßbrand ein Vorzeichen schwerer Trübsale für Dänemark sei, ein Gedanke, der sich auch anderen aufdrängte. Weist doch die Geschichte so manche Beispiele eines auffallenden Zusammenhanges zwischen den öffentlichen Gebäuden und den Geschicken der

1) Vgl. H. Rördam, Aus vergangenen Tagen der Universität, S. 147 bis 153 (dänisch).

Länder auf; und in der neueren Geschichte Dänemarks ist derselbe mehreremale in merkwürdiger Weise bestätigt.

Wenden wir uns nunmehr von den äußeren Zuständen und Ereignissen, die Henrik Steffens in seiner empfänglichen Jugendzeit bewegten, zu einer Schilderung seiner Persönlichkeit, wie er selbst und andere sie dargestellt haben, und des in ihm sich regenden inneren Lebens. Er war jetzt ungefähr 20 Jahre alt — ziemlich groß und stattlichen Wuchses; die Züge seines Gesichtes waren, ohne eigentlich hübsch zu sein, sehr ansprechend, die Augen lebhaft, die Nase ziemlich groß, das Haar mehr dunkel als hell. Dabei war er in auffallendem Grade lebhaft und beweglich; das Blut kochte in ihm, und sein Puls schlug oft 120, und viele meinten, wie er selbst, daß er eines frühzeitigen Todes gewärtig sein müsse. Eine eigentümliche Unruhe war ihm eigen: ging er auf der Straße, so wandelte ihn öfter die Lust an, den Leuten einen Puff in den Rücken zu versetzen, weil sie ihm zu langsam gingen. Sein heller Kopf, sowie seine vorzügliche Redegabe waren in einem größeren Kreise bekannt; wegen seiner freundlichen Gesinnung war er beliebt; aber er war auch rechthaberisch und zeigte oft eine unglückliche Neigung, zu übertreiben [1]). Zu seinen Schattenseiten gehörte auch ein gut Teil Eitelkeit. Aber überwiegend waren doch die Lichtseiten; und was damals mitunter die guten Eindrücke seiner Persönlichkeit ziemlich stark beeinträchtigte, wurde nachher in der Schule des Lebens je mehr und mehr überwunden.

In mehr als einer Hinsicht hatte die traurige Häuslichkeit, welche ihn gerade in seinen Entwickelungsjahren umgeben hatte, ihm ihren Stempel aufgedrückt; namentlich hatte er von seinem Vater manches Schlimme gesehen. Im gesellschaftlichen Leben, welches ihm damals so gut wie völlig fremd war, zeigte er sich daher etwas unbehilflich. Daß er sich nicht aufs Kartenspiel verstand, welches in geselligen Zusammenkünften damals dominierte, auch keine Lust dazu zeigte, erregte bei den Leuten manchmal Verwunderung und Verdruß; aber ebenso wenig verstand er es recht, die Spiele und Scherze der Jugend mitzumachen, er, der übrigens

1) Mynster a. a. O., S. 50.

so Lebhafte. Er war frühe an stille Einkehr, ans Forschen, an Beschäftigung mit größeren Problemen gewöhnt; daher war alles andere ihm zu gering. So war eine Seite des Jugendlebens bei ihm nicht zu ihrem Rechte gekommen. Goethes „Faust“, von welchem er so frühe ergriffen war, übte fort und fort auf ihn seinen Zauber. Später hatte er sich in desselben Dichters „Egmont“ vertieft, wofür er aber bei seinen Freunden nur wenig Anklang fand. Endlich machte er Bekanntschaft mit Lessing, dem klaren, scharfen Denker, und fand in dessen verschiedenen Werken, welchen ein männlich-freier Charakter und edles Ringen nach Wahrheit aufgeprägt ist, eine reiche Quelle der Bildung. Es war seine eigene stille Welt, in welche der junge Mann sich aus der unruhigen Außenwelt so gern zurückzog, gewissermaßen sein Geheimnis. Er versuchte sich auch im Dichten; jedoch kam er nicht über Entwürfe hinaus.

Der Glaube seiner Kindheit, welcher einst sein ganzes Sinnen und Leben verklärt hatte, war freilich mit den Jahren verblichen. Alles widerstrebte ihm ja in jenen Tagen des Unglaubens und des Rationalismus, und die deutschen Dichter kamen ihm auch nichts weniger als zugute. Schon lange hatte das Gebet aufgehört ein Bedürfnis für ihn zu sein; es war ihm zu einer peinlichen Verrichtung geworden, welche allmählich ganz wegfiel. Jedoch war er gerade nicht entschiedenem Unglauben anheimgefallen; die Eindrücke seiner Jugend ließen ihn nicht los. Daher machte es auf ihn einen tiefen Eindruck, als er in diesen Jahren einmal den damals viel genannten Schweizer Geistlichen, Lavater [1]), während seines Kopenhagener Besuches in der reformierten Kirche predigen hörte, und zwar über das Gebet, mit einer Innigkeit und Wärme, wie Steffens niemals etwas ähnliches gehört hatte. Er fühlte, das sei etwas ganz anderes, als was er von dem gefeierten „Stoiker“ Bastholm hörte. Einen bleibenden Eindruck empfing er jedoch nicht. — Übrigens predigte Steffens selbst in

1) Joh. Kasp. Lavater, ein Mann des Gebetes, von welchem der Ausruf stammt: „Christus oder Verzweiflung!“ Bekanntlich fand er 1801 im Revolutionskriege seinen blutigen Tod. — Grundtvig, Weltchronik, S. 627, fällt über ihn ein etwas scharfes, freilich in mancher Hinsicht begründetes Urteil.

jenen Jugendjahren einigemal, teils als Hauslehrer in Odsherred, teils im „Pesthause“, einem außerhalb Kopenhagens gelegenen Hause, wo Wahnsinnige — eingesperrt waren [1])

Inzwischen hatte Henrik Steffens auch kennen gelernt, was Liebe heißt, und war von ihrer Gewalt hingenommen worden. Das junge Mädchen, das sein Herz fesselte, war Eline Marie Smidth, welche kürzlich zum erstenmal auf der königlichen Bühne aufgetreten war, welche Steffens aber bei ihrem nächsten Auftreten in „Emilia Galotti“ spielen sah. Sie war eine echt nordische Schönheit, dazu reinen, edlen Charakters [2]). Von dem ersten Augenblicke an, da er sie sah, stand sein Herz in Flammen; und dieses Feuer verlosch nicht so bald, sondern erfüllte ihn lange. Aber ihr, der jungen, allgemein gefeierten Schönheit, durfte Steffens nicht nahen; er durfte nicht hoffen. Nicht weitab von ihr wohnend, war er fleißig bedacht, ihr zu begegnen, machte auch manche Wanderung unter ihren Fenstern; es blieb aber eine stumme Liebe. Er meinte auch, daß diese der Angebeteten ein Geheimnis bleiben werde. Einige Jahre nachher — 1797 — heiratete sie Steffen Heger, welcher königlicher Schauspieler geworden war. Im Jahre 1807, als Steffens selbst verheiratet war, sah er sie wieder und begab sich, um sie zu begrüßen, in ihre Wohnung. Da er nun von seiner früheren Liebe erzählte, so erfuhr er, daß sie ihn wohl gekannt habe, ja sogar gewußt, wo er wohne, und mit seiner Liebe nicht unbekannt gewesen sei. Sie war die erste schöne Darstellerin von Oehlenschlägers [3]) Thora in „Hakon Jarl“, und seiner Valborg.

Trotz aller erwähnten äußeren Begebenheiten, die Henrik Steffens in Anspruch nahmen, und während so manches ihn innerlich in

---

1) Über diese Predigten sagt er selbst, daß sentimentale Moralitäten den mehr obenhin rührenden, als wirklich religiös anfassenden Inhalt gebildet haben.

2) Marie Smidth, eine echt nordisch geprägte Mädchengestalt von zwanzig Jahren, blond, schlank gewachsen, mit edlen, einnehmenden Gesichtszügen, in welchen sich ein jungfräulich-reiner, mild-wehmütiger Charakter abspiegelte. Siehe Overskou, Theatergeschichte III, 582 (dänisch).

3) Auch Oehlenschläger war in sie verliebt gewesen (Erinnerungen I, 87).

Bewegung setzte, schritt sein wissenschaftliches Studium gut vorwärts. Er beschäftigte sich mit den Naturwissenschaften fast in allen Richtungen; jedoch blieb die Mineralogie ihm Hauptsache. Es war fast ausschließlich Selbststudium. Beständig besuchte er die große Mineraliensammlung des früher genannten Sonderlings, zugleich auch eine andere, welche dem Konferenzrat Monrad gehörte [1]). Im Sommer 1793 erhielt Steffens den Auftrag, Graf Moltkes große Sammlung auf Amalienborg zu ordnen — ein Auftrag, der von der Aufmerksamkeit zeugte, welche der junge Mann als Mineralog erweckt hatte, und den er mit gewissenhafter Genauigkeit ausführte, ernstlich besorgt, daß unter seinen Händen ja nichts verkommen möge. Seine eigenen Sammlungen wuchsen dabei beständig. Er hatte ungefähr 1200 Pflanzen, außerdem Krebse, Fische, Mollusken in Spiritus, eine bedeutende Anzahl Insekten und Eingeweidetiere; aber seine Mineralien waren ihm das Liebste.

Ole Hieronymus Mynster brachte eine kleine Gesellschaft zustande, welche zu naturwissenschaftlichen Zwecken alle vierzehn Tage zusammentrat, und deren Mitglied Steffens ward. Sie hieß „Naturwissenschaftliche Disputiergesellschaft". Der Reihe nach sollten die Mitglieder eine Abhandlung schreiben, diese dann unter sämtlichen Mitgliedern umgehen und in der nächsten Zusammenkunft verlesen und kritisiert werden. Da es tüchtige Leute waren und die Sache ernstlich betrieben wurde, so kamen mehrere Abhandlungen von wissenschaftlichem Wert zutage, unter anderen eine von Steffens über die Verkalkung der Metalle, ein Thema, das ihn sehr beschäftigte. Er war überhaupt geneigt, sich in stille Betrachtungen über die geheimen Prozesse der Natur zu vertiefen, und ahnte eine geistige Einheit, welche sie alle verbinde. Mehrere Mitglieder erwarben sich ehrenvolle Namen, so, außer dem früher erwähnten Hornemann, K. G. Rafn [2]), ein tüchtiger Pflanzenphysiologe; Ratje, später Professor der Botanik

1) Diese selten reiche und schöne Sammlung wurde später von Monrads Sohne an König Christian VIII. im Jahre 1859 verkauft („Mindeskrift an C.", 8. Tl. der Berichte der Wissenschaftl. Gesellschaft, S. 43).

2) Rafn starb schon 1808.

zu Christiania, und Herholdt [1]), der nachher renommierte Arzt. Die Gesellschaft gab sogar ein eigenes Blatt heraus, mit dem langen Titel: „Physikalsch=ökonomische und medico=chirurgische Bibliothek für Dänemark und Norwegen.“ Diese nahm im Januar 1794 ihren Anfang. Steffens hatte an derselben, so lange er in Kopenhagen blieb, nicht geringen Anteil. Außer seiner Abhandlung über die Metalle lieferte er zu der Zeitschrift namentlich Übersetzungen.

So wirkte diese Gesellschaft in weitere Kreise hinaus, am ersprießlichsten aber für die Mitglieder selbst. Indes hatte sie zugleich ihre weniger ernsthafte Seite. Wenn die Arbeiten abends 7 Uhr vorüber waren, so begann nach Sitte der Zeit ein lustiger Akt. Hierzu fanden sich auch andere, „nur speisende und trinkende Mitglieder“ ein. Man hielt ein gemeinsames Mahl; die Bowle kam auf den Tisch. Frankenau [2]), welcher Dichter war, pflegte ein Lied mitzubringen, und alles endete in allgemeiner Fröhlichkeit. Und diese Fröhlichkeit ging weit genug, wenn die jungen Leute Kommers auf der Straße hielten, die Thürschilder vertauschten, mit den Wächtern in Händel kamen [3]). Da man jedoch merkte, daß die Gesellschaft hierdurch in schlechten Ruf kam, „reffte man beizeiten die Segel“, hob die abendlichen Schmäuse auf und begnügte sich mit der Wissenschaft, nur durch Bier und Tabak erfrischt.

Auch in eine ganz kleine Disputier=Gesellschaft, welche anfangs allein aus den Brüdern Mynster und einem Kandidaten der Medizin, Walther, bestand, und welche sich „Trifolium“ nannte, wurde Steffens aufgenommen. Sie nannte sich fortan: „Trifolium auctum“ (das vermehrte Kleeblatt) [4]).

Eine andere litterarische Arbeit, die Steffens zustande brachte, war eine Übersetzung von Wildenows Botanik, mit einer ge=

1) Er ward 1805 Professor und starb 1836.

2) Er war ein beliebter Liederdichter und starb als Arzt in Slagelse 1814.

3) Daher wurde „D. S.“, was „Disputier=Gesellschaft“ bedeuten sollte, von witzigen Köpfen erklärt: „Drikke-Selskab“ („Trink=Ges.). Mynster a. a. O., S. 36.

4) A. a. O., S. 56.

schichtlichen Einleitung, welche 1794 erschien. Kleinere Artikel schrieb er für mehrere Zeitschriften.

Kurz nachdem Steffens' Abhandlung über die Metalle erschienen war, erhielt er eine schmeichelhafte Einladung von dem 63jährigen bekannten Schriftsteller Tyge Rothe [1]), einem Ehrenmanne, welcher hohe Ämter bekleidet hatte, jetzt aber ein zurückgezogenes, den Wissenschaften geweihtes Leben führte, teils auf seinem Besitze Tybjerg gaard, teils in Kopenhagen [2]). Dieser tiefsinnige Denker, welcher sich unter anderem mit dem Studium der Natur beschäftigte, hatte sich an Steffens' Abhandlung erfreut und wünschte ihn zu sehen. Der junge Mensch bekam einen tiefen Eindruck, da er in das große, helle Bibliothekzimmer eintrat, wo der ehrwürdige Mann in einem Lehnstuhl saß, bekleidet mit einem grau-seidenen Schlafrock, die rote Sammetmütze auf dem Kopfe. Seine scharfblickenden Augen waren von großen Augenbrauen überschattet, die Lippen dicht geschlossen. Als Rothe die Abhandlung Henriks mit aufmunternden, hoffnungsreichen Worten erwähnte, so war es diesem, als ob die Zukunft ihm freundlicher entgegen lächle. Kein Wunder, daß er sogleich in seinen eigenen Gedanken ein wenig wuchs; und er mag sich mit ziemlichem Selbstgefühl ausgesprochen haben, da Tyge Rothe nachher zu anderen gesagt haben soll: „Ich mußte dem jungen Menschen Bescheidenheit predigen [3]).“ Indessen lag doch Steffens vieles am Herzen, worüber er den angesehenen Denker gern hören wollte. Besonders äußerte er seine Zweifel darüber, ob man die Zweckmäßigkeit der Natur durch Betrachtung der letzteren wirklich

1) Er war successive Landrichter auf Seeland, Bürgermeister zu Kopenhagen, Amtmann zu Segeberg (Holstein) gewesen. Unter seinen vielen Schriften sind besonders folgende zwei in weiteren Kreisen bekannt geworden: „Die Wirkung des Christentums auf den Zustand der Völker“ (auch ins Deutsche übersetzt, 4 Tle.), und „Die Natur, im Sinne Bonnets betrachtet.“ Er ist 1795 gestorben.

2) Rahbek, welcher freilich in Lobreden nicht sparsam war, nennt Tyge Rothe „den ersten Apostel bürgerlicher Freiheit, den unermüdlichen und unerschrockenen Wahrheitsritter, den Denker, den Weisen, den Tacitus Rothe“ (Erinnerungen IV, 414). Seine edle Gattin, Karen Björn, ist bekannt durch Grundtvigs ihrem Andenken gewidmetes Gedicht.

3) Mynster a. a. O., S. 50.

einsehen könne. Es schwebte ihm dunkel vor, daß zwischen der Natur und der Geschichte eine Verbindung stattfinden müsse, eine Einheit des anscheinend Getrennten. Rothe vermochte diese ihm zwar nicht klar zu machen, wies aber auf die Religion hin, welche die Lösung aller Rätsel in sich schließe. Die beinahe zweistündige Unterredung hinterließ übrigens bei dem jungen Naturforscher einen sehr ermutigenden Eindruck.

Während Steffens sich so oft mit den höchsten Aufgaben des denkenden Geistes beschäftigte, fühlte er doch keine Neigung, sich in die Kantische Philosophie zu vertiefen, welche eben jetzt in einer Person ihren Einzug in Kopenhagen hielt. Christian Hornemann, ein junger Mann, welcher sich in Deutschland aufgehalten hatte, hielt über die neue Lehre Vorlesungen. Steffens' Freunde hörten sie und waren mehr oder weniger begeistert; er selbst aber fühlte sich zurückgeschreckt durch das viele Gerede, das rings um ihn her nicht nachließ, von „Zeit und Raum", dem „kategorischen Imperativ" u. s. w. Er ist erst in einem späteren Zeitraume mit jenem epochemachenden Systeme bekannt geworden.

Im Frühjahr 1794 stellte sich Steffens zum Examen. Es war das erste in seiner Art, das abgehalten wurde, auch nicht mit der Universität verknüpft, welche sich im ganzen noch nicht für die naturwissenschaftlichen Fächer geöffnet hatte. Die sogenannte „Naturgeschichts-Gesellschaft" hatte die Prüfung angeordnet. Diese umfaßte Zoologie, Botanik und Mineralogie, und währte sehr lange. Steffens wurde von Vahl und Schumacher geprüft, und bestätigte namentlich in der Mineralogie den Ruf, den er sich schon erworben hatte. Das Resultat der Prüfung war im ganzen ein besonders ehrenvolles.

Als unmittelbare Folge des Examens wurde ihm das Stipendium der genannten Gesellschaft zu einer wissenschaftlichen Reise verliehen. Sie sollte nach Norwegen gehen. Der Zweck war zunächst eine geognostisch-mineralogische Untersuchung der verschiedenen Bergarten, um das Charakteristische der norwegischen Gebirgsformation festzustellen, namentlich in der Gegend um Bergen. Die Reise sollte bald angetreten werden.

So stand Steffens denn bei dem Abschlusse seines Kopenhagener Studentenlebens. Er konnte auf eine reich bewegte

und wohl benutzte Zeit zurückblicken. Mit Recht waren große Erwartungen auf ihn gerichtet. Und die Zukunft lächelte ihm freundlich. Welche Freude, jetzt mit freiem Flügelschlage ins Leben hinauszuziehen, dem Ziele so vieler Kindheits- und Jugendträume entgegen, hin zu seinem Geburtslande, zu Norwegens stolzen Alpen!

V.

Norwegische Reise.

1794.

Unsere heidnischen Ahnen, welche glaubten, daß die Nornen der Menschen Geschicke leiteten, nannten die mittlere Norne „Verdande“ oder „das Hemmnis“ 1), womit sie andeuteten, daß in jedem Menschenleben die Stunde kommen werde, wo Hindernisse sich dem kühnen Streben entgegenstellen, um es zunichte zu machen. Da kommt denn eine Zeit des Kampfes, und in dieser sollen die Kräfte geübt werden, um zum Ziele hindurchzudringen. Fehlt es am Mute, um den Kampf zu wagen, so unterliegt der Mensch der „Verdande“ und die Lebensbahn ist eine verfehlte.

Bis dahin hatte sich alles für Henrik Steffens leicht und günstig gestaltet, und fröhlich blickte er in die Zukunft. Aber gerade als er seine norwegische Reise antreten sollte, stiegen dunkle Gewölke auf und lagerten sich über sein Gemüt. Hierzu wirkte mancherlei zusammen. Ein schwermütiger und unglücklicher Bornholmer Freund besuchte Steffens in der letzten Zeit öfter und plagte ihn. Einen großen Teil des Reisegeldes, den er sogleich erhielt, nämlich die Hälfte (die andere Hälfte sollte erst nach beendeter Reise ausgezahlt werden), mußte er zu einiger Deckung der dringendsten Schulden verwenden. Obgleich er das Mißliche seines Verfahrens fühlte, mochte er dennoch nicht zu seinen Freunden davon reden, was er bald danach bedauern sollte. Endlich

---

1) N. F. S. Grundtvig, Nordens Mythologie, S. 184 (dänische).

fiel ihm die Trennung von Kopenhagen, von den vielen Freunden, von dem Gegenstande seiner unglücklichen Liebe weit schwerer, als sich gebührte, da die Abwesenheit nur ein halbes Jahr dauern sollte. Es war, als ahnte er, daß lange Zeit darüber vergehen, mancherlei schmerzliche Erfahrungen durchgemacht werden sollten, ehe er den Schauplatz seiner frohen, glücklichen Jugend wiedersähe.

Die letzten Nächte durchwachte er bei einem am gastrischen Fieber gefährlich daniederliegenden Freunde [1]); er selbst hatte eine Empfindung, als sei er angesteckt; ja, er hielt sich kaum aufrecht. In diesem Zustande allgemeinen Unwohlseins verabschiedete er sich von seinen nächsten Freunden — Jakob Mynster hatte ihm in sein Stammbuch ein schwermütiges Gedicht geschrieben — und er ging an Bord. Dies war im Mai 1794.

Der Anfang der Schiffahrt war für Steffens recht unangenehm, da er sehr seekrank ward; jedoch erholte er sich bald, wobei er das Gefühl hatte, daß die Seekrankheit als Ableiter einer ernsteren Krankheit gedient hatte. Die frische Seeluft belebte ihn; und während er über das Kattegat segelte, kehrte sein Lebensmut wieder. Das Ziel der Reise war die Westküste Norwegens; durch widrigen Wind zog sie sich in die Länge. Sie mußten bei Sirivaag, einem Außenhafen von Stavanger, anlaufen, wo sie acht Tage aufgehalten wurden. Hier erneuerte Steffens zuerst seine Bekanntschaft mit Norwegen. Er hatte keine Ruhe, bis er die um den einsamen Hafenort liegenden Gebirge untersucht hatte. Wie wurde er überrascht, als er hier eines der edelsten Mineralien entdeckte [2])! In seiner Sammlung daheim hatte er eine einzelne Probe davon als bloßen Schmuck betrachtet. Bei seiner lebhaften Phantasie wurde er gewaltig ergriffen. „Die Thränen stürzten mir aus den Augen“, schreibt er; „mir war's, als habe das Innere der Erde seine geheime Werkstatt aufgethan, als sei der fruchtbare Erdboden mit seinen Blumen und Wäldern eine zwar anmutige, aber leichte Decke, welche unergründliche Schätze ver-

---

1) Damals herrschte in Kopenhagen eine gefährliche Seuche. Karl Heger lag sehr krank danieder; und vielleicht war dieser es, bei dem Steffens wachte (Rahbeks Erinnerungen IV, 283).

2) Den Labradorschen Sienit.

berge; als sei diese Decke hier beiseite gezogen, aufgerollt, um mich in die wunderbare Tiefe, welche sich öffnete, hinabzuziehen.“ [1]) Dieses war der erste Eindruck Norwegens.

Endlich nahte das Schiff dem Ziel der Reise, Bergen, damals noch der größten Stadt des Landes. Als Steffens den Schiffer bezahlt hatte, war seine Tasche beinahe leer, so daß er mit einiger Beklemmung in einem Gasthof einkehrte. Er führte Empfehlungsbriefe von Professor Vahl an ein paar Ärzte und einen Kaufmann bei sich, wurde auch freundlich von diesen aufgenommen und bei mehreren Kaufleuten in Gesellschaft eingeladen. Einige junge Männer, welche kürzlich in Kopenhagen studiert hatten und wußten, daß Steffens den besten studentischen Kreisen angehört und schon einen Namen hatte, suchten ihn auf und kamen fast täglich zu ihm. Hierdurch fühlte er sich ziemlich belebt; indessen meldete er dem Vorstande der Kopenhagener Gesellschaft ganz offen seine Geldverlegenheit, um die letzte Hälfte des Reisegeldes zu erlangen.

Zwar genoß Steffens in Bergen, namentlich bei den reichen Kaufleuten, viele Gastfreundschaft; und eine Zeit lang diente es ihm zur Unterhaltung, ein Zeuge ihres häuslichen Lebens zu sein. Aber im stillen konnte er nicht umhin, den hier herrschenden gesellschaftlichen Ton zu kritisieren. Bergen ist vor allem eine Handelsstadt, und war es damals weit mehr als heute. Die Unterhaltung drehte sich gemeiniglich um Diskonto und Börsennachrichten; höhere Interessen kannten die Kaufleute fast gar nicht. Der Ton war äußerst roh; in den Gesellschaften lief alles auf Essen und besonders Trinken hinaus, und an feinen Weinen war bei diesen mit dem Süden in lebhaftem Verkehr stehenden Handelsherren kein Mangel. Die Frauen spielten eine ganz untergeordnete Rolle.

In geistiger Hinsicht überragte ein Mann seine Umgebungen und übte großen Einfluß, Nordahl Brun, damals Stiftspropst [2]),

1) Steffens mündliche Erzählung hiervon gab Ludw. Tieck den Stoff zu dem Märchen: „Der Runenberg.“

2) Er war 1745 geboren, ward 1763 Student, 1768 Cand. theol., 1774 Geistlicher, später Stiftspropst (d. h. Senior der Geistlichkeit) zu Bergen,

in der That ein bedeutender Mann. In seiner Jugend war er, zugleich mit Ewald und Wessel, als Dichter aufgetreten und hatte durch sein Trauerspiel „Zarine“ [1]), freilich in dem geschrobenen französischen Stil gedichtet, Glück gemacht. Wertvoller waren einige seiner kleinen Gedichte, wie das bekannte Volkslied: „Boer jeg paa det höje fjeld“ („Ich wohn' auf hoher Alp!“), ein Lied, das wirklich Eigentum des Volkes geworden ist. Als Geistlicher in Bergen kam er auf seinen rechten Posten. Er war ein lebendig-gläubiger Christ, in jener rationalistischen Zeit eine ziemlich seltene Erscheinung, dazu ein sehr begabter Prediger, nicht bloß in geistiger Hinsicht. Erhob er in der Kreuzkirche seine wohltönende, beredte Stimme, so strömten große Scharen zusammen, ihn zu hören. Und seine schönen, tief empfundenen geistlichen Lieder mußten jeden, der etwas christlichen Sinn hatte, ansprechen. Er trat in jeder Beziehung als eine echt männliche Persönlichkeit auf, gewöhnlich an allem, was sich regte, teilnehmend. So war es kein Wunder, daß er eine Art geistiger Herrschaft in der Stadt ausübte.

Aber auch eine gewisse Opposition hatte sich gegen Nordahl Brun gebildet. Nicht wenige waren auch dort von Revolutionsideen und Rationalismus angesteckt; ihnen war der Stiftspropst ein Dorn im Auge. Sie benutzten gern jede Gelegenheit, gegen ihn aufzutreten. Diesen Leuten kam nun Steffens gerade recht. Er war mehreremal mit Nordahl Brun zusammengetroffen und hatte sich an dem überlegenen Wesen, dem zuversichtlichen Tone desselben geärgert, überhaupt den falschen Eindruck bekommen, als wäre er eine aufgeblasene, in sich unbedeutende Persönlichkeit. Bei dem Selbstgefühl, das dem jungen Manne eigen war, hatte Steffens diesen Eindruck nicht verhehlt. Die etwas gedrückte Stimmung, in der er sich befand, mochte ihn geneigt machen zur Erbitterung. Er hatte sich allmählich von den Kaufmannshäusern zurückgezogen und lebte meistens einsam auf seiner Kammer im Gasthof. Bei gutem Wetter machte er mineralogische Aus-

1804 Bischof desselben Stiftes, gestorben 1816. Ein gleichnamiger Nachkomme hat unlängst ausführliche Mitteilungen über ihn veröffentlicht.

1) „Zarine“ hat eine eigene Berühmtheit dadurch erlangt, daß es das erste öffentlich aufgeführte dänische Trauerspiel war, und weil es Wessel die nächste Veranlassung gab zu seiner köstlichen Parodie: „Liebe ohne Strümpfe.“

flüge in die Berge; da es aber in Bergen so häufig und viel regnet, so mußte er die meiste Zeit mit der Lektüre geliehener Bücher verbringen. Da er aus Kopenhagen nichts erfuhr, und von Geld entblößt war, so ward seine Stimmung immer finsterer und reizbarer.

Unter diesen Umständen fiel es den Widersachern des Stiftspropstes nicht schwer, Steffens zum Auftreten gegen ihn zu bewegen. Im Grunde lag eine irrige Ansicht zugrunde, da man Steffens völlig für ein Kind der Neuzeit, also einen eifrigen Demokraten und Rationalisten hielt, was jedoch alles nicht der Fall war. Vermutlich hatte er sich in jugendlich unbesonnener Weise geäußert. Sie forderten ihn nunmehr auf, eine Predigt in einer der Stadtkirchen zu halten: denn man hatte seine Gabe leichter Rede wahrgenommen, und hoffte in ihm einen Sprecher des Zeitgeistes gegenüber dem reaktionären Nordahl Brun aufzustellen. Also predigte Steffens „über dieser Zeit Leiden" (Röm. 8, 18.); und da er selbst in gedrückter Lage war, so konnte er mit Wärme aus bewegtem Herzen reden, was auf die große Versammlung Eindruck machte. Daß in der Predigt auch von dem Übermut der Mächtigen, von Mißverständnissen der Unwissenheit und ähnlichem, was auf Nordahl Brun zielte, die Rede war, war nicht zu leugnen. Von dieser Predigt wurde viel geredet; einige erhoben sie in den Himmel, die meisten tadelten sie als revolutionär und ketzerisch. In dieser Veranlassung erging ein Schreiben an die Geistlichkeit der Stadt: künftighin keine unbekannten jungen Studenten die Kanzeln besteigen zu lassen. Steffens sandte zur Abwehr seine vollständig aufgeschriebene Predigt an den Stiftspropst mit der Bitte, ein öffentliches Urteil über sie abzugeben. Dieser ließ darauf in eine Zeitung die Erklärung einrücken, daß die ihm mitgeteilte Predigt nichts Tadelnswertes enthalte, weder in religiöser, noch in bürgerlicher Hinsicht. Hierdurch fühlte Steffens sich gerechtfertigt; aber der Gedanke, eine Opposition gegen Nordahl Brun bilden zu sollen, fiel nach dieser Wendung völlig zu Boden, so daß er von seinen Freunden nur Vorwürfe darüber erntete, daß er thörichterweise auf das Urteil des Stiftspropstes so viel gegeben habe. Da Steffens nachgerade Bergens überdrüssig geworden, so war das Ergebnis ihm ziemlich gleichgültig.

Ja, über seine ganze Mission war er mißmutig geworden; und kein Wunder: denn seine Forschungen in den Umgebungen der Stadt brachten ihm lauter Täuschungen ein. Obgleich er jeden Tag zu Gebirgswanderungen benutzte, überzeugte er sich dennoch bald, daß die Halbinsel, auf der Bergen liegt, nur einige sich immer wiederholende Ur-Bergarten enthält und im ganzen über das Eigentümliche der skandinavischen Bergformation sehr geringe Aufschlüsse bietet. Wenn Steffens so in den wilden Gebirgsgegenden mit dem spärlichen Pflanzenwuchs umherwanderte, wenn er mitunter eine Bergspitze erkletterte, von wo er durch den Nebel in das brausende Meer hinaus blicken konnte, so kam über ihn ein überwältigendes Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit. Und war er, nach der vergeblichen Exkursion, müde und matt nachhause gekommen und schaute aus dem Fenster seines Kämmerchens in einen wüsten, kleinen Garten hinab, während von draußen der Regen melancholisch dagegen schlug, alsdann konnte Gegenwart und Zukunft ihm gleich bewölkt erscheinen, und vergebens spähte er nach einem Lichtstrahl.

Tag um Tag verging, der ganze Juni, auch ein Teil des Juli war vorüber, und immer kein Brief aus Kopenhagen! Die einzige Ermunterung fand er in den Besuchen einiger Bekannten, die ihm aufmerksam zuhörten, wenn er eine Art Vortrag hielt. In solchen Stunden brach sein eigentlicher Lebensberuf durch und gewährte ihm Befriedigung.

Zuletzt war er genötigt, dem Wirte seine mißliche Lage anzuvertrauen; aber der brave Mann tröstete ihn und erklärte, er könne schon warten, bis Steffens einmal die Mittel bekomme, um ihn zu bezahlen. Endlich, in der Mitte des Juli, kam ein Brief aus Kopenhagen, jedoch nur mit einer Anweisung auf eine geringere Summe. Steffens beschloß sogleich, diese zu einer Bootfahrt längs der Küste zu benutzen, um Weichtiere zu sammeln, denn auch dieses war einer der Zwecke seiner Reise. Er hoffte, wenigstens hierdurch der naturhistorischen Gesellschaft einige Befriedigung zu gewähren, nachdem das mineralogische Unternehmen mißlungen war.

So verließ denn Steffens die Stadt in einem Boote, das von zwei Männern gerudert wurde, deren einer ein rüstiger Greis von beinahe 90 Jahren war, freilich gelähmt in den Beinen.

Es war eine interessante Segelfahrt längs der Küste zwischen den vielen Inseln und in die Fjorde hinein; bald kam ihm sein jugendlicher Mut und Hoffnung wieder. War es doch ein recht frisches, wechselvolles Leben. Zuerst segelten sie südwärts in das Innere des Hardangerfjords, dann nordwärts in den Sognefjord. Die Tage brachten sie im Boote, die Nächte gewöhnlich am Lande, wie es sich eben traf, zuweilen in den schmutzigen Hütten der Fischer zu, öfter in ihren Versammlungshäusern, in einer sonst zu festlichen Zusammenkünften bestimmten Stube. Hier ward ihm dann freilich der Geruch der aufgestapelten gedörrten Stockfische zur Plage. Dennoch sprach ihn das freie, abenteuerliche Leben sehr an.

Mitunter besuchte Steffens die Pastoren und andere Beamte, bei welchen er gastfreie Aufnahme fand. Jedoch waren diese Besuche nicht immer so gemütlich. Insbesondere vergaß er nie wieder den Besuch bei einem Pastor auf einer der Inseln längs der Küste. Bei seiner Ankunft traf er denselben nicht zuhause; Amtsgeschäfte wegen war er in der eine Meile entfernten Kirche. Steffens begab sich dorthin, wo ein großer Trauungsakt, nämlich an elf Paaren zugleich, vollzogen werden sollte, und eine Masse von Menschen versammelt war. Der Pastor hieß ihn willkommen und wies ihm einen Platz in seinem Kirchenstuhle an, worauf er selbst an den Altar trat und jedem der Paare dieselbe Rede hielt. Mitten in der Arbeit machte er eine Pause, um sich an einer Flasche Madeira, und zwar mit dem Ausdruck des Behagens, zu stärken. Da er auch Steffens hierzu einlud, kam es diesem ganz gelegen; denn er war nahe daran, unwohl zu werden, infolge des abscheulichen Leichengeruches, der die Kirche erfüllte, in welcher kürzlich mehrere Begräbnisse stattgefunden hatten. Nach beendigter Trauungsfeier bestieg der Geistliche die Kanzel und hielt eine stundenlange Predigt, mit Ausfällen gegen verschiedene Ketzereien. Zuletzt bemerkte Steffens, daß die Predigt auch auf ihn ziele; ja, diese richtete sich direkt an ihn, so daß er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ward, als einer der neumodischen Ketzer. Vermutlich hatte der Pastor aus Bergen etwas von ihm gehört. Als Steffens ihn nachher fragte, warum er so verfahren sei, bekam er die Antwort: es sei bloßer Spaß gewesen; überhaupt äußerte der Mann eine so rohe Gesinnung, daß Steffens einen Schauder bekam.

Meistens hatte der junge Naturforscher von der Unsauberkeit der Bauernhäuser viel zu leiden, was indes keineswegs überall der Fall war. So kam er eines Tages, zugleich mit einem dänischen Offizier, welcher ihn seit einigen Tagen begleitete, zu einer Bauernfamilie. Der Offizier bat um einiges Mittagsbrot für sie beide, fügte aber in übermütigem Tone hinzu: „Ein bißchen Schmutz schadet dabei nicht!“ Wie erstaunten aber beide, als sie in eine reinliche Stube geführt wurden, ein sauberer Tisch gedeckt wurde, alles, sowie die Bewohner selbst, nett und einladend war! Als das Essen hereingetragen war, wurde ein zugedeckter Teller neben den Offizier gestellt; er meinte, es sei darin ein besonderer Leckerbissen für ihn, nahm den Deckel ab: da war der Teller voll — Schmutz! „Nun kann davon der Herr so viel nehmen, als er braucht“, sagte die Frau; „wir hier zuhause brauchen so etwas nicht.“ — Als nachher der Offizier, hierdurch gereizt, die Mahlzeit bezahlen wollte, brach ein förmliches Unwetter los; der norwegische Bauer sah es als eine große Beleidigung an, daß Bezahlung für seine Gastfreiheit geboten wurde. Nur mit vieler Not gelang es Steffens, einigermaßen zu vermitteln.

Die Abwechselung der Landschaften sprach ihn sehr an. Es wunderte ihn höchlich, beim Sognefjord, mitten in der so rauhen Natur, in einem Thale einen fruchtbaren Fleck Landes zu finden, wie aus dem Süden hierher gezaubert, vor den scharfen Winden geschützt, mit einem wunderbar üppigen Pflanzenwuchse. Einen Genuß entgegengesetzter Art hatte er, als er beim Hardangerfjord an den hohen, öden Stromufern des Folgefonds wandelte und jene Mischung von Wonne und Schauder empfand, welche ihren eigentümlichen Reiz hat.

Aber seine eigentliche Arbeit hatte er im Boote. Mit einem besonders hierzu eingerichteten Geräte, welches in die Tiefe versenkt werden und während der Fahrt längs des Grundes hinkratzen konnte, holte er die Weichtiere heraus. Er hatte genug zu schaffen, um die selteneren Exemplare aufzubewahren, sie zu studieren und zu ordnen. Eines Tages machte er mit einem größeren Fischerfahrzeuge, welches mit sechs Männern besetzt war, einen Ausflug weit hinaus ins Meer. Sie wollten eine Sandbank erreichen, um hier zu fischen, sieben bis acht Meilen in die offene Nordsee hinaus.

Die da draußen zugebrachte Nacht blieb Steffens unvergeßlich. Während die Leute ausgestreckt lagen und schliefen, hatte er so recht das Gefühl der Einsamkeit auf dem ungeheuren Meere. Nirgends war Land sichtbar; das Boot schaukelte auf den breiten Wellen. Da stellte er sich vor, wie ihn in jedem Augenblicke der Abgrund des Meeres verschlingen könne; er gedachte der Bewohner des Meeres, welche mit ihrer dreisten Neugier ihn so oft störten. Da fühlte er sich wie zu dieser Tiefe gehörig, wie mit ihr verschmolzen. Viele Gedanken an Vergangenheit und Zukunft tauchten in seiner Seele auf, aber ohne eine bestimmte Gestalt anzunehmen; Traurigkeit und Freude wogten durch einander. Hier konnte er denn inniger als je die wunderbare Macht verstehen, mit welcher die uns umgebende Natur die Seele beherrschen kann.

Die Reise währte bis zum Ende des August. Nach Bergen zurückgekehrt, machte sich Steffens an eine genauere Ordnung und Bestimmung der gesammelten Weichtiere; aber bald empfand er den Mangel wissenschaftlicher Hilfsmittel, um die neuen von den schon bekannten scharf zu unterscheiden; je mehr er sich dabei anstrengte, desto größer ward die Verwirrung. Noch schlimmer war es mit seinen geognostischen Untersuchungen. Von innerer Unruhe getrieben, eilte er oft wieder zwischen die Felsgebirge, um den Gesetzen auf die Spur zu kommen, aber vergebens! Alles schien ihm wild durch einander gemischt; er konnte keine Ordnung finden: die Geognosie auf ihrer damaligen Stufe gewährte ihm keine Hilfe. An mehreren Orten stimmte die schreckenvolle Natur allzu gut mit dem Zustande seines Inneren. Wie sollte er über die Früchte seiner wissenschaftlichen Reise einen Bericht abstatten?

Traurig war's, daß in dieser finsteren Zeit nicht einmal ein Nachklang des Glaubens seiner Kindheit sich vernehmen ließ. Sein Gemüt wurde zwischen starrem Trotz und einer zuweilen sich regenden weichlichen Sentimentalität hin- und hergeworfen. Ein furchtbarer Zweifel an allem Seienden erhob sich in ihm; er war der Verzweiflung nahe, welche sein ganzes Thun und Streben zu lähmen drohte.

Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Er war zu stolz, um nach einer mißlungenen Reise nach Kopenhagen zurückzukehren. Was sollte er thun? — Da tauchte plötzlich in ihm ein Gedanke

auf; „Du mußt nach Deutschland reisen! Alles, was die Deutschen wollen, wonach ihre größten Geister forschen, ist auch Gegenstand deines heißen Verlangens; dort wird ein geistiger Kampf gekämpft: an diesem mußt du teilnehmen [1]). Ist es dir alsdann geglückt, dich auszuzeichnen, so kannst du nach Kopenhagen zurückkehren!" Nachdem dieser Entschluß gefaßt war, ward sein Gemüt ruhiger. Er wollte sich selbst auf die Probe stellen, ob er Leiden aushalten könne; darum hielt er seinen Finger ins Licht, bis er stark verbrannt war!

Es war ein gewagter, für die ganze Zukunft des Jünglings verhängnisvoller Entschluß; aber er wurde rasch ausgeführt. Ein junger, wohlhabender Kaufmann, welcher Steffens Lage kannte und nun erfuhr, er wolle nach Hamburg reisen, streckte ihm nicht nur eine Summe Geldes vor, sondern gab ihm auch eine Anweisung an ein Hamburger Comptoir. Hierauf schrieb Steffens an seine Freunde in Kopenhagen, sie sollten seine Sammlungen und Bücher verkaufen. Hierdurch meinte er, eine erkleckliche Summe zu erzielen, um davon die erste Zeit in Deutschland leben zu können.

Am 15. Oktober verließ er Bergen, für ihn eine Stadt schwerer Anfechtung. Mit neuer Hoffnung steuerte er auf Deutschland zu: „eine neue Morgenröte durchglühte sein jugendliches Gemüt, und es schien ihm gewiß, daß eine edle Thätigkeit, Ehre und Liebe sein Dasein erheitern werde" [2]).

---

1) „Es muß für einen Deutschen schwer sein, sich einen deutlichen Begriff zu machen von den mächtigen Eindrücken, welche die großen Geister eines fremden Landes, durch den Abstand noch mehr gehoben, auf feurige und lebhafte Jünglinge eines draußen liegenden Landes machen." Steffens, Vier Norweger I, 142.

2) Steffens a. a. O. I, 213.

VI.

Trübsalszeit.

1794—1796.

Das Schiff, welches Steffens nach Hamburg führen sollte, war ein früherer Grönlandfahrer; mit ihm fuhren ein Kaufmann aus Jütland und fünf englische Matrosen als Passagiere. Lange wurden sie durch widrigen Wind an der norwegischen Küste zurückgehalten, so daß sie erst im Anfange des November in die weite See stechen konnten. Bald bekamen sie denn auch einen richtigen Herbststurm, so daß sie über das tobende Meer bis gegen die Nordküste Schottlands getrieben wurden. Der Kapitän war ein roher, unwissender Mann, welcher nicht einmal die Höhe richtig zu berechnen verstand. Steffens aber berechnete nach genauen Beobachtungen, wo sie sein müßten; und als sie bald darauf die schottische Küste gewahrten, ergab sich ihre Richtigkeit. Nachdem sie darauf wieder die Nordsee erreicht hatten, brach ein neuer Sturm los; und wieder sollte Steffens des Kapitäns Lehrmeister werden, da dieser meinte, sie wären weit draußen in der See, während sie, wie Steffens annahm, vor der Mündung der Elbe waren. Der Weststurm trieb sie bei Helgoland vorüber; aber kein Lootse wagte sich heraus. Der Abend brach herein; aus der Ferne leuchtete das Feuer von Neuwerk, und da sie Grund lotheten, warfen sie das Anker aus. Steffens, welcher mehrere Tage keinen Schlaf bekommen hatte, warf sich ermattet in seiner Koje nieder. Plötzlich aber stieß das Schiff auf und knackte in allen seinen Fugen. Alle stürzten aufs Deck; das Wasser strömte herein; die fünf englischen Matrosen

wollten sich des großen Bootes bemächtigen; aber nach einem heißen Kampfe wurden sie von den übrigen überwältigt. Die Masten wurden gekappt; da aber die Ebbe stark zunahm, stand das Schiff alsbald fest auf dem Grunde. Es trat eine kurze Pause ein, während welcher Getränke und Nahrungsmittel preisgegeben wurden. Jedoch währte die Ruhe nicht lange. Da die Flut wiederkehrte, so stieg das Wasser im Schiffe. Es war unmöglich, länger darin zu bleiben. Zwei Boote, die man aussetzte, riß der Sturm hinweg; glücklicherweise war noch ein drittes da, ein norwegisches Lootsenboot. Mit großer Beschwerde und Gefahr brachten sie dieses hinunter; aber Steffens mußte seine Effekten im Schiffe zurücklassen, nicht einmal die Uhr bekam er mit. Das Boot war überfüllt; nur zwei Matrosen fanden Platz zum Rudern. Steffens mußte auf dem Boden des Schiffes liegen. Und so trieben sie im Dunkel der Nacht dahin, jeden Augenblick in Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden; aber Steffens war ruhig. Wie ein verworrener Traum brausten um ihn her die Meereswogen, dazu die englischen, dänischen und plattdeutschen Schwüre und Flüche der Seemänner [1]).

Endlich nahte der Tag, und man erblickte eine Fregatte. Sie wurden alle von dieser aufgenommen, obwohl auch dieses Schiff durchaus nicht außer Gefahr war. Steffens wurde tief gerührt, als er seinen Neufundländer Hund, welchen er von Bergen mitgebracht, aber auf dem sinkenden Schiffe zurücklassen mußte, durch die hochgehende See heranschwimmen sah, so daß er mit aufgenommen werden konnte. Endlich kamen sie glücklich nach Stade. Hier verließen Steffens und der jütländische Kaufmann die Reisegesellschaft, der erstere fast gänzlich von Geld entblößt, da er beständig für den Kapitän Auslagen machen mußte, und hiermit weit über sein Passagegeld gezahlt hatte. Die Anweisung auf den Hamburger Kaufmann war zugleich mit seiner ganzen Bagage verloren gegangen. Sein einziger Frack war im Gedränge des Schiffbruches zugrunde gerichtet; und er mußte froh sein, daß der Kapitän der Fregatte ihm einen Überrock überlassen hatte, welcher freilich

1) Steffens a. a. O. I, 233—247.

zerrissen war und gleich einem Sacke um ihn hing. Auf einem kleinen Fahrzeuge kamen sie nach Blankenese.

Auf solche Art betrat Henrik Steffens zum erstenmal Deutschland, das Ziel seiner Hoffnungen. Seine äußere Erscheinung muß die eines verlaufenen Handwerksburschen gewesen sein. Unter mißlicheren Umständen in einem fremden Lande aufzutreten, war wohl nicht möglich.

Etwas heller ward es jedoch bald. Sein jütländischer Kajütengenosse hatte eine größere Geldsumme gerettet. Als Steffens ihm nun mitteilte, wie er für den Schiffskapitän Auslagen gemacht habe und dadurch mittellos geworden sei, zahlte der Mann ohne weiteres die Hälfte der Summe. Hierauf fuhren sie zusammen nach Altona; und am folgenden Tage begab sich Steffens zu dem Kaufmann in Hamburg, auf welchen er eine Anweisung gehabt hatte. Obgleich nun diese verloren war, und die Kleidung, in der Steffens erschien, ihn gerade nicht empfahl, wurde die Summe, welche er nannte, ihm dennoch sofort aufs bereitwilligste ausgezahlt. Steffens war ebenso sehr gerührt wie verwundert, und verhehlte seine Dankbarkeit nicht. Dies machte den braven Hamburger noch entgegenkommender, welcher völliges Vertrauen in Steffens' Reisebericht setzte und ihn in sein Haus einlud.

So war er vorläufig vor Mangel geschützt. Er logierte sich in einer bescheidenen Dachkammer in Hamburg ein; aber was sollte er weiter anfangen? Das war ihm selber dunkel. Zunächst mußte er der naturgeschichtlichen Gesellschaft zu Kopenhagen über seine fehlgeschlagene Reise berichten. Aller seiner Papiere verlustig, konnte er an einen wissenschaftlichen Bericht nicht denken; es ward wesentlich nur ein Unglücksbericht. Zugleich verwies er jedoch auf mehrere Ärzte zu Bergen, die seine Sammlungen gesehen hatten.

Sodann schrieb er an seine nächsten Kopenhagener Freunde. Als diese die ausführliche Schilderung seines Schiffbruches lasen, schenkten sie ihr keinen Glauben; man war ja etwas an Steffens' Übertreibungen gewöhnt. Ole H. Mynster sagte in trockenem Tone: „Gelogen wie gedruckt!“ Später wurde ihnen jedoch die Wahrheit von anderer Seite bestätigt.

Steffens drang auf möglichst rasche Veräußerung seiner in Kopenhagen zurückgelassenen Sachen. Er bekam schlechten Trost:

„Wenn man mit dem Verkauf Eile mache, so werde der Ertrag so gering ausfallen, daß nicht einmal seine Schulden dadurch gedeckt werden könnten.“

So verging die Zeit, und keinerlei Aussicht eröffnete sich dem jungen Manne. Er zerstreute sich, indem er sich in dem rauschenden Leben auf den Straßen Hamburgs und an der Börse umsah. In jenen Jahren hatte der dortige Handel eine ganz besondere Lebhaftigkeit, und die Stadt war überfüllt mit Flüchtlingen, besonders aus Holland, wegen des kriegerischen Einfalls der Franzosen in dieses Land. Glücklicherweise hatte Steffens zwei Häuser, die ihm offen standen, deren eines das jenes freundlich gesinnten Kaufmanns war. Dieses Haus besuchte Steffens fleißig. Die unverheiratete Schwester des Kaufmanns interessierte sich ebenso wie letzterer für den lebhaften jungen Mann, welcher denn auch seinerseits sich ihr sehr anschloß. Die Neigung, die sich zwischen beiden entwickelte, hatte indes eben keinen tieferen Grund.

Vermutlich wurde durch dieses Haus die Bekanntschaft mit einem dänischen Kaufmanne zu Altona, Madsen, vermittelt, in dessen gastfreiem Hause er viele Stunden zubrachte und herzliche Teilnahme fand. Hier begegnete ihm auch ein größeres Maß von Bildung, als in dem genannten Hamburger Hause.

Allein, wie die Zeit verlief, verschwand zugleich auch das Geld in sehr bedenklicher Weise. Die Freunde zu Kopenhagen thaten trotz alles Bedauerns keine ernstlichen Schritte zur Abhilfe seiner Bedrängnis. Rahbek riet ihm, sich mit litterarischen Arbeiten, z. B. Korrespondenzartikeln, zu versuchen. Da indes Steffens keinen Zugang in die besseren Kreise hatte, so fehlte ihm hierzu der Stoff. Er fing an, Goethes „Wilhelm Meister“, welcher damals neu war, zu übersetzen, fand aber keinen Verleger. Sein alter Lehrer Vahl sandte ihm einen Empfehlungsbrief an den bekannten Professor Busch, Direktor eines Handelsinstitutes; aber da es ihm vorkam, als werfe dieser auf seinen wenig eleganten Anzug bedenkliche Blicke, und als ob er sogar die Echtheit des Briefes bezweifle, so wandte Steffens ihm sofort den Rücken und ging [1]). Auch der

1) Dieses mag indessen eine falsche Auffassung des reizbaren Steffens gewesen sein. Busch, „ein herrlicher alter Mann, voll praktischen Sinnes“

Oheim Bang schrieb ihm, daß, wenn er heimkehren wolle, eine Hauslehrerstelle ihm offen stehe, was er aber ablehnte.

Des unthätigen Lebens in Hamburg überdrüssig, bekam er den Einfall, das klare, schöne Winterwetter zu einem Ausfluge nach Holstein zu benutzen. Wie wir uns erinnern, wohnte sein Vater in Rendsburg; er wollte dort aber am allerwenigsten als verlorener Sohn erscheinen, er, der bisher des Vaters Hoffnung gewesen war. Hierzu war Henrik zu stolz. So schweifte er denn ohne Ziel und Zweck umher. Am längsten hielt er sich in Glückstadt auf, wo er in einem kleinen Gasthause bei alten freundlichen Leuten gute Pflege fand. Als er nach mehrwöchentlichem Aufenthalt sie verließ, wollten sie beinahe gar keine Bezahlung haben. Sein Begleiter war beständig der große Hund gewesen, sein einziger, zuverlässiger Freund, mit welchem er alle seine dürftigen Mahlzeiten geteilt hatte; als dieser aber durch einen unglücklichen Zufall auf dem Glückstädter Walle erschossen wurde, fühlte er sich verlassener als je und war untröstlich. So kehrte er denn nach Hamburg zurück, zwar gedrückten Mutes, aber mit überströmender Freundlichkeit von jenem Kaufmann und seiner Schwester empfangen, welche seine lange Abwesenheit nicht begriffen hatten. Nunmehr machte der Kaufmann ihm in allem Ernste den Vorschlag, seine Schwester zu heiraten und als Compagnon in sein Geschäft einzutreten. Allein, so verführerisch dieses wohlgemeinte Anerbieten unter seinen damaligen Verhältnissen auch sein mochte, so hatte er dennoch so viel Vertrauen zu seiner Zukunft, daß er mit aller möglichen Zartheit dasselbe ablehnte. Er wurde aber hierdurch veranlaßt, sich etwas mehr zurückzuziehen.

Aufs neue verlief ihm in Hamburg eine müßige Zeit, während deren seine Stimmung immer trüber ward. Meistens trieb er sich auf den Straßen, in Kaffeehäusern, in Weinkellern umher; er fühlte keine Kraft, eine bestimmte Arbeit anzugreifen. Und doch gärten in ihm beständig allerlei Ideen; es waren aber formlose Träume, wirre Phantasieen, welche er nicht zu Papier zu bringen vermochte. Zuweilen wurde er von Angst ergriffen bei dem Gedanken, er

---

und Eifers für das Rechte und Tüchtige", war damals beinahe blind, sehr zerstreut, zugleich etwas mürrisch. Vgl. Rist, Lebenserinnerungen I, 39.

möchte alles vergessen haben, was er gelernt, wofür er gekämpft hatte. Nie hat er späterhin vergessen können, wie er damals am Rande eines Abgrundes ging und zugrunde gegangen wäre, wenn eine höhere Hand ihn nicht aufrecht gehalten hätte [1]).

Seit seiner Rückkehr nach Hamburg hatte Steffens sich auf einer Bodenkammer für sehr geringen Mietzins einlogiert; er hatte aber beinahe kein Geld mehr übrig, und von Kopenhagen traf keine Hilfe ein. Je höher die Not anwuchs, desto mehr hielt er sich von den zwei Familien zurück, die er kannte. Er lebte von Semmeln, Äpfeln und Birnen. Endlich von einer Halsentzündung ergriffen, lag er krank und verlassen in seinem Stübchen. Unter ihm lag eine gemeine Tanzstube für Matrosen; die Musik, mit wüstem Geschrei zusammen, drang in den Nächten zu ihm herauf, während in ihm das Fieber raste. Er hörte, wie eine wilde Schlägerei daraus ward, wie man die Treppe herauf taumelte; seine Thür wurde aufgerissen; trunkene Matrosen stürmten herein und setzten ihren Kampf vor seinem Bette fort, bis zuletzt der Wirt kam und sie forttrieb, und Steffens wieder allein auf seinem trostlosen Krankenbette lag.

In dieser äußersten Not sandte der Herr ihm Hilfe durch die zwei ihm bekannten Kaufleute. Sie hatten ihn einige Zeit lang vermißt; und als sie jetzt erfuhren, wie es stand, sandten sie ihm einen Arzt, und was er sonst bedurfte. Neun Tage nachher war die Krankheit überwunden.

Aber jetzt war der stolze Mut gebeugt. Jetzt konnte er sich so weit demütigen, daß er an seinen Vater schrieb, welcher in aller der Zeit gar nichts von ihm gehört hatte, auch bis auf weiteres um ein Plätzchen unter seinem Dache bat. Und der Vater schrieb sogleich zurück: „Ich teile mit dir meinen letzten Bissen Brot. Eile hierher; mich verlangt, dich zu sehen.“

Jetzt konnte Steffens als der verlorene Sohn zu seinem Vater kommen.

---

1) „Alle meine Hoffnungen waren verschwunden; alles, was meine Phantasie mir vorgemalt hatte, war dahin. Ich stand so ganz allein, und wohin ich blickte, war es öde und leer, in mir öde, rings um mich öde; und meine Phantasie malte mir mein ganzes Wesen als großes, inhaltleeres, unermeßliches Grab vor. Nachgelassene Briefe an Mynster, S. 21.

Kaufmann Madsen half ihm fort, so daß er mit der Fahrpost nach Rendsburg reisen konnte. Dies geschah im Februar 1795.

Er traf seinen 51jährigen Vater, von Schulden und Sorgen zu Boden gedrückt. Seine Einkünfte mußte er mit den Kreditoren teilen. Bei ihm wohnte sein jüngster Sohn Peter, welcher nur noch Unteroffizier war, nebst der Tochter Ulrike. Der gedemütigte Sohn wurde liebreich empfangen, und ein ganzes Jahr brachte er wieder im Vaterhause zu: denn so lange verzögerte es sich, bis endlich die Kopenhagener Freunde etwas für ihn ausgerichtet hatten. Sein Plan war, nach Kiel zu gehen, wo er hoffte, sich einen Weg bahnen zu können. Hierzu gehörte aber, daß er einigermaßen anständig ausgesteuert wurde, wozu aber der Vater durchaus die Mittel nicht besaß.

Das in Rendsburg zugebrachte Jahr gehörte in mehr als einer Hinsicht zu Steffens Drangsalszeit. Er wurde von jedermann als ein Verkommener angesehen, der ein ausschweifendes, schlechtes Leben geführt habe und nunmehr seinem armen Vater zur Last liege. Dazu kam, daß er, welcher nach Erlösung aus seiner Gefangenschaft und nach Thätigkeit seufzte, einen Monat nach dem anderen vorübergehen sah, ohne seinem Ziele näher zu kommen [1]. Endlich, im Sommer, erhielt er die betrübende Nachricht, daß bei der großen Feuersbrunst, die Kopenhagen den 5. bis 7. Juni heimsuchte, auch seine Sammlungen und Bücher verbrannt waren, für welche er eine größere Summe zu erhalten gehofft hatte.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß das Rendsburger Leben nicht in rosenfarbenem Lichte vor ihm lag. Selbst der Umstand, daß es eine Festung war, ängstlich bewacht, damit aus der Garnison keiner desertiere, und daß zuweilen die damaligen harten Militärstrafen, namentlich Spießruten, zur Anwendung kamen, machte den Aufenthalt ihm unheimlich. Von kleinauf war er ein Feind des steifen und strammen Soldatendienstes gewesen, welcher allerdings zu jener Zeit nicht sehr anziehend war.

---

1) „In Rendsburg hatte ich Augenblicke, in denen das Entsetzliche meiner Lage, die Gleichgültigkeit des Verfahrens meiner Freunde zentnerschwer auf mir lag." Steffens Brief an Bastholm bei Kr. Arentzen, Baggesen und Oehlenschläger, Bd. II (dänisch).

Ein Lichtpunkt war's, daß er in seinem jüngeren Bruder einen vertrauten Freund fand, welcher die Wissenschaften liebte und mit Eifer seine Studien trieb, besonders die der Geschichte und der Mathematik. Dieser schloß sich an Henrik mit ganzer Seele an, welcher endlich jemand gefunden hatte, gegen den er sich aussprechen konnte. Überhaupt geriet Steffens jetzt wieder in geistige Bewegung, nach der Erschlaffung während seines Hamburger Lebens. Er las, so viel er dort an Büchern erlangen konnte, und machte auch mehrere schriftliche Arbeiten, wobei er seiner Befriedigung inne ward, daß sein Gedächtnis so vortrefflich war wie jemals. Manche Anschauungen, die nachher zu seiner Berühmtheit beigetragen haben, tauchten damals in seinem Geiste auf, obgleich noch nicht zur Reife gediehen. Die Idee einer lebendigen Einheit des ganzen Daseins war wie ein verborgener Hintergrund vieler seiner Betrachtungen. Seine frohesten Stunden waren die, wenn er seine Gabe der Kombination konnte walten lassen und seinem Bruder mitteilen, was ihn selbst begeisterte.

So verging das Jahr während eines einsamen, ruhigen Lebens mit dem Vater und den Geschwistern in einer dürftigen Wohnung, welche an den Wall grenzte. Einige Abwechselung brachte wohl die alte Maren, die Magd, durch ihr absonderliches, unwirsches Wesen. Aber der Vater wurde durch das Zusammenleben mit seinem Sohne Henrik in hohem Grade angefrischt. Er hatte ihn immer als den Glanzpunkt der Familie angesehen und tröstete ihn oftmals mit der bestimmten Versicherung: es werde noch alles gut werden! Es war eine große Freude für den Vater, als ein Heft der „Litteraturzeitung", wo die von seinem Sohne gearbeitete Übersetzung von Wildenows Botanik gerühmt wurde, nach Rendsburg kam. Hierdurch wurde auch das Urteil der Leute über ihn ein etwas anderes.

Endlich hatten die Freunde es denn so weit gebracht, daß Steffens ausgerüstet werden konnte, von nach Kiel zu gehen, und zwar mit einer warmen Empfehlung von Vahls Seite. Eine Wohnung war für ihn gemietet; und so verließ er, mit fünf Thalern in der Tasche, das Vaterhaus. „Nicht ohne Wehmut", so schrieb er selbst, „verließ ich Rendsburg". Die drei Geschwister hatten in schönem Einverständnis gelebt. Hierzu kam, daß Steffens sich mit

einem jungen Mädchen verlobt hatte, dessen nähere Verhältnisse man kaum noch kennt. Ihr Vorname war Luise [1]). Aber von dieser Verbindung werden wir später mehr hören.

Es tagte dem kaum 23jährigen jungen Manne. Im Anfange des März 1796 verließ er Rendsburg.

---

1) Steffens' Brief an Baggesen 1798. Siehe **Arentzen**, Baggesen und Oehlenschläger, Bd. II.

VII.

In Kiel.

1796—1798.

Denken die Dänen heutiges Tages an Kiel, so steht es ihnen als die eigentliche Brutstätte der schleswig-holsteinischen Erhebung, als die Stadt vor Augen, wo der Haß gegen Dänemark insbesondere von den Lehrstühlen der Universität herab gepredigt wurde. Allein am Ende des vorigen Jahrhunderts stand die Sache durchaus anders. Freilich war in Dänemark ein beständig zunehmender Kampf gegen das Deutschtum, welches so lange wie ein Alp auf Dänemarks Brust gelastet hatte, begonnen worden; schon von dem Dichter Ewald (gest. 1781) stammt jenes Wort: „All unser Verdruß ist deutsch." [1]) Und in den Neunzigern ging, namentlich in Kopenhagen, eine ziemlich starke Strömung in dieser Richtung, wie ein Zeitgenosse bezeugt: „Bei uns urteilt man in allen Klassen des Volkes gewöhnlich gar nicht gut von der Menge Deutscher, die unter uns leben; und in der deutschen Provinz, die mit uns unter derselben Regierung steht, ist vorherrschender Ton, alles, was ausländisch ist, nicht zu leiden, oder doch übel davon zu reden [2])." So war freilich eine Spannung vorhanden, welche aber noch von keiner größeren Bedeutung war. Im ganzen fühlten sich alle als Bürger des einen dänischen Staates, welcher Dänemark, Norwegen und Holstein umfaßte [3]). Dänisch und Deutsch

---

1) In seinem „Harlekin Patriot" 1772.

2) Pram in der (dänischen) „Minerva" 1790.

3) Unter den Namen Holstein befaßte man im gewöhnlichen Sprach-

war überhaupt dergestalt verschmolzen, daß mehrere Menschenalter mit ihren Kämpfen erforderlich waren, damit beides einigermaßen konnte gesondert werden. Der Hof war unter Kronprinz Friedrich mehr dänisch als früher; aber der „Patron“ der Universität, Herzog von Augustenburg, vereinigte beides in sich, und die bedeutendsten tonangebenden Kreise Kopenhagens, wie die Familien Bernstorff, Stollberg, Schimmelmann u. a., waren deutsch. Dänische Dichter, wie Baggesen, buhlten um den deutschen Lorbeer, sowie später auch Oehlenschläger. Daher war denn der Übergang von der Kopenhagener zur Kieler Universität für Steffens kein so sehr schroffer Übergang. Am Tage nach seiner Ankunft besuchte Steffens den Professor Fabricius [1]), an welchen Vahl seinetwegen geschrieben hatte. Der kleine freundliche Mann, welcher als Naturforscher, namentlich als Entomologe, einen guten Namen hatte, nahm Steffens mit besonderer Freude auf. Er schaffte ihm sogleich Beschäftigung als Lehrer der Naturgeschichte, wonach gerade ein Bedürfnis in der Stadt war; durch vier bis fünf Stunden täglichen Unterrichtes konnte er seinen Unterhalt finden. Ja, bald fügte es sich ihm noch günstiger. Fabricius brachte einen großen Teil seiner Zeit auf längeren Reisen zu, weshalb ihm sehr daran gelegen war, jemanden zu haben, der ihn vertreten könne wenn er abwesend war. Ein solcher hatte bisher ihm gefehlt; er hoffte aber, an Steffens ihn zu finden, zumal nachdem er mehrere Abhandlungen desselben gelesen hatte. So wurde es denn, mit Zustimmung der Fakultät, bestimmt, daß, wenn Steffens eine von Fabricius zu leitende Prüfung bestände, er die Erlaubnis erhalten solle, Vorlesungen an der Universität zu halten. Dieses private Examen fand statt in Fabricius' Hause; auch wurde eine Abhandlung verlangt „über die Generationstheorie“. Steffens bestand glänzend; die Abhandlung füllte mehrere Bogen. Hilfsmittel durfte er nicht benutzen; aber sein selten gutes Gedächtnis stand ihm bei.

---

gebrauche auch Schleswig (Süd-Jütland genannt). — Mallings „Große und gute Handlungen von Dänen, Norwegern und Holsteinern“ (dänisch) ist ein Ausdruck für das gesamtstaatliche Bewußtsein.

1) Im Jahr 1770 war er an der Universität Kopenhagen Professor der Ökonomie geworden; 1775 kam er nach Kiel; 1807 starb er.

Mehrere Tage arbeitete er mit Begeisterung, und er war vollständig Herr seines Stoffes. Hiermit war sein Geschick entschieden. Einstimmig erteilte ihm die philosophische Fakultät die Befugnis, als Privatdocent Vorlesungen zu halten; jedoch sollte er sich verpflichten, für den Doktorgrad zu disputieren.

So eröffnete sich ihm, dem so lange Zurückgedrängten, nunmehr eine Laufbahn, und zwar eine solche, in welcher er seine ausgezeichneten Fähigkeiten verwerten konnte. Die schweren Gewölke zerteilten sich; die Sonne lächelte ihm wieder. Sein Aufenthalt in Kiel ward ein für ihn interessanter und bedeutungsvoller; überall kam man ihm achtungsvoll und freundlich entgegen. Überhaupt herrschte ein angenehmer, ungezwungener Ton in dieser Stadt, welche, ohne groß zu sein, etwas Hauptstädtisches hatte. „Ein fröhlich Gesicht war überall willkommen, und große Kreise von Bekannter lebten in einem steten Wechsel von heiterer Geselligkeit, die, so unbefangen auch die jüngeren Frauen und Mädchen den jungen Männern nahten, doch niemals durch eine unangenehme Begebenheit gestört wurde [1]." Die Universität war damals angesehen, obgleich sie gar nicht eine der besuchteren war [2]; unter den Professoren befanden sich mehrere berühmte Namen [3]. Die Studenten hatten einen sehr flotten Zuschnitt; die Mehrzahl derselben war, einem zeitgenössischen Zeugnis zufolge, „in einem Zustande äußerer Vernachlässigung und innerer Roheit, von welcher man später keinen Begriff mehr hatte" [4]. Das erste Mal, als Steffens mit einigen derselben zusammentraf, mußte er einige spöttische Bemerkungen hören, da er seines jugendlichen Ansehens wegen für einen „Fuchs" angesehen wurde; sobald sie aber erfuhren, daß er ein „steinalter Bursche" sei, behandelten sie ihn mit mehr Respekt. Auch einige Dänen hielten sich Studierens halber in Kiel auf.

Unter den Professoren=Bekanntschaften, die Steffens hier machen

1) Rist, Lebenserinnerungen I, 79.

2) Die Anzahl der Studenten betrug ungefähr 200, für welche nicht weniger als 36 fest angestellte Professoren da waren. S. L. Engeltofts Schriften III, 2 (dänisch).

3) Der Philosoph Reinhold hatte die meisten Zuhörer.

4) Rist a. a. O. I, 76.

durfte, ward die des Professor Hensler ihm die liebste. Er war Arzt und ein älterer Mann, welcher mit seltener Liebenswürdigkeit sein Haus den jungen Leuten öffnete und eine geistige Macht über sie übte. Auch seine große Bibliothek öffnete er ihnen gern zur Benutzung. Steffens kam fleißig in sein Haus und zählte die Stunden, die er hier zubrachte, zu den schönsten in Kiel verlebten. Der alte Mann verstand in ungewöhnlicher Weise die eigentümlichen Anlagen, die er vorfand, zu ermuntern. Sein Einfluß auf Steffens war so bedeutend, daß dieser selbst die Äußerung that: es gebe kaum einen Menschen, dem er mehr verdanke als ihm [1]).

Der Professor der Botanik, Weber, und der rechtsgelehrte Cramer gehörten auch zu Steffens' näheren Bekanntschaften; die letztere aber wurde auf eine etwas sonderbare Weise eingeleitet. Als Steffens in sein Haus eingetreten war, wurde er in den Garten gewiesen; hier fand er Cramer just dabei, wie er einigen Studenten als „Bock" diente, über den sie einer nach dem andern hinübersprangen. Steffens wurde gemeldet mit den Worten: „Da ist Steffens!" — „Gut", sagte der Professor, „springen Sie zu!" und er sprang über ihn weg.

Fabricius trat bald seine Reise nach Paris an, mit seiner Ehefrau, einer emanzipierten Dame, bekannt ihrer unglaublichen Unordnung wegen, von welcher viele Geschichten umgingen [2]). Steffens begann also seine Vorlesungen über Naturgeschichte. Obgleich es so viele Professoren gab, war doch keiner da für Physik und Chemie; und auch die Mineralogie wurde von Fabricius nur als Nebenfach traktiert, so daß sich ein reiches Feld für Steffens' Kenntnisse und Interessen öffnete. Fünfmal las er wöchentlich, und es sammelten sich 60—70 Zuhörer. Nach Verlauf einiger

---

1) Unter denen, die sich dem edlen Hensler verpflichtet fühlten, war auch der berühmte Historiker B. G. Niebuhr, welcher kurz nach Steffens' Ankunft Kiel verließ. Henslers Schwiegertochter, die Witwe Hensler, trug ebenfalls dazu bei, das Haus anziehend zu machen. Siehe Joh. Classen, B. G. Niebuhr, 1876.

2) So erzählte man, daß sie des Mannes und ihre eigenen Kleider durch einander in denselben Reisekoffer warf und alles mit den Füßen zusammentrampelte.

Wochen wurde er angenehm überrascht, indem er von seinen dankbaren Zuhörern ein anerkennendes Schreiben erhielt, mit einer für seine Umstände sehr bedeutenden Summe. So war sein erstes Auftreten denn ein sehr verheißendes. Zwar wimmelte sein deutscher Vortrag von Danismen und Sprachfehlern [1]); aber man übersah sie.

Die Studenten bewiesen Steffens ihr Vertrauen, indem sie ihn zum ersten Beisitzer eines Ehrengerichtes ernannten, welches unter dem Vorsitze eines Professors in ihren gegenseitigen Händeln richten sollte, namentlich zur Verhütung von Duellen. Es hatte einige Jahre bestanden, bedurfte aber in hohem Grade einer zweckmäßigeren Einrichtung. In dieser Veranlassung wurden mehrere Versammlungen gehalten, in welchen Steffens Wortführer war. Es interessierte ihn sehr, mit dergleichen Sachen sich abzugeben. Trotz aller seiner Beredsamkeit und des guten Willens der übrigen Mitglieder kam doch keine solche feste Ordnung, wie sie not that, zustande.

Unter den Dänen, die zeitweilig sich in Kiel aufhielten, war der Kandidat der Theologie Hans Bastholm, Sohn des bekannten Hofpredigers. Er war ein gutmütiger Mensch, welcher zu dem jungen Naturforscher viele Liebe gefaßt zu haben scheint. Er riet diesem, um seines eigenen Wohles willen ein moralisches Tagebuch über sich selbst zu führen. Eine Zeit lang befolgte Steffens diesen Rat, fand aber bald ein Mißbehagen an dieser kleinlichen Haarspalterei und stand davon ab. Indessen führte es dazu, daß er sich mehr an Selbstbeobachtung gewöhnte und auf Fehler und Schwächen aufmerksam ward, gegen welche er dann zu kämpfen anfing. Nach Bastholms Abreise blieb Steffens noch einige Zeit mit ihm in Verbindung; auch half der gute Freund mehrmals dem jungen Naturforscher und schlechten Ökonomen aus Geldverlegenheiten [2]).

1) Steffens' Brief an Bastholm, Oktober 1796, bei Arentzen a. a. O. II.

2) Ebd. — Hans Bastholm ward nachher Pastor zu Slagelse, war Rationalist, Herausgeber der „West-Seeländischen Zeitung", und hatte im Jahr 1833 mit dem ehrwürdigen, der Grundtvigschen Richtung zugethanen P. A. Fenger eine viel besprochene Fehde. Siehe L. Helweg, Kirchengeschichte nach der Reformation II, 599 bis 605 (dänisch).

Nach Verlauf des ersten Halbjahres zog Steffens sich von dem ausgedehnten Verkehr mit den Studenten mehr zurück auf einen engeren Kreis der besseren und wissenschaftlich gesinnten. Und so gewann er Freunde, die für seine Entwickelung von großer Bedeutung wurden. Zu diesen gehörte Mackensen, Privatdocent und Sprachforscher, dessen geistreiche Vorlesungen über die Grammatik so wenig Anerkennung fanden, daß Steffens bald sein einziger Zuhörer war. Als eifriger Bewunderer der Kantischen Philosophie gab er auch Steffens den Anstoß zum Studium derselben [1]). Ein anderer Umgangsfreund war der Geistliche Johann Köster an der Klosterkirche. Sohn eines holsteinischen Marschbauern, erinnerte er auffällig an seine Herkunft durch sein schwerfälliges, trockenes Wesen, sowie durch seine Zurückhaltung im Umgang. Er war ein geistvoller und humoristischer Mann, zu dessen Witzen, welche über alle Umgebungen, Stadt und Land, Universität und Adel herfielen, die plattdeutsche Sprache besonders gut paßte. Obschon er gar nicht bösartig war, so waren doch seine Witze beißend genug und seine Urteile hart; denn er war im Grunde ein Melancholikus, welchem die ganze Welt als ein Zerrbild erschien. Seine Schwermut hing mit seiner Kränklichkeit zusammen. Den wenigen Freunden, an die er sich anschloß, gewährte er viel: denn seine Bemerkungen zeugten von Tiefsinn, und sein ganzes Betragen trug den Stempel der Wahrhaftigkeit. Bei Steffens, welcher sehr zur Schwärmerei, zum Enthusiasmus geneigt war, diente Kösters scharfe Kritik als heilsames Gegengewicht; und — wie es häufig geht — diese zwei so verschiedenen Naturen fühlten sich zu einander hingezogen. Seine lakonische Ausdrucksweise hatte er von seinem Vater. Als er in Kiel angestellt war, schrieb er nachhause: „Ich bin Garnisonprediger geworden. J. Köster", und der Vater antwortete: „Das freut mich. J. Köster." Sein Trübsinn nahm zu mit den Jahren; immer mehr versank er in stumme Hoffnungslosigkeit. Er floh allen Verkehr, legte sein Amt nieder und lebte allein auf seiner Kammer, als vollendeter Menschenfeind, bis endlich nach vielen Jahren der Tod seinem Leiden ein Ende machte.

1) Dagegen hat Steffens den Kantianer Reinhold nicht gehört.

Der Freund, welcher während des Kieler Aufenthaltes am meisten für Steffens ward, war Johann Georg Rist. Dieser war 1775 geboren, also ein paar Jahre jünger als Steffens, Sohn eines ehrwürdigen Geistlichen zu Niendorf, nahe bei Hamburg. Nachdem er hier das Gymnasium besucht hatte, war er ein Jahr (von Ostern 1795 bis Ostern 1796) in Jena gewesen, wo er, eine ausgezeichnet tüchtige, ernst=sittliche Natur, die Zeit aufs beste angewandt hatte, von allem, was die dortige Hochschule darbot, mächtig ergriffen. Namentlich war es Fichtes Philosophie, in welche er eingeführt wurde, besonders seine „Wissenschaftslehre“; und bei ihm, wie bei so manchen der tüchtigsten Jünglinge der Zeit, war diese Lebensanschauung auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Was er dadurch gewonnen, hat er selbst bezeichnet als ein tiefes Gefühl der menschlichen Würde, einen höheren Maßstab für die irdischen Dinge und die feste Überzeugung von einer über alle weltlichen Verhältnisse erhabenen Bestimmung. Hierzu kam, daß er in einem Kreise gleichgesinnter, edler und begabter Freunde gelebt hatte, welche sich nachher mehr oder weniger ehrenhafte Namen erworben haben; auch hatte er die Luft der Poesie eingeatmet, welche von den großen Dichtern in und bei Jena, von Goethe, Schiller, Herder ausgehend, Jena umgab. Von Jena war er auf des Vaters Wunsch nach Kiel gegangen, um sein juristisches Fachstudium zu vollenden. Schmerzlich wurde ihm der Abschied von dem Orte, welcher ihm, wie ein Jugendparadies, zu einer geistigen Wiege geworden war. In Kiel machte er nun Bekanntschaft mit Steffens; und es ward für Rist eine Erquickung, einen Freund zu finden, der von tieferem Verlangen nach dem glühte, was er zum Teil selbst gefunden hatte, welcher aber in seiner Sehnsucht und seinen Träumen tiefer und weiter ging.

Von seinem ersten Zusammentreffen mit Steffens erzählt Rist in seinen „Lebenserinnerungen“: „An dem Mittagstische in der Schloßstraße, wo ich schlecht genug zu speisen pflegte, erschien ein junger Mann von ungefähr 25 Jahren, schlank gebaut, mit einem feinen, runden Gesicht, schönem, langem Haar und einer Lebhaftigkeit in Augen und Gebärden, die bei steigender Wärme der Unterhaltung, oft ohne besondere Veranlassung, bis an die Grenze der Verzerrung zu steigen pflegte, und mit der jugendlichen Freund=

lichkeit der Formen seltsam, aber rührend kontrastierte. Seine Aussprache verriet in ihm einen Dänen. Wir zogen uns gegenseitig an; und mit dem ersten Austausch unserer Ansichten war auch unsere Verbrüderung ausgesprochen. Er suchte noch unbefriedigt den Schlüssel zu den Geheimnissen der Natur, und solchen glaubte ich ihm bieten zu können. Ich war nicht wenig erfreut, die verschlossenen Schätze der „Wissenschaftslehre einem so geistreichen Freunde eröffnen zu können [1]."

Also studierte Rist dieses schwierige Buch mit Steffens; es war aber eine dankbare Arbeit, denn dieser verstand es in kurzer Zeit. Bald zogen die beiden Freunde zusammen, und „sie lebten als rechte Brüder im Geiste, in großen Ideen und freudiger Wechselwirkung". Rist war übrigens von Steffens sehr verschieden: er war eine ruhige, praktische Natur, aber dabei von großer Begabung und Innigkeit. „Ein feuriger Unwille", schreibt Rist, „gegen die Schwäche der Zeit, die Lahmheit der Wissenschaft und die Jämmerlichkeit der Menschen riß meinen Steffens zu Extremen hin, die ich nicht teilte; aber die Gabe tragischer Ironie, welche ihm eigen war, fand bei mir wenigstens den Anschluß einer komischen."

So wurden Rist und Steffens bald unzertrennlich, und der dritte im Bunde ward der vorhin erwähnte Köster. Jeden Nachmittag sah man diese drei, in ihren grauen Überröcken, in Sturm und Regen so gut wie im Sonnenschein, die Holstenstraße herabgehen, oft schweigend, oft in lebhaften Gesprächen über die Gegenwart oder die Vorzeit. Das Ziel war ein Gasthaus außerhalb der Stadt, in „Dorfgarten". Hier kamen nämlich nach zwei Uhr Professoren, Offiziere, Geistliche, andere Beamte und gebildete Studenten zusammen; denn auch letztere durften sich anschließen. Man trank Kaffee, rauchte, spielte Schach und politisierte. „Da saß der geistreiche Cramer mit seinen Feueraugen an dem runden Tische und sprühte Funken um sich her, oder in der guten Jahreszeit spielte er mit uns Kegel, in Hemdsärmeln. Der alte Fabricius, in anderer Weise nicht weniger geistreich, aber weniger lebhaft, trug dann in hingeworfenen, launigen Bemerkungen seine Urteile vor über die Tagesbegebenheiten und seine Lebensphilosophie, welche

1) Rist, Lebenserinnerungen I, 80 f.

ungefähr darauf hinauslief: es sei alles einerlei; man müsse sich wohl sein lassen, aber man müsse doch auch zwischendurch einige Insekten nach ihren Freßwerkzeugen bestimmen [1]).

So lange Steffens und Rist beisammen wohnten, war ihr Zimmer in einer sehr lebhaften Gegend gelegen; man konnte die ganze Holstenstraße hinunter sehen, zur Linken nach dem Markte mit der Hauptwache. Alles, was in die Stadt kam oder hinausging, kam an ihnen vorüber. Gerade vor dem Hause lag ein Brunnen, wo die Mägde der Stadt zusammentrafen und die Stadtneuigkeiten austauschten. Oft lagen Steffens und Rist im Fenster und amüsierten sich köstlich über diese Gespräche.

Nicht Philosophie nur trieben die beiden Freunde mit einander, sondern auch Poesie. Wie viel bot diese damals jungen, empfänglichen Gemütern! War doch in Deutschland eine geistige Frühlingszeit. Die zwei großen Sterne am Horizont dieses Landes, Goethe und Schiller, hatten um diese Zeit mit einander einen Bund geschlossen und gaben zusammen eine Zeitschrift heraus: „Die Horen", außerdem einen „Musen-Almanach". Wie reichen Genuß fand hier Steffens! Auch Jean Pauls Dichtungen fesselten ihn, wie denn überhaupt damals ein großartiger Dichter-Parnaß sich in Deutschland darstellte. Kein Wunder, daß der Seele unseres Steffens sich immer mehr der Wunsch bemächtigte, nach jenem geistigen Mittelpunkte versetzt zu werden, wo Rist so herrliche Tage verlebt hatte.

Lange währte indes ihr Zusammenleben nicht. Schon im Herbste 1797 erhielt Rist unerwartet eine Anstellung als Privatsekretär bei dem Finanzminister, Graf Schimmelmann, in Kopenhagen, wodurch sich eine bedeutungsvolle Laufbahn für ihn eröffnete. Tief betrübt trennte sich Steffens von dem Freunde, welcher ihm so viel gewesen war, mehr als irgendein anderer, den bisher sein Geschick ihm zugeführt hatte. Denn durch ihn hatte er einen mächtigen Stoß in der Richtung erhalten, die von unberechenbarem Einfluß auf sein ganzes Leben sein sollte. „Das erste Morgenrot der Vereinigung der Philosophie mit der Poesie" hatte in seine Seele hereingeleuchtet; und deutlicher als je zuvor empfand

1) Rist, a. a. O., S. 79.

er, daß „ein neues Vaterland sich ihm öffnete, welches für alles, wohin sein innerstes Verlangen stand, einen neuen Ausdruck gab.“

Nach Rists Abreise kam Steffens sich sehr vereinsamt vor. Er fühlte sich, so lange sie zusammen lebten, „durch seine Zuneigung sowohl glücklich als geehrt [1]).“

Inzwischen hatte Steffens, in der Erwägung, daß es für seine Zukunft von Bedeutung sein werde, wenn er als Schriftsteller auftrete, seine erste deutsche Schrift herausgegeben: „Über Mineralogie und das mineralogische Studium (anonym) 1797“, eine Arbeit, welche Anerkennung fand und eine Reihe von Jahren hindurch ihren Platz als gutes und brauchbares Handbuch behauptete. Am 8. April desselben Jahres wurde er zum Doctor philosophiae promoviert, und machte bald darauf eine Reise nach Kopenhagen, wo er nunmehr mit Ehren auftreten konnte. Auch fand er überall eine gute Aufnahme, sowohl bei seinem Oheim Bang, als bei seinen jüngeren Freunden, endlich auch bei der „Naturgeschichtlichen Gesellschaft“, welche jetzt, anstatt ihm Vorwürfe zu machen, vielmehr sich selbst solche deswegen machte, weil sie ihn seiner Zeit unvollkommen für die norwegische Reise ausgerüstet hatte. Die drei bis vier Wochen vergingen rasch in dem heiteren Verkehr mit den Freunden, besonders mit den beiden Mynster, Hornemann, Laub, Rahbek und Jean Kragh Höst [2]), welcher in Kiel mit Steffens bekannt geworden war und ihn jetzt einlud, draußen an der Roskilder Landstraße bei ihm zu wohnen. Da aber die größte Unordnung und Unsauberkeit bei ihm herrschte, so war

1) Von 1797 bis 1801 behielt Rist seine Stellung bei Graf Schimmelmann. Dann ward er dänischer Legationssekretär in Petersburg, kam 1803 in derselben Stellung nach Madrid, von hier nach London, wo er während der englischen Expedition gegen Kopenhagen 1807, nach der Abreise des dänischen Gesandtschafters, einen bedeutungsvollen Posten einnahm. 1808 ward er dänischer Chargé d'Affaires in Hamburg; 1815 bekam er seinen Abschied. Im Jahr 1834 wurde er in der neu errichteten schleswig-holsteinischen Regierung angestellt, von welcher er 1846 abging; das Jahr darauf starb er. Er war nicht allein ein Ehrenmann, sondern zugleich ein entschieden christlich gesinnter Mann.

2) Bekannt als Skandinavier (Förderer innigerer Verbindung der drei stammverwandten Nationen), sowie durch seine historischen Arbeiten über Christians VII. Regierungszeit. Er starb 1844.

Steffens schon nach der ersten Nacht in die Stadt umgezogen. Hier wurde er jetzt in die „Norwegische Gesellschaft" eingeführt, welche ihn sehr interessierte. So war es ein in jeder Hinsicht erfreulicher Aufenthalt, und er sah nunmehr den abgebrochenen Faden zwischen Vergangenheit und Gegenwart wieder angeknüpft.

Sobald Steffens nach Kiel zurückgekommen, ging für ihn eine bedeutungsvolle Zeit an. Jetzt that er nämlich einen großen Schritt, welcher ihn von der Naturwissenschaft in die Philosophie einführte — einen für sein ganzes nachheriges Leben entscheidenden Schritt. Bisher war er Naturforscher gewesen, und seine Kenntnis der Philosophie, welche er namentlich Rist verdankte, war nicht sehr tief gegangen; aber es gärte mächtig in ihm. Jetzt fiel in seine Hände eine Schrift Jacobis[1]): „Über Spinozas Lehre, in Briefen an Mendelssohn." Diese zündete in ihm; was bisher sich dunkel in seinem Innern geregt hatte, dazu fand er hier den Schlüssel. „Eine neue Welt", schreibt er, „war mir aufgeschlossen, und dennoch glaubte ich eine alte, vorlängst mir bekannte Welt zu begrüßen. — Jetzt erst stieg in mir eine Ahnung von dem Vorhandensein einer Wissenschaft auf, welche das, was mein Inneres tief bewegte, zum Gegenstand einer großartigen, geschichtlichen Forschung machte."

Jacobi verstand den schlummernden Geist zu wecken, nicht aber das Bedürfnis zu befriedigen; jedoch — er wies hin auf Spinoza. Das, was Steffens als Bedürfnis empfand, war feste, unerschütterliche Sicherheit, ein Mittelpunkt des Daseins. Wie sollte er diesen finden?

Schon frühe war Steffens durch Lessing und Goethe in seinem Inneren aufs tiefste bewegt worden; sie übten fortwährend dieselbe Anziehungskraft auf ihn aus. Namentlich war der klare und besonnene Lessing ihm eine Autorität; aber auch er verwies auf Spinoza.

1) Fr. Heinr. Jacobi wohnte damals in Eutin. Seine Schriften sind lauter Gelegenheitsschriften; er war kein Stubengelehrter, sondern Weltmann und Dichter. B. G. Niebuhr schreibt über ihn: „Jakobi war ein ungewöhnlich reiner Mensch. Er erschien mir immer als ein Wesen aus einer besseren Welt, welcher nur eine kurze Zeit bei uns verweilt." (Classen, Niebuhr S. 32.) Jacobi starb in München 1819.

Gerade in dieser Periode hatte Steffens auch nähere Bekanntschaft mit Shakespeares Werken gemacht. Er war aufgefordert worden, eine englische Abhandlung über die Klapperschlange für eine Zeitschrift zu übersetzen. Hierdurch wurde er zum Studium des Englischen veranlaßt, womit er bisher nur wenig bekannt gewesen war. Nachdem er die Übersetzung vollendet hatte, setzte er seine englischen Studien weiter fort. Bald konnte er Shakespeare lesen, und „Hamlet" war das erste der Dramen desselben, in welches er sich vertiefte. Wie fühlte er sich durch jene Gestalt, mit ihren inneren Kämpfen, ergriffen! Hamlet stellte in der That damals manchem der geistig bewegten jüngeren Männer in Deutschland sein eigenes Spiegelbild vor Augen. So fand auch Steffens sich selbst und, was ihn innerlich bewegte, im „Hamlet" wieder. Shakespeare und Goethe, jeder in seiner Weise, faßten ihn an und erschütterten ihn; aber zur Ruhe vermochten sie ihn nicht zu bringen; immer heftiger ward sein Friedensbedürfnis. Oft sagte er Falstaffs Wort zu sich selbst: „Ich wünschte, es wäre Abend und alles vorüber!" 1)

Jetzt aber zog es ihn zu Spinoza hin. Mit einer brennenden Sehnsucht, jenes Ziel zu erreichen, griff er zu den Schriften des holländisch-jüdischen Philosophen. Mehrere Wochen nach einander entsagte er allem Umgange. Stand er auf dem Katheder, so war er beinahe in einem träumerischen Zustande: alles in ihm war auf den einen Punkt gerichtet, daß er den Gedankengang des Philosophen fassen möge. Tag und Nacht forschte er; in manchen Augenblicken war er nahe am Verzweifeln; dann aber brach wieder ein neuer Lichtstrahl durch. Namentlich war es Spinozas Hauptwerk, die Ethik, von welcher Steffens gefesselt wurde. Gleich anfangs machte der Ausspruch des Philosophen, daß, was ihn treibe, nicht eigentlich ein wissenschaftliches Bedürfnis sei, sondern weit mehr ein persönliches, auf Steffens einen besonderen Eindruck. Denn eben dasselbe war bei ihm der Fall. Spinoza sucht das Zentrum alles Lebens zu finden. In den sinnlichen Dingen ist dieses nicht: denn alles, was unser sinnliches Wesen in Bewegung setzt, Freude, Bekümmernis, Wünsche, das alles zeugt allein von

1) Steffens, Was ich erlebte III, 275.

unserer Knechtschaft. Das Ziel des Menschen ist nur zu finden in der Gottheit: in diese muß der Mensch aufgehen, also daß unser Wille in dem göttlichen verschwindet, alle „Affekte" aufgehen in die göttliche Ruhe.

Als aber Steffens die Lehre Spinozas gefaßt und sich angeeignet hatte, da sah er erst, wie viel er dadurch verloren hatte. Das absolut „Uneigennützige", was jener lehrt, vernichtete etwas von dem, was Steffens über alles wert hielt. Das reiche, buntfarbige Leben der Natur, welches er so liebte, schien ihm verblichen und verwelkt; alle Wünsche und Hoffnungen mußte er von sich weisen: denn sie sollten ja nichts als Knechtschaft sein, deren man sich zu entledigen habe. Aber wie hätte er das gekonnt? [1])

Spinoza kennt keinen persönlichen Gott; aber für Steffens war und blieb es ein lebendiger Gott, der Gott seiner Kindheit, dessen Pulsschlag er in allem, selbst dem kleinsten, in Natur und Geschichte, vernahm. „Wie zahlreich auch meine Irrtümer waren", sagt er, „so erkannte ich doch, daß, obgleich der Himmel meiner Kindheit dunkel und bewölkt war, so daß kein Sonnenstrahl hindurchdrang, er dennoch in seiner ewigen Klarheit hinter den Wolken ruhte, und daß diese sich einst zerstreuen würden [2])."

Steffens war kein Jünger Spinozas geworden; aber seine Arbeit war darum nicht vergeblich gewesen. Er hatte dadurch die freiere, tiefere Grundlage für seine Geistesthätigkeit gewonnen.

Nach den einsamen, der Forschung gewidmeten Wochen erschien der junge Gelehrte wieder in gesellschaftlichen Kreisen. Der lebhafte Mann war allgemein beliebt; nur fürchteten mitunter seine Freunde, daß die rastlose Beweglichkeit, die ihn beherrschte, jenes feurige, fast vulkanische Wesen ihn verzehren möchte. Es lag einmal in seiner Natur, daß er alles mit Heftigkeit ergriff. Im Herbste 1797 traf ihn ein harter Schlag. Das junge Mädchen, mit dem er verlobt war, hob die Verlobung auf. Sie schrieb ihm: sowohl durch ihre eigenen Verhältnisse als durch den Wunsch

---

1) In diesem Sinne konnte Steffens (in einem Briefe an Schelling vom September 1800) behaupten, die erste Bekanntschaft mit Spinoza sei ihm mehr nachteilig als förderlich gewesen.

2) Steffens a. a. O. III, 293.

ihrer Eltern sehe sie sich veranlaßt, eine andere Partie einzugehen; sie hoffe aber, daß die Philosophie ihn trösten werde! Steffens schrieb zurück: „Luise, lebe so glücklich, wie du kannst!“ Aber er litt hierdurch sehr; manche Nacht ging er schlaflos in seinem Zimmer auf und ab. Eines Morgens fand man ihn, entkleidet auf einem Stuhle sitzend, in bewußtlosem Zustande. Jedoch scheint er im ganzen bald seine Gemütsruhe wieder gewonnen zu haben; auch hat er wohl eingesehen, daß sein Verlust nicht so übermäßig groß war [1]).

Inzwischen erweiterte sich seine Wirksamkeit. Einem engeren Kreise hielt er Vorträge über Mineralogie, wobei er die Sammlung des Pastor Holst benutzte. Da eine Anzahl Damen den Wunsch äußerte, Steffens über Naturgeschichte zu hören, so hielt er Vorlesungen für zwei verschiedene Kreise, einen adeligen und einen bürgerlichen, und stieg überhaupt in der allgemeinen Anerkennung. Er fühlte sich wieder gutes Mutes und bewegte sich mit Lust und Leben unter den verschiedenartigsten Menschen, war Student mit den Studenten, Gelehrter mit den Professoren, und zuweilen der Mann der Gesellschaft unter den Damen.

Im März 1798 wurde Steffens nach Rendsburg an seines Vaters Sterbebett berufen. Als er ankam, lag dieser schon in den letzten Zügen und kannte ihn nicht mehr. Aber der Vater hatte doch die Freude erlebt, den Sohn, auf welchen er immer die größten Hoffnungen gesetzt hatte, auf einer ehren- und hoffnungsvollen Bahn zu sehen.

Hiermit löften sich auch die letzten Reste der Familie, die noch zusammengelebt hatten, auf. Nur der jüngste Bruder blieb in Rendsburg zurück.

Bei seiner Heimkehr nach Kiel fand Steffens ein kürzlich (1797) erschienenes Buch des 22jährigen Schelling vor: „Ideen zu einer Naturphilosophie.“ „Dieses war der entscheidende Wendepunkt in meinem Leben“, sagt er selbst. Die Hoffnung, die sich immer im Grunde seiner Seele regte, das mannigfaltige Leben der Natur geistig aufzufassen, welche sich aber immer verflüchtigte,

---

1) Im März 1798 schrieb er über die Sache drei Briefe an Bastholm, welche Arentzen (Baggesen und Oehlenschläger II) mitteilt.

wenn er sie ergreifen wollte, wurde jetzt wunderbar bestärkt; mit „tiefer Leidenschaft" las er diese frische, den Leser begeisternde Schrift [1]). Einen ähnlichen Eindruck machte das im Frühjahr 1798 herausgegebene Buch Schellings: „Von der Weltseele." Einige Jahre später schilderte Steffens selbst diese Eindrücke in einem Briefe an Schelling mit folgenden Worten: „Es war, als hätten Sie für mich, ganz für mich geschrieben. Wie wurde nicht die Hoffnung belebt, meine verlorene Jugend wiederzugewinnen! Wie licht war mir alles, wie klar, wie umleuchtend! Es war natürlich, daß ich Ihre Philosophie mit stürmischer Unruhe ergriff, daß ich nicht auf einmal das verworrene Gewebe zerreißen konnte, welches mich an die Welt band. Aber allmählich ordnete sich das meiste; was anfänglich nur Hoffnung war, das ward mir bald Überzeugung. Die Welt ward mir lichter, mein eigenes Wesen verständlicher, meine Wirksamkeit ruhiger und geordneter." [2]).

Jetzt ward ihm Kiel zu eng; er sehnte sich, in die Welt hinauszukommen, seine Flügel zu versuchen; und der Weg lag nicht mehr dunkel vor ihm. Nach Deutschland hinab, zu den großen Meistern, mußte der Weg gehen. Aber wie sollte er die Mittel zur Reise bekommen? Er zweifelte nicht, es werde sich zu seinen Gunsten fügen, und so geschah es auch. Als er sich deshalb an seinen väterlichen Freund Hensler wandte, bekam er zur Antwort, daß dieser dem entgegengesehen, und daher schon an den Minister, Graf Christian Bernstorff, mit welchem er in Verbindung stand, geschrieben habe. Und bald danach erhielt Steffens die Nachricht, daß der Finanzminister, Graf Schimmelmann, welcher den Fonds „ad usus publicos" (für öffentliche Zwecke) verwaltete, aus welchem die Mittel zu Reiseunterstützungen gewährt wurden, ihn zu sehen wünsche.

So reiste Steffens denn nach Kopenhagen und wurde durch

---

1) Hier ist es, wo Schelling jene Worte ausspricht: „Die Natur ist der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur." Haym, Die romantische Schule, S. 586).

2) Brief vom 1. September 1800. (Plitt, Aus Schellings Leben I, 306 f.)

seinen Freund Rist in Schimmelmanns[1]) Haus eingeführt. Dieser Mann, welcher seines lebendigen Interesses für geistige Dinge und seiner Neigung wegen, Talenten fortzuhelfen, hinreicheud bekannt ist, welchem sowohl Baggesen als Oehlenschläger so viel zu danken hatten, empfing Steffens aufs freundlichste. Ungeachtet des etwas blöden, linkischen Auftretens, das dem Grafen eigen war, und seiner schielenden Augen, leuchtete eine edle und hochgesinnte Seele alsbald aus seinen leise gesprochenen Worten hervor. Es lag etwas Republikanisches in der Art, wie er verstand, mit jungen Menschen, in denen er eine geistige Tüchtigkeit erkannte, sich auf gleichen Fuß zu setzen. Mit einer gewissen jugendlichen Begeisterung nahm er neue und große Ideen auf und verarbeitete sie in sich. Mit seinem Sekretär Rist hat er oft, bis tief in die Nacht hinein, seine Gedanken über alles mögliche ausgetauscht, von Schellings Philosophie bis zu der Regierung der Staaten. Rist, welcher den Grafen während eines dreijährigen Aufenthaltes in seinem Hause recht gründlich kennen lernte, erteilt ihm dieses Lob: „Niemals habe ich ein reineres, edleres Gemüt, niemals eine kindlichere Seele, einen edleren, des höchsten dichterischen Aufschwungs fähigeren Geist kennen gelernt, niemals auch ein beweglicheres geistiges Leben, als bei ihm[2])." „Seinem Geiste und Herzen und Kenntnissen mußte jedermann Gerechtigkeit widerfahren lassen", sagt Mynster[3]). Was ihm dagegen abging, war ein fester Charakter. Auf seinem Landsitze, der schönen „Seeluft" am „Strandwege", verbrachte Steffens viele glückliche Abendstunden in lebhafter, unbefangener Unterhaltung mit dem edlen Minister, welcher an seinen naturwissenschaftlichen, philosophischen und dichterischen Träumereien teilnahm; öfter blieb Steffens dort mehrere Tage nach einander. Während Schimmelmann sonst ein großes Haus machte, als Vereinigungspunkt für die geistreichste Gesellschaft, wo es glänzend und laut herzugehen pflegte[4]), so

1) Ernst Schimmelmann, ein Deutscher von Geburt, geboren 1747, ward 1782 Handelsminister, 1784 zugleich Finanzminister. Seine Gemahlin war Charlotte, geb. Schubart.

2) Rist, a. a. O. I, 107 f.

3) Mynster, Mitteilungen, S. 200 (dänisch).

4) Classen, Niebuhr, S. 35.

war dieses gerade während jener Zeit, die Steffens dort zubrachte, nicht der Fall. So konnte er die stillen Abende recht genießen, und mußte sich gehoben und geschmeichelt fühlen durch die Gunst, die er unverkennbar bei dem Grafen gefunden hatte. Auch die Gräfin, hoch gebildet und interessant, aber mit einem ungemein vornehmen Selbstgefühl, zeigte sich dem jungen Naturforscher gegenüber sehr freundlich.

Übrigens fand Steffens dieses Mal den Aufenthalt in Kopenhagen nicht so erheiternd wie früher. Was seine dortigen Freunde beschäftigte, schien ihm jetzt kleinlich und unbedeutend im Vergleich mit dem neuen Leben, das ihm in Deutschland winkte. Er schildert seine Stimmung folgendermaßen: „Ich leugne nicht, daß meine Hoffnung, dort Freunde zu treffen, die mit mir sympatisierten, schwach war. Ein politischer Schwarm stürmte mir entgegen; jämmerliches Geschwätze betäubte mich, verdorbene Genies wimmelten umher — kein höheres Interesse, kein Gefühl, welches uns erhebt. Es waren Alltagsmenschen.“ [1]) Die Sache war eigentlich, daß seine Freunde in Kopenhagen noch dieselben wie früher waren, er selbst aber ein andrer war. Nur bei einem fand er Verständnis, bei J. P. Mynster. An diesen schrieb er: „Aber du hattest dich stille, einsam, in einem kleinen Kreise zu demjenigen gebildet, wozu mein Geschick mich hindrängte.“ [2])

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte konnte denn Steffens seine Reise antreten. Er hatte die begehrte Unterstützung, insbesondere zu naturwissenschaftlichen Forschungen im Auslande, erhalten. Sein Freund, der Botaniker J. W. Hornemann, ward sein Begleiter. Über Fünen, wo er seine jüngste Schwester, welche mit dem Pastor Zeuthen zu Kullerup verheiratet war, besuchte, über die reizende kleine Insel Taasinge (welche einen großen Eindruck auf ihn machte), die beiden Eilande Strynö, Äre, das holsteinische Heiligenhafen, kamen sie nach Kiel, und wenige Tage nachher, in denen sie von Freunden und Gönnern sich verabschiedeten, weiter nach Hamburg. Mit wie

1) Brief an J. P. Mynster (1798) in: „Hinterlassene Briefe“ desselben S. 1 ff. (dänisch).

2) Ebd.

ganz anderen Empfindungen konnte er jetzt, im Frühlinge 1798, diese Stadt sehen, im Vergleich mit der Zeit vor drei oder vier Jahren, wo er haltlos und verloren in ihren Straßen umher=ging! Jetzt lachte das Leben, wie es vor dem 25jährigen Manne lag, ihn an; und welche Kräfte fühlte er jetzt in sich selbst! Deutsch=land, das Land seiner Hoffnungen, winkte ihm.

VIII.

Romantik.

1798—1799.

In dem Augenblicke, da Henrik Steffens den Boden des eigentlichen Deutschlands, das Ziel seiner heißen Sehnsucht betritt, drängt sich die Frage uns auf: Waren es nicht überspannte Erwartungen, die er an dasselbe knüpfte? Oder war wirklich in diesem Lande ein derartiges geistiges Leben vorhanden, daß es mit Recht einen geistig gereiften jungen Mann mit magnetischer Kraft an sich ziehen mußte?

Von einer Seite angesehen, erschien es freilich durchaus nicht in solchem Lichte. Dieses „heilige römische Reich“ mit seinen 300 Selbstherrschern und 1500 Halbsouveränen, mit Adelstyrannei und entsprechender Kriecherei bei Beamten, Bürgern und Bauern, dieses Land, wo alles noch in den steifen, veralteten Formen steckte, wo von keinem Gemeingeiste die Rede war, sondern die große Mehrzahl in kleinliche Spießbürgerlichkeit versunken war — dieses Land, welches neben dem erwachten, elektrisierten, thatenreichen Frankreich dalag wie ein unbeweglicher, toter Klotz — es hatte in politischer und nationaler Hinsicht nichts Anziehendes an sich. In Ermangelung des wirklichen Lebens mußten die lebhafteren Naturen ihre Zuflucht in einer eingebildeten Welt suchen; daher herrschte dort eine Theaterschwärmerei ohnegleichen.

Auf der andern Seite aber ist es nicht zu leugnen, daß man in der Geschichte weit zurückgehen muß, um Seitenstücke zu dem reichen Flor von Dichtern und Denkern zu finden, die damals in Deutschland lebten, und deren jedes Jahr mehrere brachte. Zu

einer weiteren Schilderung derselben ist hier der Ort nicht; es genüge, daran zu erinnern, daß Männer wie Lessing, Wieland und Herder mit Erfolg den Weg gebahnt hatten zu einer reichen Entwickelung der deutschen Sprache, zum Teil auch zu tieferer Betrachtung der Dinge. Namentlich aber war es Goethe, welcher der Sprache einen neuen Aufschwung gab, also daß sie bei ihm die höchste Anmut und Klarheit erlangte, zu derselben Zeit, als jener „Sturm und Drang", welcher über die dortige Jugend (auch über Steffens) in großem Maße gekommen war, in Goethes „Werther" und „Faust", sowie in vielen innigen Liedern seinen Ausdruck gefunden hatte. Jetzt schlug der große Dichter gedämpftere, maßvollere Saiten an, wie in „Tasso" und „Iphigenia". Schiller drang am tiefsten ins Volk hinein. Er stellte große, edle Gestalten dar, malte den Menschen in seiner sittlichen Würde, unabhängig von Stand und Geburt. Und um jene Zeit hatte Winckelmann das klassische Altertum näher gerückt, und den Sinn für dasselbe und seine Kunst geweckt. Kants Philosophie hatte die Brücke geschlagen zwischen der Vorzeit mit ihrer nüchternen Verständigkeit und der neuen Zeit.

Und jetzt hörte man überall die Namen eines Fichte und Schelling, sowie auch jüngerer Dichter; und Steffens hatte eine Empfindung, daß es in den Geistern gärte, daß ein Kampf entbrannte zwischen dem Alten und dem Neuen, das erst geboren werden sollte zwischen der verstandesmäßigen, platten, philisterhaften Richtung, welche es am meisten auf das Nützliche abgesehen hatte, und der idealeren, weitherzigeren, poetischen Richtung, welche auf die tiefsten Rätsel des Daseins einging. Er fühlte sich als den berufenen Teilnehmer an diesem Kampfe, als einem nordischen Wikinger, welcher seine Kraft daran setzen sollte, um den welken, alten Baum, der den Strahlen der Sonne mit seinen dürren Zweigen den Zugang versperren wollte, fällen zu helfen.

Und als er nun, im Jahre 1798, auf den Flügeln der Sehnsucht diesem geistigen Wahlplatze zustrebte, da fügte es sich, daß er gerade zur rechten Zeit kam, um ein Mitstreiter zu werden und seinen Beitrag zu gewähren an nordischem Geist und Kraft.

Wie vieles ihm bei seinem Auszuge auch noch dunkel sein mochte, das fühlte er doch, daß besonders die geistige Strömung,

die von Schelling ausging, ihm sympathisch sei, und die Naturforschung, ungeachtet des Wertes, welchen sie für ihn hatte, vor derselben zurücktreten müsse.

Durch die Lüneburger Heide und über Braunschweig ging die Reise zuerst nach dem Harze, wo Steffens neben den Naturschönheiten auch die Romantik der Sage und mittelalterlicher Erinnerungen fand, und gänzlich davon hingenommen wurde. Da er das Bedürfnis fühlte, die Natur in Einsamkeit zu genießen, trennte er sich nach einigen Tagen von Hornemann, welcher im Postwagen die Reise nach Jena fortsetzte; und so wanderte Steffens, eine Karte in der einen Tasche, ein Hemd in der andern, eine lange Pfeife in der Hand, in idyllischer Ruhe und offenen Blickes. Einen Tag brachte er in einem anmutigen Thale bei Rottleberode zu, ganz versunken in Betrachtung der Pflanzenformen, und nach Schmetterlingen jagend. Darauf gelangte er nach Erfurt, wo die Schönheit der weiblichen Bewohner ihm auffiel, und von hier endlich nach Jena, wo er seinen Reisegefährten antraf, welcher aber bald darauf eine längere europäische Reise antrat.

Dieses Mal erhielt Jena nur einen vorläufigen Besuch, da die Vorlesungen erst ziemlich viel später ihren Anfang nehmen sollten. Der erste Eindruck dieses Städtchens war nicht sehr verheißend. Steffens entsetzte sich über das rohe Wesen der Studenten. An dem Abende seiner Ankunft zog ein großer Haufe brüllend und lärmend durch die Straßen; überall mußten die Lichter ausgelöscht werden, wenn man nicht wollte, daß die Fensterscheiben eingeworfen würden. Sie richteten ihren Weg nach dem Hause des Prorektors, welcher ihr Mißfallen erregt hatte und daher ein „Pereat“ bekommen sollte. Da Steffens einige Tage nachher, um nähere Bekanntschaft mit dem Studentenleben zu machen, an einem sogenannten Kommers in Dorndorf bei Jena teilgenommen hatte, und genötigt war, Brüderschaft mit ihnen zu trinken, bekam er nachher einen Besuch von einigen dieser Herren in ihrer auffälligen Tracht, mit Kanonenstiefeln, aus deren einem ein Taschentuch, aus dem andern eine Tabakspfeife hervorguckte; sie trugen stramme Lederhosen und rauchten übelriechenden Tabak. Diese Kameradschaft ward ihm dermaßen zur Plage, daß er möglichst bald Jena verließ.

So zog er denn wieder seines Weges allein und bereiste fünf

bis sechs Wochen lang den thüringischen Wald und das Rhöngebirge. Auch dieses waren sehr erfreuliche Wanderungen. Er fand hier Veranlassung zu geognostischen Untersuchungen, stieg in die Schachte der Bergleute hinab; und unter Führung eines angesehenen Gebirgskundigen, des Oberkonsistorialrat Heims zu Meiningen [1]), welcher mit großem Wohlwollen sich seiner annahm, hatte er von diesen Untersuchungen eine nicht geringe Ausbeute. Dasselbe war in Ilmenau der Fall, wo er die Bergwerke unter Führung des bekannten Mineralogen Voigt besuchte. Unterwegs schloß er sich häufig dem einen oder anderen reisenden Handwerksburschen an. Ein paarmal schlief er auch gut romantisch draußen im Walde, sonst in den Dorfkrügen. Endlich der anstrengenden Fußtouren müde, kaufte er ein Pferd und zog nunmehr als Reiter umher. Jedoch währte diese Freude nicht lange. Bald bemerkte er, daß sein Pferd die weiten Touren nicht vertrug. Ritt er durch die schönsten Landschaften, so sah sein Auge beständig sorgenvoll nach dem Tiere; auch meinte er, daß es sichtlich abnehme. In einem der Krüge, wo er einkehrte, verschwieg er nicht seine Unruhe, und der listige Krugwirt bot einen Tausch an: er habe da ein starkes, ausdauerndes Pferd. Obwohl nun Steffens dieses Tier etwas mager fand, traute er dem Biedermanne, und ritt am nächsten Morgen auf dessen Pferde fort. Bald entdeckte er zu seinem Schrecken, daß das Tier „stätisch" war, so daß er die meiste Zeit gehen und es mühsam hinter sich her schleppen mußte. Nachdem er's drei Tage probiert hatte, war er froh, es für ein Dritteil dessen, was es ihm gekostet hatte, wieder zu verkaufen. Etwas reicher an Erfahrung, aber mit bedeutend erleichterter Geldtasche, setzte er seinen Weg zu Fuß fort, wie er gewohnt war.

Steffens kam durch viele Städte; und bei der Leichtigkeit, mit welcher er sich unter Leuten bewegte, machte er viele flüchtige Bekanntschaften. Näherte er sich einer Stadt, so holte er einen Taschenspiegel heraus und putzte sich [2]), um mit Anstand bei Pre-

---

1) J. L. Heims hat eine Beschreibung des Thüringer-Waldgebirges in 3 Bänden, 1796—1812, herausgegeben.

2) H. Hertz, Fra en Udelandsreise (Von einer Reise ins Ausland her), S. 23.

digern, Ärzten u. s. w. Besuche machen zu können. In der Nachbarschaft von Rudolstadt wurde eben Kirmes gefeiert, während er durch die Dörfer streifte; er mengte sich unter die fröhlichen Scharen und tanzte mit den Dorfmädchen.

In dem lieblichen Thale bei Schwarzburg brachte er in der friedlichsten Ruhe acht Tage zu. Diese Einsamkeit in dem einfachen Gasthause, wo der Gesang der Vögel, das Rieseln des Flusses, das Rauschen der Bäume, oder das Rasseln eines vorüberfahrenden Wagens die Stille noch fühlbarer machte, war für ihn ein wahrer Genuß. Er hatte sich Bücher von Jena aus senden lassen. Er öffnete den ersten Band des „Athenäums“[1]) und fühlte sich mächtig angezogen. Diese Zeitschrift, die er bisher nicht gekannt hatte, wurde von den Brüdern Schlegel herausgegeben, und war Organ der jungen vorwärtsstrebenden Geister in Deutschland, welche bald den Namen Romantiker erhielten. Hier wurden Goethe und Schiller als Wendepunkte dargestellt, von denen eine neue Zeit ihren Ausgang nehmen müsse. Hier wurde die alte Zeit, und was sich aus derselben noch ans Licht wagte, mit Witz und Ernst angegriffen. Und hier ward Steffens inne, daß ein mächtiger Geist durch das Ganze hindurch ging, welcher Poesie, Kunst, Philosophie, alle Lebensverhältnisse zu verschmelzen suchte, ein Geist, welcher mit seiner eigenen Sehnsucht übereinstimmte. Auch von den (im Athenäum mitgeteilten) Liedern des jungen Novalis (v. Hardenberg), als „Blütenstaub“ von ihm bezeichnet, wurde er tief ergriffen.

Aber auch in ein anderes Buch vertiefte sich Steffens in dem stillen Thale. Dies war Fichtes „Wissenschaftslehre“, in welche er zwar durch Rist einigermaßen eingeführt war, welche ihn aber jetzt in hohem Grade fesselte und ihn bestimmte, sobald er nach Jena kommen werde, auch Fichte zu hören.

Die Reise ging südwärts bis Bamberg und Würzburg, wo der katholische Kultus sich vor seinen Augen entfaltete. Von dort wandte der Kurs sich gen Jena. Er besuchte Salzmanns bekannte Erziehungsanstalt Schnepfenthal[2]). Und hier, wo er

1) Es erschien in den Jahren 1798—1800.

2) Errichtet 1787. Auch aus Dänemark hatte es Zöglinge.

die Entdeckung machte, daß sein Reisegeld beinahe aufgegangen war, hatte er wieder sein gutes Glück zu preisen, welches ihn mit seinem norwegischen Landsmann und Freund aus der Universitätszeit, Jakob Aall[1]), zusammentreffen ließ: denn dieser half ihm gern aus der Verlegenheit. So kam er denn im September glücklich nach Jena zurück.

Das kleine Herzogtum Sachsen=Weimar war um diese Zeit in geistiger Hinsicht der wichtigste Brennpunkt Deutschlands. In Weimar lebte Herder als Superintendent, Wieland als Prinzenerzieher, und vor allem der Dichterkönig Goethe, welcher Minister war, Geheimer Rat und Günstling des Herzogs Karl August. Schiller wohnte um jene Zeit in Jena, siedelte aber das Jahr darauf nach Weimar hinüber. In Jena waren mehrere bedeutende Persönlichkeiten in Verbindung mit der Universität; aber alle Namen überstrahlte Fichtes Name, und um seinetwillen strömten von allen Seiten die Studenten hierher[2]). Die Stadt liegt in einem engen Thal an der Saale, kaum zwei Meilen von Weimar.

Schon bei seinem ersten Aufenthalte in Jena hatte Steffens Bekanntschaft gemacht mit dem Übersetzer Gries, einem Bekannten Rists; und da beide bald ein Freundschaftsverhältnis knüpften, so verdient auch er eine nähere Besprechung. Er war ein junger Mann, Sohn eines Hamburger Kaufmanns, anfänglich nach Jena gekommen, um Rechtswissenschaft zu studieren; aber seine Neigung zog ihn zur Dichtkunst und den schönen Wissenschaften. Zwar erwarb er den juristischen Doktorgrad, warf sich aber zu gleicher Zeit mit Eifer auf dichterische Arbeiten. Seine Übersetzung von Tassos „Befreitem Jerusalem“ war eine vorzügliche Arbeit; und da diese so gut gelungen war, erkannte er hierin seinen Beruf. Er ließ sich in Jena nieder, wo er als Privatgelehrter einen Platz zwischen Studenten und Professoren einnahm. Es war eine kleine, feine, etwas unmännliche Erscheinung, mit dunkler, gelblicher Gesichtsfarbe, sehr mitteilend, lebhaft und geistreich. In seiner Wohnung war es, im Gegensatz zu den burschikosen Umgebungen, be=

---

1) Kandidat der Theologie, nachher aber Besitzer einer Eisengießerei.

2) Damals waren dort ungefähr 800 Studenten, von welchen 500 aus der Fremde. Vgl. Engelstofts Skrifter III, 41.

haglich und sauber. Ein gutes Piano, eine hübsche Büchersammlung, ein bequemes Sofa schmückten sie, lauter Gegenstände, die in Jena nichts weniger als zur Tagesordnung gehörten. Hier brachte Steffens in traulichem Gedankenaustausche manche Stunde zu. Jetzt suchte er auch Professor Batsch auf, welcher einer naturhistorischen Sammlung vorstand und bei welchem er eine sehr freundliche Aufnahme fand. Auf dessen Aufforderung nahm Steffens an der nächsten Zusammenkunft teil und hielt einen Vortrag über einige Versteinerungen aus der Gegend von Arendal, welche er vonhause mitgebracht hatte und Batsch verehrte. Dieser führte ihn auch in den Klub der Professoren ein, wo er unter anderem ein ungemein herzliches Entgegenkommen von dem Buchhändler Frommann erfuhr, einem Manne mit lebhaftem Sinn für alles Ideale, in dessen gastfreiem Hause die bedeutendsten Männer, unter anderen Goethe, verkehrten; hier ward denn auch Steffens ein lieber Hausfreund.

Inzwischen kam Schelling erst im Oktober dieses Jahres nach Jena, wo er einen Platz als Professor bekleiden sollte [1]). Der 23jährige Gelehrte, welcher schon einen berühmten Namen hatte, sollte zuerst eine Probevorlesung halten; und bei dieser hatte er schwerlich einen mehr begeisterten Zuhörer als Steffens. Sie hatte das Thema: „Ideen zu einer Naturphilosophie.“ Schellings Äußeres war, wenn auch nicht schön, doch sehr charakteristisch. Seine Gesichtszüge hatten etwas sehr Entschiedenes, beinahe Trotziges, breite Backenknochen, hohe Stirne, die Nase etwas gebogen; aus den Augen leuchtete ein überlegener Geist. Er stand auf dem Katheder mit einer gewissen stolzen Gleichgültigkeit, redete rasch, und als sei es eben nichts von sonderlicher Bedeutung, was er

1) Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, geboren 1775, ein Pfarrerssohn in Württemberg, ward, 15 Jahre alt, Student in Tübingen, studierte orientalische Sprachen und Theologie; aber seit 1794 wandte er sich der Philosophie zu, indem er sich zuerst an Kant, später an Fichte anschloß. 1792 bestand er das theologische Examen, ward Hofmeister bei zwei jungen Baronen in Leipzig und trat früh als Schriftsteller auf. Am bekanntesten wurden seine Schriften: „Ideen zu einer Naturphilosophie“, und „Über die Weltseele“. In Dresden machte er die Bekanntschaft der beiden Brüder Schlegel, sowie auch Novalis'. Darauf bekam er den Ruf nach Jena.

vorbringe [1]). Schon am nächsten Tage eilte Steffens zu ihm. Über diesen Besuch schreibt nachher Schelling: „Es war im Herbste 1798, als ich in Jena zuerst das Katheder bestieg, erfüllt von dem Gedanken, daß der Weg von der Natur aus zum Geiste ebenso wohl möglich sein müsse wie der umgekehrte. — Da saß ich nun (zuhause), nur schlecht erbaut von meinem Vortrage und in nicht besonders guter Stimmung, als ein junger Mann bei mir eintrat, welcher sagte, er sei ein Norweger und heiße Steffens, und erklärte, daß er sich auf demselben Standpunkte wie ich befinde, daß ihn derselbe Gedanke bewege; in welchem ich also gleich im Anfange meiner Laufbahn einen geistigen Bundesgenossen erkannte, welcher sich von mir allein durch die umfangreichere Naturkunde unterschied, welche er infolge seines speziellen Studiums vor mir voraus hatte [2])." Steffens fühlte sich glücklich und froh, ja etwas übermütig, da er sogleich in ein vertrautes Verhältnis zu dem zwar jüngeren, aber schon berühmten Philosophen trat.

Von diesem ging der Weg zu Fichtes Vorlesungen, welche jetzt gleichfalls für das Winterhalbjahr eröffnet wurden. Fichte [3])

1) Tagebuchsnotiz von Savigny (s. Heym, Die romantische Schule, S. 595 f.).

2) Plitt, Aus Schellings Leben I. — Viele Jahre später (1845) schreibt Schelling: „Steffens war dadurch ungemein bevorzugt, daß ein reiches Studium der Natur seiner Neigung zur Philosophie vorausgegangen war. Als Mineralog, Geognost, Geolog hatte er in der Geschichte der Erde die Anschauung von einer unergründlichen Vorzeit, einer ganzen Reihe von Zeiten gewonnen, in denen immer eine die andere überdeckte, die eine der anderen zugrunde gelegt wurde, ohne selbst durch diese Unterordnung verändert zu werden. Unstreitig war es diese Grundanschauung, welche gleich bei der ersten Bekanntschaft die gegenseitige Anziehung zwischen uns vermittelte." Steffens' Nachgelassene Schriften, herausgegeben von Schelling, Bd. V.

3) Geboren 1762 in der Lausitz, Sohn eines Webers, studierte in Jena, wechselte während mehrerer Jahre eine Anstellung mit der anderen, bis er 1794 Professor zu Jena ward. — „Er betrachtete das Sein unseres Ich als das einzig Gewisse, wodurch er allerdings gewissermaßen den Menschen zum Schöpfer der Welt machte und wenigstens in einem Tone von seinem Ich reden mußte, wie man bis dahin nur von Gott redete. — Aber in welche Irrgänge er sich auf seiner gewagten Wanderung auch verirrt hat, so muß man doch bekennen, daß er allmählich dem Christentum, also der Wahrheit näher kam. Wenige haben so deutlich wie er die Entartung des Zeitalters erkannt." Grundtvig, Verdenskrönike (Weltchronik) 1882, S. 293).

war eine vierschrötige, kräftige Gestalt mit scharfen Gesichtszügen, welche zugleich an eine alte Frau und einen Adler erinnerten, und etwas scharf in seinem Auftreten und Reden, eine Persönlichkeit aus einem Gusse, mit großem moralischem Mute, durchaus nicht geeignet zu jener schwärmerischen Liebe, wie sie jener Zeit eigen war, sogar als Freund ohne zartere Empfindung, wohl aber imstande, für seine Überzeugung alles einzusetzen, weshalb er nicht mit Unrecht Eisen-Fichte hieß. Steffens fand Vergnügen daran, ihn zu hören, welcher fast wie ein Commandeur seinen Zuhörern gegenüber stand, weshalb denn Rist ihn den „Bonaparte der Philosophie" nannte. „Meine Herren", sagte er, „fassen Sie Sich; gehen Sie in Sich!" Man konnte den Zuhörern ansehen, wie diese Weise ihnen unbequem war; einige richteten sich empor, andere schlugen die Augen nieder. „Denken Sie an die Wand!" Nun, das schien allen zu gelingen. „Jetzt, meine Herren, denken Sie an den, welcher an die Wand gedacht hat." Sichtlich fiel das letztere ihnen nicht so leicht; und es entstand Verlegenheit und Verwirrung. — Steffens fand die Vorlesungen klar, bestimmt, und fühlte sich von ihnen angesprochen, sowie auch Rist erklärt: „Das Rücksichtslose und Imponierende seiner Deduktionen und Sätze sagte mir wohl zu."

Aber noch eine dritte Berühmtheit war um jene Zeit in Jena eingezogen: das war August Wilhelm Schlegel[1]). Dieser Mann, welcher gemeinschaftlich mit seinem Bruder Friedrich das „Athenäum" herausgab, besaß einen seltenen Blick für Poesie und Kunst, und großes Talent für vollendete Formen. Er war ein sauberer, zierlicher Mann, Günstling der Damen, aber auch wie Wachs in ihren Händen. Er besaß große Gelehrsamkeit in alten und neueren Sprachen (auch dem Sanskrit) und erwarb sich große Verdienste durch musterhafte Übersetzungen Dantes und Petracas, Shakespeares und Calderons, so wie er es gewesen ist, der in Verbindung mit seinem Bruder das größere Publikum mit der Bedeutung Goethes bekannt machte, und zwar durch ihre vortrefflichen

1) A. W. Schlegel, geb. 1767, Sohn eines Superintendenten zu Hannover, hatte mit seinem Bruder zugleich in Göttingen studiert, wo namentlich der berühmte Professor Heyne ihren Sinn für das klassische Altertum in Poesie und Kunst geweckt hatte.

Rezensionen [1]). Schon früher hatte W. Schlegel in Jena gewohnt; nachdem er sich einige Zeit in Berlin und Dresden aufgehalten hatte, kehrte er als Professor dorthin zurück. Nicht weniger bekannt als er war seine Gattin, Karoline, Tochter des berühmten Theologen Michaelis zu Göttingen. Deren Leben war ein sehr wechselvolles. Zuerst (1784—1788) war sie mit dem Bergmedikus Böhme zu Klausthal verheiratet, ward in sehr jugendlichem Alter Witwe, zog nach Mainz, wo sie sich auf Politik einließ, begeistert für die französische Freiheit, und gefangen gesetzt wurde. A. W. Schlegel, welcher sie von früherer Zeit her kannte und sehr von ihr eingenommen war, erfuhr es und bewirkte ihre Befreiung, worauf er sie heiratete. Sie war noch schön und liebenswürdig, ungeachtet ihrer 35 Jahre, geistreich und lebhaft wie wenige, und bildete den eigentlichen Mittelpunkt des romantischen Kreises. (Nach siebenjähriger Ehe trennte sie sich friedlich von Schlegel, um bald danach Schellings Gattin zu werden, als welche sie im Jahr 1809 gestorben ist.) Übrigens wurde sie sehr verschieden beurteilt. Während manche ihres Geschlechts viel gegen sie hatten und sie der Koketterie und des Hanges zu Intriguen beschuldigten, sich auch über ihre scharfe Zunge beklagten (auch Schiller nannte sie Frau Lucifer [2]), so wurde sie doch von den meisten Herren, namentlich von Schelling und nicht am wenigsten von Steffens bewundert. Daß ihr sittliches Gefühl nicht immer auf starken Füßen stand, hatte sie in ihrem früheren Leben gezeigt. Ihre Tochter, Augusta Böhme, kann füglich bei einer Schildernng dieses Kreises nicht übergangen werden. Sie war noch beinahe Kind, 15 bis 16 Jahne alt, und nicht eigentlich hübsch, da sie etwas schielte; aber nach einstimmigem Urteil derer, die sie kannten, machte sie auf alle einen tiefen Eindruck durch ihre eigentümliche Anmut und witzigen Einfälle. Selbst Schelling war eine Zeit lang in das Mädchen verliebt. Sie starb

1) Von 1796 an lieferte er in 3½ Jahren 300 Rezensionen, besonders in die „Jenaer Litteraturzeitung“. Haym a. a. O., S. 165.

2) Haym a. a. O., S. 164 und 871. Eine Freundin schreibt über sie: „Karoline urteilt über alles dreist und hart. Sie spielt die Wirtin mit leichtem Anstande. Sehr hübsch ist es, wie diese Frau so ihre Jugend bewahrt, sowohl leiblich als geistig.“ (Dorothea Veit an Rahel, in Jul. Schmidt, Litteraturgeschichte, S. 149).

aber schon im Sommer 1800; ein Todesfall, durch welchen Steffens tief bewegt wurde [1]).

Dieses geistreiche Haus war es denn, wo Steffens während seines Jenenser Lebens die liebste Zuflucht fand, und hierher kam auch Schelling fast täglich. Welche Bedeutung solche Umgebungen für ihn haben mußten, ist leicht begreiflich. Jetzt konnte er sich über alles, was ihm am Herzen lag, und was er so lange Zeit bei sich verschlossen hatte, frei aussprechen. Er fühlte sich hier völlig als Freund, als Mitglied dieses Kreises aufgenommen. W. Schlegel, welcher einige seiner Abhandlungen gelesen hatte, machte ihm den Vorschlag, Beiträge zum „Athenäum" zu liefern, wozu er indes bei der rastlosen Gärung und inneren Arbeit, worin er war, keine Ruhe fand. Dieses Haus sowie das des Buchhändlers Frommann und des Arztes Hufeland (Mitredakteur der „Jenaer Litteraturzeitung"), endlich das des Gries, sie waren es, an welche er sich am stärksten geknüpft fühlte. Übrigens studierte er fleißig, machte physikalische Experimente, hörte Vorlesungen, und war überhaupt in höchstem Grade geistig oben auf.

Auch die Naturforschung nahm in Jena Steffens in Beschlag. Während des betreffenden Zeitpunktes (Schluß des vorigen Jahrhunderts) ging in den Naturwissenschaften ein großer Umschwung vor sich. Am meisten Interesse erregte die Elektricität: eine Entdeckung folgte schnell der anderen. Der Galvanismus war 1790 entdeckt; darauf hatte Volta weiter gebaut. Damals stand die Naturwissenschaft in weit näherer Verbindung mit den übrigen Wissenschaften als heutzutage, nachdem der Stoff so angewachsen ist und man sich begrenzen muß. Sie verschmähte auch nicht die Hilfe von Dichtern und Denkern; diese konnten noch des Glaubens leben, daß Erscheinungen im Reiche der Natur sich anwenden ließen auf die Entwickelung des Menschengeschlechts im

1) Plitt, Aus Schellings Leben II. Hier findet sich auch ein Brief von Steffens an Schelling (ohne Datum), in welchem er folgende Worte bei der Nachricht von Augustas Tode schreibt: „O, sie war mir teurer, als man weiß, als ich mir selbst gestehen wollte; und alle meine späteren Verirrungen rührten nur daher, daß ich sie zeitweise vergessen konnte. Wenn ich ruhig arbeitete, wenn ich gesund und munter an alles dachte, was Jena mir war — die Quelle meines höheren Lebens — so stand das Kind, ein lichter Engel, vor mir."

Reiche des Geistes. So Goethe, bei welchem Naturwissenschaft und Poesie Hand in Hand gingen, und ebenso Schelling, welcher ausgesprochen hatte, daß Natur und Geist im Grunde eins seien, nur zwei verschiedene Seiten von einem und demselben Wesen.

In Jena lebte ein naturforschender Sonderling, Namens Ritter[1]), ein junger Mensch von 22 Jahren, in großer Dürftigkeit und Einsamkeit. Auch er war von dem Hange der Zeit zur Spekulation ergriffen und studierte besonders den Galvanismus. Er hoffte nachweisen zu können, wie die Lebensthätigkeit in dem gesamten Tierreiche von einem ununterbrochenen Galvanismus begleitet werde, und mit Hilfe desselben Einsicht zu gewinnen in den Zusammenhang zwischen Körper- und Seelenleiden. Er ging von nüchternen Betrachtungen aus, wurde aber allmählich zu den leersten Träumereien fortgerissen. Steffens besuchte ihn häufig, und Ritter blieb nicht ohne Einfluß auf ihn[2]).

Bedenkt man, welchen Eindruck Goethes Dichtungen auf Steffens schon in seiner frühen Jugend gemacht hatten, so wird man verstehen, daß er die stille Hoffnung hegte, die Bekanntschaft des großen Mannes zu machen. Endlich bot sich ihm eine Gelegenheit dar, als nämlich Goethe eines Abends Frommann besuchte, und auch Steffens zugleich mit mehreren anderen dort war. Die stattliche Gestalt mit dem edlen, schönen Gesichte, das Vollendete in seinem ganzen Auftreten ergriff Steffens dermaßen, daß ihm Thränen in die Augen traten. Allein Goethe schien ihn völlig zu übersehen, redete ihn gar nicht an, sondern unterhielt sich den ganzen Abend mit einem anderen Fremden. In bitterer Stimmung verließ Steffens das Haus, und vermochte auch nicht seinen Unmut vor seinen Freunden, Herrn und Frau Schlegel, zu verhehlen. Um seine Verstimmung zu heilen, luden sie ihn eines Abends ein, als Goethe sie besuchen wollte; als aber Steffens bei seinem Eintreffen dies erfuhr, kehrte er in seinem gekränkten Stolze um

1) Geb. 1776; in seinen letzten Jahren Professor zu Liegnitz; gest. 1810.

2) Novalis führte Ritters Gedanken weiter aus, indem er die Behauptung aufstellte, unser Denken sei nichts anderes als eine Galvanisation, eine Berührung des irdischen Geistes durch einen himmlischen, überirdischen — oder, der Geist galvanisiere die Seele mittels der Sinne. (Haym a. a. O., S. 367.)

und ging nachhause. Jetzt gingen mehrere Wochen hin, in denen Steffens vergebens seiner Stimmung Herr zu werden suchte. Inzwischen sollte in einem Privatzirkel ein Lustspiel aufgeführt werden, und Steffens, welcher seiner Zeit in Kopenhagen auf der Bühne keine Lorbeeren erworben hatte, sollte die Hauptrolle spielen. Bei der Generalprobe erschien ganz unerwartet Goethe, begrüßte Steffens, redete ihn wie einen alten Bekannten an, sagte, er habe lange gehofft, ihn in Weimar zu sehen; er habe vieles mit ihm zu besprechen; wenn diese Tage erst überstanden seien, müsse er ihn mit nachhause begleiten! — Wie jubelte es nun in Steffens' Innerem; alle Bekümmernisse waren dahin; und als er am Tage nach der Aufführung an des Dichters Seite nach Weimar rollte, fühlte er sich stolz und glücklich wie ein König, der einen Triumphzug hielt. Es war ja auch etwas Besonderes; er, vor kurzem noch ein Unbekannter, eine Null, jetzt geehrt von dem geistigen Magnaten Deutschlands.

So kamen sie nach dem freundlichen Weimar mit seinem herzoglichen Schlosse, seinen anmutigen Parks und Gehölzen, und wandelten die breiten Treppen zu Goethes schönem Wohnhause hinauf [1]), durch die Vorhalle mit ihrem Willkommsgruße „Salve" oberhalb der Thür. Rasch eilten einige Tage vorüber; Goethe war mitteilend, während die Gespräche sich um die Naturwissenschaften drehten. „Was ich mir zu erkämpfen strebte, alle Richtungen meines Daseins schien er zu kennen; und der Schatz, welchen ich unruhig suchte, schien in seinem Besitze zu sein, ein Geschenk der gütigen Natur", sagt Steffens. Also die Naturanschauung, der er nachstrebte, begegnete ihm bei Goethe als eine wirksame Grundlage; denn der Grundgedanke der Naturphilosophie ist poetisch. In der

---

1) Eine Beschreibung der Wohnung Goethes s. in Lewes, Goethes Leben, S. 450. — Steffens selbst schreibt (Vier Norweger I, 268): „Nie stieg ich die breiten Treppen hinauf, ohne von einem wundersamen, aber entschieden heimischen Gefühl durchdrungen zu werden; und die Möbel, die rund umher liegenden Papiere, die gefärbten Glasfenster, die Kunststudien, alles schien mir bei scheinbarer Unordnung in einer inneren, geordneten, geistigen Verbindung zu stehen. Selbst jenes ruhige Wesen, welches oft zu ruhigem Gespräche ermunterte, aber jede allzu große Annäherung fernzuhalten suchte — es erhielt nur das ganze Verhältnis rein und erfreulich."

frohen Gewißheit, daß eine lebendige, geistige Anschauung der Natur für immer dem Menschengeschlechte und seiner Geschichte gewonnen sei, verließ Steffens den großen Dichter.

Am 30. Januar 1799 wurde der zweite Teil von Schillers „Wallenstein", die „Piccolomini", im Schauspielhause von Weimar aufgeführt. Dieses war in der Geschichte des deutschen Theaters eine wichtige Begebenheit. Bisher hatte man von den rührenden Familiendramen gelebt; von jetzt ab wurden die mächtigen geschichtlichen Gestalten auf der Bühne vorgeführt, und hierdurch für ein ganzes Menschenalter die Form des Schauspiels bestimmt. Von Jena strömten Professoren, Studenten, Bürger dem Theater zu. Steffens war auch dabei und bekam seinen Platz an Schillers Seite, in der Loge desselben. Goethe, damals Direktor, hatte seinen Platz immer mitten im Parterre, in einem Lehnstuhl, von wo er mit wahrhaft königlicher Würde über Ordnung und Ruhe wachte. Das Stück wurde von tüchtigen Kräften ausgeführt; Schiller selbst war entzückt, Goethe sehr befriedigt; aber Steffens fand, daß die am meisten gepriesenen Schauspieler Weimars denen nachstanden, die er in Kopenhagen gesehen hatte. Im ganzen sagten ihm die gedehnten Monologe in Schillers dramatischer Dichtung nicht zu.

So verfloß die Zeit, reich an Abwechselungen, für Steffens nur allzu rasch. Der Kreis, welchem er angehörte, hielt gut zusammen und bekümmerte sich wenig um die Opposition der älteren Professoren, oder um die Klatschereien, die über ihn ergingen. Ein Däne, theologischer Kandidat, Malte Möller, in der Heimat als Herausgeber des „Theologischen Repertoriums" bekannt geworden, hielt sich damals in Jena auf, und durch ihn erfuhr Steffens zuweilen etwas von diesen feindseligen Urteilen, welche ihn, der mit ganzer Liebe sich dem „romantischen" Kreise angeschlossen hatte, nur wenig anfochten.

Hier dürfte eine vorläufige Erklärung über das, was man unter dem romantischen Kreise verstand, am Orte sein. Die Benennung „romantisch" kam erst auf, nachdem Tieck im Jahre 1799 ein Buch unter dem Namen: „Romantische Dichtungen" herausgegeben hatte. Aber von 1797 bis 1798 schreibt sich die Bildung einer romantischen Schule her, so daß sie also, während

Steffens in Jena verweilte, sich in ihrem ersten Aufblühen befand. Die hauptsächlichen Vertreter waren A. W. Schlegel und sein Bruder Friedrich, dann Schelling, die Dichter Ludwig Tieck und Hardenberg (Novalis), nebst dem damaligen Prediger Friedrich Schleiermacher. Außer diesen gehörten zu der neuen Schule in zweiter Linie viele andere, deren Anzahl mit jedem Tage wuchs. Aber unter denen, die sich in zweiter Linie anschlossen, stand mit an der Spitze Henrik Steffens.

Was wollten sie? Um hierüber ins klare zu kommen, muß man vor allem berücksichtigen, wogegen sie kämpften. Dieses war, wie gesagt, der damals die Gesellschaft beherrschende, spießbürgerliche Geist, welcher nur für den nächsten Nutzen ein Verständnis hatte. Es war der hausbackene Verstand, welcher nur mit dem zu schaffen haben wollte, was sich betasten und greifen läßt. Die „Mittelmäßigkeit" war es, welche damals in Ehren stand, aber immer die Widersacherin alles Höheren ist.

Der vorzügliche Repräsentant und Anwalt dieser Richtung war der Buchhändler und Schriftsteller Christ. Fr. Nicolai [1]) zu Berlin, der „Goliath der Philister", welcher „seinen verzweifelt gesunden Menschenverstand allen Offenbarungen des Genies entgegenstellte" [2]), Herausgeber der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" in 106 Bänden, und vieler anderer Schriften. Übrigens war er in seiner Art ein tüchtiger Mann, welcher auf seine Zeit bedeutend gewirkt hat. Fichte schreibt von ihm: „Er ist, wenn auch nicht öffentlich anerkannt, so doch in Wirklichkeit zum großen Teil der Urheber des Systems von Ansichten, welches die Mittelmäßigkeit zu dem ihrigen gemacht hat [3]).

Dann gab es in jener Zeit eine Richtung, die ihre poetische Befriedigung in rührenden bürgerlichen Schauspielen fand, mit blassen Tugendgespenstern. Die Meister dieses Genre waren Iffland und Kotzebue, welche eine Menge von Stücken dieser Façon auf die Bühne brachten. Und dazu kam nun von religiöser Seite der flache Rationalismus, welcher das Christentum seiner Herrlichkeit beraubte und es zu einer bloßen Sittenlehre machte.

1) Geb. 1733, gest. 1811.

2) Haym a. a. O., S. 61.

3) Jul. Schmidt a. a. O. II, 240.

In der That bedurfte es eines frischen Luftzuges; und die jungen Romantiker fühlten sich berufen, diesen in die Welt zu bringen. Mit Mut und Energie gingen sie ans Werk; aber das Ziel stand ihnen anfänglich nicht deutlich vor Augen.

In drei Richtungen namentlich griffen sie ein: der praktischen, der philosophischen und der religiösen.

Die goldenen Waffen der Poesie führten vor anderen Tieck und Novalis. Das Recht der Phantasie wurde — im Gegensatze gegen die Vernunft — jetzt geltend gemacht. Was die Priester der Aufklärung verspottet und verlacht hatten, wurde aus dem Staube ans helle Sonnenlicht emporgehoben. Anstatt moralisierender Erzählungen pries man Märchen und Sagen [1]). Vorzugsweise ging man auf das Mittelalter zurück, jene seltsame, phantastische Zeit mit starkem Licht und starkem Schatten, mit großen Leidenschaften und großen Opfern. Die Dichter, die in den Augen der Romantiker am höchsten standen, waren Dante, Shakespeare und Goethe, „der große Dreiklang". Hoch erhoben sie das Ideal; all ihr Verlangen hatte einen Schwung und war verbunden mit dem Glauben an „das Glück!" Sehnsucht ist der Grundton, der durch ihre Dichtung hindurchklingt, Sehnsucht nach einem dunklen, geheimnisvollen Ziele [2]).

Der Herold der Philosophie war Schelling, welchem bald Steffens an die Seite trat, und mehrere andere. Sie beruhte auf einer neuen, großartigen Anschauung vom Dasein. Nicht unser Auge ist es, aus welchem die Welt hervorquillt [3]), im Gegenteil ist es die Welt, welche mit seelenvollem Auge auf uns blickt, in denen sie ihr eigenes Wesen wieder erkennt, in denen sie, gleichsam sich auf sich selbst besinnend, sich zurecht findet. Das Wesen der Natur ist der Geist selbst, auf der niederen Natur noch ein schlummernder, träumender Geist, auf den höheren Stufen des Daseins

---

1) Hagenbach, Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts I, 285.

2) „Die blaue Kornblume" ist bei Novalis Symbol der Sehnsucht. — Von der romantischen Poesie schreibt Fr. Schlegel: „Sie umfaßt alles, was nur poetisch ist, von dem größten Kunstsysteme bis zu dem Seufzer, dem Kusse, den das dichtende Kind ausatmet in kunstlosem Gesange." Haym a. a. O., S. 254.

3) Im Gegensatze gegen Fichtes Lehre vom Ich.

aber immer mehr erwachend, bis er endlich in dem Menschen zum Bewußtsein seiner selbst kommt. Natur und Geist sind also nicht getrennt: sie sind nur zwei Pole des einen und selben Lebens [1]). Durch die Naturphilosophie wurde der Impuls zu einer lebendigen Auffassung der Erscheinungen der Natur gegeben, obgleich sie unstreitig an Dunkelheit leidet und sich meistens mit Ahnungen begnügen muß, anstatt der Gewißheit. Später entwickelte Schelling seine philosophisch-poetische Betrachtung des Menschengeschlechtes, wie nämlich zuerst eine goldene Zeit der Unschuld war, dann eine Zeit der Götter und Heroen, eine rechte Naturzeit, danach die Zeiten des Abfalls und der Entzweiung (Niedergang des Altertums, mit dem Verderben Roms als Gipfelpunkt). Alsdann aber folgte das Christusreich, eine Zeit, in welcher der göttliche Geist sich zu verwirklichen strebte; und endlich steht noch eine Zukunft bevor, in der alles Böse überwunden und Gott alles in allem ist. Dieses darf man jedoch nicht im biblischen Sinne verstehen. Die dunkleren Partieen der Geschichte wurden nun als Dichtung, Mythe oder Sinnbild aufgefaßt, welches für eine geistige Auslegung zugänglich sei, sowie die verschiedenen Mythologieen selbst. Schelling meinte, daß, sowie die Philosophie zu ihrer Zeit aus der Poesie geboren sei, dieselbe einmal samt allen anderen Wissenschaften wieder in den großen Ozean der Poesie sich ergießen werde; aber eine Zwischenzeit sei erforderlich, und nach dieser werde die Zukunft eine neue Mythologie bringen, welche sich aus den Überlieferungen aller Völker und Zeiten bilden müsse [2]). Und mit diesem Gedanken beschäftigten sich die Romantiker mit Vorliebe.

Die religiöse Seite der Romantik hatte sogleich anfangs ihren Sprecher in Schleiermacher, und ihren Widersacher in dem dürren Rationalismus. „Nicht der hat Religion, welcher an eine heilige Schrift glaubt, sondern der einer solchen nicht bedarf“, sagt Schleiermacher. „Gern stehe ich auf den Ruinen des Christentums, denn sein Untergang ist nur seine Wiedergeburt“; und eine solche neue, jüngere Gestalt des Christentums, frei von veralteten Formen, müsse jetzt erstehen. Auch hier bleibt die Sehn-

1) Hagenbach a. a. O., S. 230.
2) Jul. Schmidt a. a. O. II, 166.

sucht und die heilige Wehmut die Grundbewegung; aber das ganze ist fern von dem geschichtlichen Christentum [1])."

Indessen brachte die Vorliebe der Romantiker für das Mittelalter, für alles Allegorische und Mystische bald eine weitere Wirkung bei ihnen hervor, so daß nun die katholische Kirche der Gegenwart besonders anziehend für sie werden mußte. „Durch die Reformation", sagt A. W. Schlegel, „wurde das erneuerte Christentum von seiner ehrwürdigen Vergangenheit geschieden und eine mythische Welt hinter dieser vernichtet." Sagt man hierzu: „Aber Sie stehen in Gefahr, katholisch zu werden!" so antwortet er: „Es ist keine Gefahr dabei, wenn Rafael Priester ist. Ein schöner Gottesdienst kann niemals Aberglaube sein" [2]).

So vereinigte sich bei den Romantikern alles mit Poesie und Kunst, und das war ihnen das wesentlichste. Ein ästhetischer Mensch zu sein, das blieb ihnen die eigentliche Hauptsache. Und hierin zeigt sich am auffälligsten das Schiefe ihrer Betrachtungsweise, welche notwendig viele mißliche Wirkungen haben mußte, unter anderen diese, daß man sich über das Gebot der Sittlichkeit erheben und geringschätzig auf die Schranken, die das Leben erfordert, z. B. die Ehe, herabsehen konnte. In dieser Hinsicht zeigen die frühesten Tage der Romantik manche dunkle Flecken. Ein anderer Übelstand war der geistige Hochmut, welcher ihr anzuhängen pflegte und dazu führte, die nicht ästhetisch Gebildeten als eine niedrigere Klasse von Menschen anzusehen.

Beides also, Licht und Schatten, war da; allein überwiegend war doch die Lichtseite. Es war wie ein erfrischender Luftstrom, ein geistiger Frühling. Allerdings mochte die Stellung, welche die Romantiker zum Christentum einnahmen, zweideutig sein; indessen zeigte es sich bald, daß die ihnen eigentümliche Verherrlichung desselben als einer Geistes- und Lebensmacht den Weg bahnen sollte zu seiner Verjüngung im 19. Jahrhundert [3]).

---

1) Jul. Schmidt II, 84.

2) Jul. Schmidt II, 154.

3) „Betrachtet man die Naturphilosophie als Gärungsmittel, so hat sie unter göttlicher Leitung bereits viel Gutes ausgerichtet und vielleicht dem Christentume den Weg gebahnt, um gleichsam aus der Verbannung zurückzukehren. Sie war eine einseitige, aber energische Gegenwirkung des Poe-

Sie wollten eine Revolution in der Welt des Geistes, in ihrer Art keine geringere als die französische. Und in der Hauptsache gelang sie. Von der Romantik gingen eine neue Dichtung, eine neue Philosophie, eine neue Sprach- und Naturforschung aus, ja, eine neue geschichtliche Wissenschaft, eine neue Kunst, sowie neue Formen des geselligen Lebens. Sie breitete sich in immer weitere Kreise aus. Nicht mit Unrecht vergleicht man sie mit der Renaissance am Ausgang des Mittelalters. Freilich erwies sich vieles, wovon die Romantiker in jugendlicher Begeisterung träumten, als eine trügerische Luftspiegelung; aber vieles bekam bleibenden Wert.

„Wir erblicken eine Schar sehr begabter Männer", schreibt Grundtvig [1]), „die mit dem gigantischen Plane auftreten, einen Traumtempel zu erbauen, welcher die ganze Welt und Zeit in sich aufnehmen könne, und von dessen Dache man den Himmel in aller Klarheit durchschauen könne. In der That wölbten sich, wie durch Zauberkraft, kolossale Bögen, und wunderbare, bisher nicht vernommene Töne erschollen, als wären die in ihren tiefen Schachten ruhenden Erze in Harfen verwandelt, von Berggeistern gerührt —."

Und diese zunächst durch ganz Deutschland erschallenden Töne sollten alsbald weiter in die Welt hinaus, namentlich auch in den skandinavischen Norden, hineindringen. Jedoch war das meiste noch im Werden. Aber welch ein glückliches Los war dem Normannen Henrik Steffens gefallen, von Anfang an bei jenem Tempel mit bauen und wie aus erster Hand den Klängen jener Harfe horchen zu dürfen!

Wir kehren zu ihm und seinem Jenenser Leben zurück. Gegen den Schluß seines dortigen Aufenthalts ereignete sich etwas, wodurch er sehr in Bewegung gesetzt wurde. Fichte hatte in seiner

---

tischen im Menschen gegen den auflösenden Mißbrauch des Verstandes, welcher jede Spur des Göttlichen zu vertilgen bemüht war. Sie hat zugleich, wenn auch mit unreiner Tendenz, das Hohle des herrschenden Moralgeschwätzes aufgedeckt." Grundtvig, Verdenskrönike 1812, S. 293 f.

1) Grundtvig, Udsigt over Verdenskröniken (Überblick über die Weltchronik) 1817, S. 666 f.

„Wissenschaftslehre“ (1798) folgenden Satz geschrieben: „Die lebendige und wirkende moralische Ordnung ist Gott selbst. Wir bedürfen keines anderen Gottes und können keinen anderen fassen!“ In dieser Veranlassung schritt die weimarische Regierung gegen ihn ein, und zwar einer Aufforderung Hannovers und Sachsens zufolge, mit einer Anklage auf Atheismus. Fichte schrieb eine „Appellation an das Publikum“, in welcher die Äußerung vorkommt, daß Moralität und Religion absolut eins seien, und war so unbesonnen, sich darauf zu berufen, daß sogar der weimarische Superintendent, Herder, ein Atheist sei, da dessen gedruckte philosophische Abhandlungen dem Atheismus wie ein Ei dem andern ähnlich sähen. Hierdurch ward Fichtes Sturz unvermeidlich; er wurde abgesetzt [1]).

Diese Begebenheit brachte natürlich die größte Bewegung unter den Studenten in Jena hervor, von welchen Fichte hoch geehrt wurde; und Steffens, welcher eine Verletzung der wissenschaftlichen Freiheit in dem Geschehenen sah, schrieb den Entwurf zu einem Gesuche an die Regierung, daß sie Fichte der Universität erhalten wolle. Dasselbe erhielt sofort mehrere hundert Unterschriften, wurde dem Herzoge überreicht, erhielt aber einen abschlägigen Bescheid. Fichte mußte Jena verlassen.

Jetzt hatte aber auch für Steffens die Abschiedsstunde geschlagen. Er mußte Jena verlassen, wo er so inhaltsreiche Tage verlebt hatte. Der Geist der Romantiker war auch auf ihn übergegangen. Sein inneres Leben war nach vielen Richtungen hin befruchtet, sein ästhetischer Sinn besonders durch Tiecks Dichtungen, welche ihn im höchsten Maße hinrissen, und durch A. W. Schlegels Arbeiten. Vor allen war jedoch Schelling sein Meister.

Er selbst verglich diese Zeit mit den unvergeßlichen Tagen seiner Kindheit in Roskilde. Beide Zeiten waren an Keimen reich; und so wie damals, drang die Natur auch jetzt auf seine Seele ein und wollte sich ihr verständlich machen; damals sowohl als jetzt fühlte er sich von einer unendlichen, dunklen Macht ergriffen. Zwar machte sich ein Unterschied geltend. In jenen Tagen strahlte

---

1) Jul. Schmidt, Litteraturgeschichte II, 66.

wie eine Sonne der Glaube in seinem Kindesherzen; jetzt war er wie hinter finsterem Gewölke verborgen. Und dennoch hatte er ein bestimmtes Gefühl, daß die Kindheit ihm zurückkehren werde, daß die dichten Wolken sich einmal zerteilen müßten, und daß durch alle Forschungen der Vernunft, durch alle verworrenen Wege in den Reichen der Natur, der Wissenschaft und der Kunst er sich zu ihm, dem Gott seiner Kindheit, zurückfinden werde.

IX.

Naturforschung und Romantik.

1799—1802.

Im Frühjahr 1799 verließ Steffens Jena. Die Reise ging über Weimar, wo er Goethe begrüßte, welcher ihm, wegen der Angelegenheit Fichtes, nicht ganz unbefangen entgegen kam. Mit Wehmut verließ er das kleine Heiligtum. Er war von einer Ahnung ergriffen, daß die (in Jena) jüngst aufgegangene Blume im Begriffe stand, Blätter und Duft allen Winden preiszugeben.

Über Leipzig, wo er den kurz vorher aus Dänemark verwiesenen Malte Brun traf, reiste Steffens nach Halle, womit er denn zum erstenmal den preußischen Boden betreten hatte. Dieses Land, zu welchem er später in ein nahes Verhältnis treten sollte, mutete ihn anfangs wenig an; er bekam sofort eine Empfindung von dem peinlichen Druck und Zwang, welcher dort zuhause war, nämlich durch die Art und Weise, wie die Zollämter seine Effekten durchstöberten und ihn selbst behandelten. In Halle machte er mehrere Bekanntschaften und wurde auch in den Professoren-Klub eingeführt, wo er sich jedoch nicht recht behaglich fühlte. Dagegen begrüßte er in der Stadt zwei Männer, welche für seine Zukunft von großer Bedeutung werden sollten. Der eine war der Professor und Arzt Reil, welcher einen berühmten Namen hatte, besonders wegen seiner Untersuchungen über das Nervensystem, eine imponierende Erscheinung mit einem ruhigen, milden Wesen. Während im allgemeinen die Vertreter der Wissenschaft über die neue Naturphilosophie die Achseln zuckten, zeigte Reil für sie ein

lebhaftes Interesse [1]). Der andere war der Komponist Reichardt. Dieser war damals 48 Jahre alt, hatte sich aber schon in mehr als einer Hinsicht in weiten Kreisen bekannt gemacht. Teils hatte er mehrere kleine Opern komponiert, teils eine musikalische Zeitung herausgegeben, besonders aber sich sehr beliebt gemacht durch seine lieblichen, dem Texte entsprechenden Kompositionen, namentlich Goethescher Lieder.

Er war ein ziemlich allseitiges Genie. Anhänger der Kantschen Philosophie, auch selbst Schriftsteller und eifriger Politiker, hatte er sich in der Welt viel umgesehen, wobei er Bekanntschaft mit vielen berühmten oder vornehmen Leuten gemacht hatte. Im Jahre 1775 war er in Berlin bei der Oper angestellt worden, eine Reihe von Jahren Dirigent derselben. Sein dortiges Haus hatte einen glänzenden Kreis gesammelt; hier spielte man Komödie und ästhetisierte; unter anderen hatte Ludwig Tieck hier in poetischer Hinsicht vielen Einfluß geübt. Aber vor mehreren Jahren hatte Reichardt sich mit dem Hofe überworfen, namentlich durch seine Sympathieen für die französische Revolution, und um seinen Abschied nachgesucht, worauf er sich nach seinem artigen Landsitze zu Giebichenstein bei Halle zurückzog. Hier verwaltete er freilich zugleich das Amt eines Direktors der königlichen Salinen, hielt sich jedoch fortwährend viel in Berlin auf.

Dieser Mann, an welchen Steffens Grüße auszurichten hatte von Goethe und W. Schlegel, trat ihm herzlich und zuvorkommend entgegen, und lud ihn in seine Wohnung in Berlin ein.

Im Mai kam Steffens in dieser Stadt an und blieb daselbst ungefähr vier Wochen. Die Residenz machte im allgemeinen auf ihn den Eindruck von Steifheit und gezwungenem Wesen, mit ihrem zahlreichen strammen Militär und ihren schnurgeraden Straßen. Was viele Jahre später jemand über Preußen schrieb, galt damals

1) In einem Briefe an Schelling vom 26. Juli 1799 (Plitt a. a. O. I) berichtet Steffens über seine Reise in etwas übermütigem Tone, und auch Reil wird nicht aufs beste mitgespielt („er ist ebenso unbedeutend wie seine Philosophie und redet noch dummer, als er schreibt"). Man mag hierin ein einzelnes Zeugnis erkennen von dem burschikosen Übermut, der damals in dem romantischen Kreise herrschte. Später hat Steffens dem erwähnten Manne großen Wert beigelegt.

in vollstem Maße: „Noch immer die steifen, pedantischen Leute, noch immer ein rechter Winkel in jeder Bewegung. Sie marschieren noch immer so steif einher, gerade so wie ein Licht, als hätten sie den Stock, mit welchem man sie einstmals prügelte, übergeschluckt.“ [1]) Hier trieb sich Steffens nun müßig umher, sah, was zu sehen war, machte aber nur wenige Bekanntschaften und fühlte sich im ganzen nicht wohl. Teilweise war es seine eigene Schuld; denn hätte er sogleich Reichardt aufgesucht, so würde er durch diesen wohl bequemen Zugang zu solchen Kreisen gefunden haben, die ihn interessiert hätten. Denn mochte damals Berlin im ganzen eine geistesarme, langweilige Stadt sein, so hatten sich sich doch schon seit Jahren mehrere Kreise gebildet, wo man Ästhetik und Kunst mit Eifer trieb. Diese sammelten sich besonders um drei Damen, welche sämtlich jüdischer Abkunft waren. Die eine war Rahel Levin [2]), Tochter eines reichen Juweliers. Sie besaß einen durchdringenden Blick, tiefe Einsicht und die Gabe, ihre Meinungen mit rücksichtsloser Schärfe auszusprechen. Ihr Salon war vor anderen der Vereinigungspunkt eines glänzenden ästhetischen Kreises, welchen sie beherrschte [3]). Demnächst Henriette Herz, mit dem Arzte Herz verheiratet, eine gefeierte Schönheit, weniger originell, aber kenntnisreich, fast gelehrt, dabei edlen Sinnes und nicht ohne Tiefe. Endlich Dorothea Veit, Tochter des bekannten Moses Mendelssohn, mit einem Banquier verheiratet, eine Frau mit einem fast männlichen Ausdruck, zu großen Opfern und treuer Hingebung fähig. In diesen Kreisen sammelte man sich um die neuere Poesie, namentlich Goethes, und die Romantiker standen zu ihnen in dem nächsten Verhältnis.

Während Steffens auffallenderweise sich nicht bemühte, in die genannten Häuser eingeführt zu werden, machte er eine freilich für jetzt nur flüchtige Bekanntschaft mit drei Romantikern, die sich eben damals in Berlin aufhielten, nämlich Friedrich Schlegel, Fr. Schleiermacher, Prediger am Charitéhospital, und Ludwig

1) Heinr. Heine im Jahre 1841.

2) Später an den bekannten Varnhagen von Ense verheiratet. Sie starb 1833.

3) Vgl. Köpke, Ludwig Tieck I, 193.

Tieck. In nähere Verbindung mit ihnen trat er indes erst später [1]. Erst mehrere Wochen nach seiner Ankunft besuchte Steffens endlich Reichardt, welcher ihn sogleich zu einem Konzerte einlud, das er geben wollte; dieses wurde aber abgesagt, und so nahm er denn dafür an einer glänzenden Abendgesellschaft bei Reichardt teil, wo er unter anderen auch Tieck, welcher mit Reichardt verschwägert war, antraf. Die Aufmerksamkeit, die ein so angesehener Mann wie Reichardt dem jungen Manne erwies, mußte diesem sehr schmeichelhaft sein.

Inzwischen geriet Steffens einmal wieder in Geldverlegenheit. Sein Reisestipendium war bedeutend genug; dessenungeachtet stand er jetzt völlig mittellos da, und eine neue Geldsendung durfte er von Kopenhagen her erst nach längerer Zeit erwarten. Er mußte daher seine Uhr für einen Spottpreis verkaufen, war aber so glücklich, tags darauf einem norwegischen Landsmanne, einem juristischen Kandidaten, Möller, zu begegnen, welcher sich auf das Bergwesen legte; er konnte Steffens ohne Schwierigkeit aus der Not helfen. Neben der bald nachher eintreffenden Geldsendung erhielt er zugleich von der Direktion des Fonds „ad usus publicos" einen Brief mit ernstlichen Vorwürfen: er theoretisiere beständig, anstatt sich mit dem Praktischen, namentlich dem Hüttenwesen, zu beschäftigen [2]. Das war ihm allerdings unangenehm; aber er mußte sich fügen und nach Freiberg, als dem Mittelpunkte des sächsischen Bergwesens, wandern; er schloß sich dem genannten Möller an, welcher eben dahin gehen wollte.

Steffens hielt, nicht in bester Laune, seinen Einzug in die kleine, zwischen düsteren Waldhöhen gelegene Stadt, und es graute ihm bei dem Gedanken, daß er gezwungen sei, wenigstens auf ein Jahr sich hier zu begraben. Er stieß manchen Seufzer aus, wenn er sich das vergnügliche Leben vorstellte, das gerade während dieses Sommers seinen Jenensern Freunden blühte. Er mußte sich mit

---

1) Er selbst in: „Was ich erlebte", Tl. IX, giebt freilich an, er habe Fr. Schlegel und Schleiermacher nicht gesehen; hierin irrt er, wie aus einem Briefe von ihm an W. Schlegel vom 26. Juli 1799 hervorgeht. Vgl. Haym a. a. O., S. 625.

2) Brief an Schelling vom 26. Juli 1799 (Plitt a. a. O.).

Briefen von daher, namentlich von Schelling, begnügen. Fast alle Bannerträger der Romantik kamen in Jena zusammen. Der Dichter Novalis, welcher sich in dem benachbarten Weißenfels aufhielt, fand sich fleißig ein; im August erschien Friedr. Schlegel mit Frau Veit, mit welcher er in „freier Liebe" lebte, ungeachtet sie noch nicht von ihrem Manne geschieden war. Im Oktober endlich zog auch Tieck mit seiner Gattin dort ein. „Der Statthalter der Poesie auf Erden", Goethe, legte häufige Besuche ab. Es war das goldene Jahr der Romantik. Und das Zentrum war Frau Karoline. Hier studierte und erörterte man Steffens' jüngst erschienene „Naturphilosophie" [1]), noch mehr aber Schleiermachers „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern", über welche Tieck „grausam begeistert" war, während Frau Veit schreibt: „Das Christentum ist hier à l'ordre du jour; die Herren sind etwas toll." Aber da glühte natürlich noch manches andere Eisen im Ofen. „Es geht ziemlich bunt und verworren zu, alles durch einander, Religion und Holberg, Galvanismus und Poesie", schreibt Friedr. Schlegel [2]). Der Letztgenannte hatte kürzlich einen frivolen Roman, „Lucinde", geschrieben, in welchem er den liederlichen Müßiggang preist und in anstößiger Weise die eheliche Untreue zu den Wolken erhebt [3]). Überhaupt ward es immer fühlbarer, daß unter dem schimmernden Äußeren manches faul und wurmstichig war. In jener Zeit knüpfte sich eine neue freie Verbindung zwischen Schelling und Frau Karoline Schlegel an [4]). Es zeigte sich eben, wie so häufig, daß geistreiches Wesen sich mit lockeren Sitten gut verträgt. Es ist durchaus nicht ausgemacht, daß Steffens durch den gebotenen Abstand von jenem Kreise der Geistreichen viel verlor. Schon im nächsten Jahre fing derselbe an, sich aufzulösen. Tieck ging nach Berlin zurück, Schelling für eine Zeit lang nach

---

1) **Schelling**, Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie, 1799.

2) **Jul. Schmidt** a. a. O. II, 149.

3) Die Heldin sagt: „Laß uns fröhlich mit einem Kusse ewige Untreue schwören; wo die Lüste locken, sie kindlich kosten, in schöner Abwechselung leichte Freuden genießen."

4) Sie verheirateten sich erst mehrere Jahre nachher (1803).

Bamberg, Karoline mit ihrer Tochter in ein Bad, und unter einer Anzahl der Auserwählten herrschte Verstimmung.

Während alles das vor sich ging, war Steffens in dem stillen Freiberg. Hier lebte der größte Mineraloge und Geologe Europas, Werner [1]), welcher die früheren, unsicheren Vermutungen über die Bildung der Erde auf Grund exakter Beobachtungen verdrängt hatte. Er war „Neptunist", d. h. nahm an, daß das Wasser die Ursache aller mineralogischen Bildungen sei — eine jetzt aufgegebene Ansicht [2]). Aus allen Ländern strömten Mineralogen nach Freiberg, um auf der Bergakademie unter ihm zu studieren. Er war ein breitschulteriger Mann mit rundem, freundlichem Gesichte, von großer Herzensgüte. In mancher Hinsicht war er ein Sonderling. Aus ängstlicher Sorge für seine Gesundheit heizte er noch im Juli und fuhr niemals, selbst im Sommer, nicht anders aus, als im Pelze. Er war äußerst pünktlich; und kamen seine Zuhörer eine Minute zu spät, so stand er wartend da, die Uhr in der Hand. Er war überhaupt eine Mischung von Ängstlichkeit und Entschiedenheit, und ebenso auch sein Vortrag. Er nahm Steffens freundlich auf, welcher bald seine besondere Gunst gewann.

In Freiberg lebte ein Berghauptmann Charpentier, ein um das praktische Bergwesen sehr verdienter Mann, welcher aber in der Theorie Werners Gegner war. Seine Familie war durch Bildung und Talente ausgezeichnet; eine der Töchter war mit Novalis verlobt. Hier wurde Steffens oft eingeladen. Überhaupt gestaltete sich sein dortiges Leben bald recht angenehm, so daß er am 1. Juli an W. Schlegel schrieb: „Die Regierung — verurteilte mich zur Festungsarbeit auf der hiesigen Bergwerksgaleere. Jedoch, wie es zu gehen pflegt, selbst meine Fesseln sind mir schon halb und halb angenehm geworden." Er und Möller besuchten

---

1) Abraham Gottlieb Werner, geb. 1750 zu Wehrode in der Oberlausitz.

2) Er hielt es für zweckmäßig, in dem Erdkörper sechs oder sieben Formationsreihen zu unterscheiden, nämlich Erdschiefer, Kalk, Trapp, Kohlenstoff, Porphyr, Talg und Gips. Neuere Forschungen haben indes erwiesen, daß diese Unterscheidung nicht zu behaupten ist. Vgl. F. Hoffmann, Geschichte der Geognosie, S. 91.

fleißig die mehrere Meilen weit sich erstreckenden Gruben, welche seit 500 bis 600 Jahren in Arbeit sind, und sie machten auf seine Phantasie einen starken Eindruck. „Die nackten Steinschichten, zwischen welchen die Bergleute einsam und stille, in ihren schmutzigen, abgetragenen, schwarzen Trachten, abgearbeitet umherschlichen, ließen mich den Eingang zum Tartarus schauen; so abgestorben, leblos, einsam kamen sie mir alle vor [1].“ Er nahm auch einen Kursus in der Verwaltung des Bergwesens und im Bergwesen selbst. Aber ungeachtet er also seine Ausbildung in den Richtungen, welche die Regierung wünschte, nicht versäumte, gärte doch beständig in ihm der Geist der Spekulation. Daher entsprach er auch mit Freuden der Aufforderung einiger Engländer und Deutschen, eine Reihe philosophischer Vorlesungen für sie zu halten. Schellings im Jahre 1800 erschienenes Werk: „System des transscendentalen Idealismus“ erfüllte Steffens' Seele in hohem Grade. Hier entwickelt Schelling die Philosophie der Geschichte und Kunst, und thut unter anderem den Ausspruch: die Kunst sei die einzige und ewige Offenbarung; „in ihr vereinigen sich die Kräfte, welche in Natur und Geschichte getrennt sind wie in einer Flamme [2]). Diese Anschauung hatte für Steffens dadurch eine neue Anziehungskraft gewonnen, daß er selbst der Kunst näher getreten war als bisher. Schon in dem ersten Sommer, den er in Freiberg zubrachte, machte er mit Möller einen Ausflug nach dem nicht fernen Dresden. Sie waren zu Pferde, und verirrten sich dermaßen, daß sie die ganze Nacht umherreiten mußten und am nächsten Vormittage in ziemlich erschöpftem Zustande die berühmte Galerie besuchten. Steffens wurde durch die Herrlichkeiten der Kunst, welche sich jetzt vor ihm aufthaten, mächtig bewegt; und in dieser Mischung von leiblicher Müdigkeit und geistiger Spannung wandelte er von einem Zimmer ins andere, ohne sich zu wirklicher Betrachtung sammeln zu können. So stand er endlich vor einem großen Gemälde: eine weibliche Gestalt, ein Kind auf den Armen haltend, schwebt über Gewölken. Mit wunderbarer Macht durchschauerte es ihn: er stand vor Rafaels Madonna! Er brach in Thränen aus und die Thränen wollten

1) Steffens, Die vier Norweger I, 270.

2) Schwegler, Geschichte der Philosophie, S. 324.

nicht nachlassen. Unter der Verwunderung, die das ringsumher erregte, eilte er wie betäubt nachhause. Aber kurz nachher schrieb er an Karoline Schlegel: „So hat noch niemals ein Bild auf mich gewirkt. Sie sahen auf mich, sie sehen noch auf mich, sie stehen gerade vor mir, die großen, klaren, blauen Augen, welche eine Unendlichkeit abspiegeln. Alles, was ich je gefühlt und hoch gehalten hatte, alle die unbestimmten Bilder, welche, in dunkle Nebel gehüllt, meiner Seele vorschwebten, das ganze bunte Gewühl meines inneren Lebens, es strahlte mir verherrlicht aus diesen Augen entgegen. Was ich fühlte, nenne ich Andacht, wahre, religiöse Andacht, Anbetung, weil ich sonst kein Wort weiß" [1]). Ja, Steffens war Romantiker!

Steffens' Aufenthalt in Freiberg umfaßte einen Zeitraum von zwei Jahren, vom Sommer 1799 bis zum Sommer 1801; aber einen bedeutenden Teil dieser Zeit brachte er doch auf größeren oder kleineren Ausflügen zu. Nach dem freundlichen Dresden, welches stets auf Reisende so anziehend gewirkt hat, kam er häufig, ja, schlug mehrere Male hier seine Wohnung für ganze Monate auf. In dem Gasthof „Der goldene Engel" herbergte er dann gern, einem Hause, das beständig von Reisenden stark besucht war. Wirt und Wirtin vergaßen nachher nicht wieder der Zeit, in welcher Steffens dort gewohnt hatte; denn er verstand, Leben unter die Gäste zu bringen, welche sonst meistens schweigend und einander fremd bei Tische saßen. Besonders gingen dann die Abende vergnüglich hin; während die Gäste gemeiniglich jeder um zehn Uhr aufzubrechen pflegten, blieb die Gesellschaft oft bis Mitternacht in lebhafter Unterhaltung unter Besprechung der Ereignisse des Tages beisammen. Und damals gab es genug, was die Gemüter in Bewegung setzen konnte, besonders die Nachrichten von Bonaparte, welcher von Ägypten zurückgekommen war, und auf welchen ganz Europa hinblickte. Aber Steffens war dabei die bewegende Kraft, welche mit ihrer unerschöpflichen, sprudelnden Lebhaftigkeit die anderen mit sich fortriß; und das Gerücht davon zog immer mehr Gäste dahin.

Im Sommer 1800 machte Steffens mehrere Gebirgsreisen, teils nach dem benachbarten Erzgebirge, teils weiter hinaus

1) Brief vom 26. Juli 1799 (Plitt a. a. O. I).

nach Tirol und den westlichen Karpathen. Wenn aus keinem anderen Grunde, war er zu diesen Reisen schon aus Rücksicht auf die dänische Regierung und ihre Wünsche genötigt worden. Während dieses ganzen Sommers war er kaum 14 Tage nach einander ruhig in Freiberg, wie er an Schelling schreibt.

Unter diesem rastlosen Treiben folgte Steffens mit gespannter Aufmerksamkeit der weiteren Entwickelung der Romantik. Der Kampf mit der alten Schule und Generation war in vollem Gange. Nicht bloß Nicolai war's, der mit den bekannten Waffen auftrat; auch ein Liefländer, Merkel, opponierte mit plumpen Angriffen, sowie der Komödiendichter Kotzebue in einem Stücke: „Der hyperboräische Esel", wo Aussprüche von Schlegel und Schleiermacher parodiert und den Personen in den Mund gelegt wurden. Die „Jenaische Litteraturzeitung", welche bisher mit den Romantikern in freundschaftlichem Verhältnis gestanden hatte, an der z. B. W. Schlegel mitgearbeitet hatte, brach nunmehr mit ihnen vollständig und griff sie mit Bitterkeit an. Sogar ihr Privatleben, welches freilich nicht immer vertrug, ans Licht gezogen zu werden, wurde jetzt in einer schmutzigen Schrift: „Die Laterne des Diogenes" bloßgestellt. Der hitzigste und gewandteste unter den Widersachern war Kotzebue. Die Romantiker nahmen den Kampf in verschiedener Weise auf. So antwortete Fr. Schlegel in einem beißenden Gedichte: „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" und in anderen scharfen Kritiken. Im ganzen entwickelten die Romantiker eine große Thätigkeit, und ihr Anhang wuchs immer mehr. Steffens war seit 1799 nicht nur von den „Romantischen Dichtungen" Tiecks, sondern auch von dessen früheren Arbeiten, welche er erst jetzt kennen lernte, sehr eingenommen, wie seinem „Abdallah" und „William Lovell", und unter seinen Märchen besonders von dem „Blonden Ekbert". Der düstere, verhängnisvolle Hintergrund, den Tiecks so oft hat, der aber von dem wechselnden Farbenspiel der üppigsten Phantasie verhüllt wird, übte auf Steffens bezaubernd. Das Grauen, welches mit dem Lieblichen Hand in Hand geht, ergriff ihn dergestalt, daß er zuweilen von schrecklichen Träumen bei Tag und Nacht verfolgt wurde. Die dämonischen Kräfte des Daseins, bei welchen Tieck gern verweilt, kannte Steffens aus eigener Erfahrung, und er

fühlte, daß sie allein durch angestrengte Arbeit zu überwinden seien. Die Saiten aber, die Tieck in ihm berührt hatte, tönten fort durch sein ganzes späteres Leben; und was derselbe für ihn geworden sei, bezeichnete er, indem er ihn „den Ästhetiker seiner Seele“ nannte.

In anderer Weise fühlte sich Steffens zu Schelling hingezogen: es war mehr das Verhältnis des Jüngers zum Meister. Letzterer gab eine „Zeitschrift für spekulative Physik“ heraus; in dieser trat Steffens zum erstenmale in der deutschen Litteratur mit einer Rezension seiner Naturphilosophie auf. Schellings „Transscendentaler Idealismus“ war ihm eine neue Quelle der Bereicherung geworden. Welche Stellung er zu Schelling einnahm, erhellt am besten aus seinen Briefen an denselben. Er schreibt im August 1800: „Nichts hat mich so begeistert, wie Ihre ‚Transscendentale Philosophie‘. Hier ergriff mich eine wunderbare Rührung; Thränen der heiligsten Begeisterung stürzten aus meinen Augen, und ich versank in die unendliche Fülle der göttlichen Erscheinung. Nicht eine Stelle des Buches war mir dunkel. — Und hier lege ich den Kranz zu Ihren Füßen, welchen ein künftiges Zeitalter sicherlich Ihnen reichen wird.“ Und etwas später sendet er ihm folgende Herzensergießung, indem er schildert, welches sein Standpunkt gewesen sei, ehe er Schelling fand: „Ich suchte unverdrossen alles zusammen, lernte Tiere, Pflanzen und Steine kennen, in Bergen und auf Fluren umherstreifend, zu Wasser und zu Lande, und sammelte, vielleicht nicht ganz gewöhnliche Kenntnisse ein. Das schlimme stückweise Theoretisieren steckte mich an; die herrliche Totalität, die seit meiner Kindheit mich durchdrang, starb unter meinen Händen hin, zerfiel in tausend Stücke, und vergebens suchte ich etwas Ganzes aus der zerschlagenen Gottheit kümmerlich zusammenzuleimen. Meine Freudigkeit war dahin; alles, was ich noch mühsam zusammenbrachte, ward mehr eine drückende Bürde, die mich ängstete, als ein erworbener Reichtum, der mich beleben konnte. Hinfort war der innere Friede verloren; eine seltsame Unruhe charakterisierte mein ganzes zerrüttetes Wesen. Ich warf mich ins Leben, um die Natur zu vergessen; daß dies mein Unglück mehren mußte, können Sie leicht erraten. — Ich lernte Sie kennen. Es war, als hätten Sie für mich, ganz für mich geschrieben!

Was Ihre Naturphilosophie begann, das vollendete der transscendentale Idealismus, das Meisterwerk Ihres Geistes. — Ich bin Ihr Jünger, ganz Ihr Jünger! Alles, was ich noch hervorbringen werde, gehört ursprünglich Ihnen" [1]).

Aber Steffens lebte nicht bloß von den Geisteserzeugnissen anderer; hier, in Freiberg, trat er selbst mit einer bedeutenden Arbeit hervor, unter dem Titel: „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde" (1801). Sobald er die Ideen derselben innerlich empfangen, warf er sich mit Begeisterung und Ausdauer auf diese Arbeit, so daß er, seiner brieflichen Versicherung gegen Schelling zufolge, acht Tage lang nicht im Bette gewesen ist. Es entstand ein Werk „so wie es, selbst dem Begabtesten, nur einmal, nur in der Blütezeit des Lebens zu gelingen pflegt" [2]). Von dem Inhalt desselben können wir nur einige Andeutungen geben. Er fängt streng erfahrungsmäßig an. Die Erdstoffe bilden zwei entgegengesetzte Reihen: „Schieferformen und Kalkformen; jene sind aus untergegangenen Pflanzen entstanden, diese aus tierischen Organismen. Demnächst zeigt er, wie die ganze Reihe der Metalle in ihren äußersten Punkten nach zwei entgegengesetzten Polen hinweist, welche er an die Doppelreihe der Erdstoffe knüpft [3]). Dann verläßt er den festen Boden der Erfahrung und macht die Berechtigung, die den Ahnungen zustehe, geltend. In dem nächsten Bande wolle er zeigen, daß Feuer und Brand Repräsentanten der Elektricität, Stick- und Kohlenstoff die des Magnetismus seien, und daß die Elektricität sich als Prinzip für eine Meteorologie ergeben werde, sowie der Magnetismus für die wahre Geologie. Dann geht er dazu über, in sprungweise hin-

---

1) Briefe vom 8. August und 1. September 1800 (Plitt a. a. O. I).

2) Haym, Die romantische Schule, S. 626.

3) „Die naturphilosophische Schule suchte eine große Menge Naturphänomene dadurch zu erklären, daß sie denkbar seien als in einem notwendigen Gegensatze zu einander befindlich, ähnlich wie die bei so vielen Naturkräften beobachteten Polarisationsverhältnisse. Steffens war der erste, ja wohl der einzige, der auf eine geistvolle Weise diese Art der Forschung — welcher wir zahlreiche Erweiterungen unserer Kenntnisse in den Naturwissenschaften verdanken — auf die Geologie anzuwenden versuchte." Hoffmann, Geschichte der Geognosie, S. 176.

geworfenen Andeutungen geltend zu machen, wie die Natur in ihrem ganzen Organisationsprozesse die individuellste Bildung erstrebe. Durch immer größere Individualisierung tritt die Natur dem Reiche der Intelligenz allmählich immer näher. Der Mensch tritt auf den Schauplatz. Alles findet seinen Gipfelpunkt in der in und mit Gott freien Persönlichkeit; diese ist der verborgene Grund aller Naturentwickelung, der Endpunkt alles Daseins. Die Entwickelungsstufenleiter der schaffenden Natur setzt sich nämlich aufwärts noch in der intelligenten Welt. Der Geschlechtstrieb wird zur Liebe, die Ernährung zum Glückseligkeitstriebe, der Instinkt zur Moralität. Voll Begeisterung schließt er mit folgenden Worten: „Wem die Natur es vergönnte, die Harmonie derselben in sich selbst zu finden, der trägt in seinem Inneren eine ganze unendliche Welt; er ist das individuellste Geschöpf und der Priester der Natur.“ Endlich widmete Steffens das Buch an Goethe, als demjenigen, auf den die Schlußworte paßten, und in dessen Dichtungen mit ihren ewigen Harmonieen der Geist derselbe sei, der auch in seinem Buche herrsche, weshalb er es denn in dem delphischen Tempel Goethes, d. h. der höheren Poesie, niederlege!

„Selten hat sich in einer wissenschaftlichen Schrift der ganze Mensch so wie in dieser abgebildet. Mit seiner vollen Persönlichkeit hat Steffens sich in den Gegenstand hineingeworfen. Hier ist mehr als Schelling; tiefer steigt er in das rein Physische hinab, um sich zu poetischen Anschauungen zu erheben.“ So wird die Schrift von einem anerkannten deutschen Gelehrten der Gegenwart beurteilt [1]). Sie gewann selbst die Aufmerksamkeit der strengen Forscher; viele begrüßten sie mit Begeisterung; Schelling betrachtete sie als eine wesentliche Bereicherung seines Systems. Indem Steffens auf eine Übereinstimmung der Natur und Geschichte hinwies, indem die Natur als sich geschichtlich entwickelnd, die Geschichte als begründet in dem Endzweck der Natur aufgefaßt wurde, indem beide in der Einheit des ganzen Daseins zusammengefaßt wurden: so wurde dadurch die Physik näher an die Ethik herangerückt, und die Wissenschaft überhaupt auf die Religion hingewiesen. Steffens selbst äußert sich so: „Als dies nun ausgesprochen war,

---

1) Haym a. a. O., S. 628.

trat die Sonne meines Daseins aus der Götterdämmerung meiner Jugend hervor. Dieses war der Blütepunkt meines Lebens." Erfuhr es auch von mehreren Seiten Kritik und Tadel [1]), so war dieser doch gegen die Berühmtheit, die ihm jetzt zuteil ward, kaum nennenswert. Steffens hatte sich unstreitig in der Zahl der Romantiker einen Namen erworben, und diese ganze jugendliche Richtung bekam durch ihn einen noch stärkeren Anstrich von Jugendlichkeit und Begeisterung. Sie wurde in ihm schon verjüngt" [2]). Viele Jahre später schreibt der berühmte dänische Naturforscher H. C. Oersted über diese Steffensche Schrift: „Sie enthielt viele kühne und scharfsinnige Gedanken, welche große Aufmerksamkeit erregten und bei ihren zahlreichen Lesern nicht ohne Wirkung waren. Doch müssen wir gestehen, daß sie die Wissenschaft nicht mit irgendeiner besonderen, reinen Ausbeute bereichert hat. Er war da nämlich zu stark in die philosophischen Betrachtungen hineingekommen, und verwandte zu wenig die Erfahrungswissenschaft" [3]).

Wir wenden uns nunmehr der übrigen um jene Zeit von Steffens geübten Thätigkeit zu. Daß ein rastloser Geist, wie der seinige, während eines so ausgedehnten Aufenthaltes in Freiberg mancherlei Dinge vorhatte, darf nicht wundernehmen. Er machte Versuche mit einer galvanischen Säule, die er aus Silberthalern zusammenbaute, und machte die Entdeckung, daß Posphor durch dieselbe angezündet werden könnte. Zahlreich strömte man seiner Wohnung zu, um seine Experimente anzusehen. In dem Maße, wie er seine Thaler brauchte, schwand die Säule immer mehr; eine Zeit lang konnte er die Kraft durch Anwendung stärkerer Säfte aufrechthalten; bald aber mußten die Versuche aufhören.

Der oben erwähnte Norweger, Möller, war in Freiberg sein treuer Freund. Sie wohnten beisammen und teilten Freude und Leid. Es war ein ehrlicher, wahrheitsuchender junger Mann, welcher gleich Steffens sich in philosophische Spekulationen vertiefte,

1) Z. B. von dem früher erwähnten Berliner, Nicolai, in „Neue allgemeine deutsche Bibliothek", wo Steffens der „reisende akademische Erdocent" genannt wird.

2) Haym a. a. O., S. 625.

3) H. C. Oersted, Samlede Skrifter 8: Mindetal over Steffens (Gedächtnisrede auf Steffens).

aber zugleich die Naturforschung mit ernstem Fleiße trieb, auch litterarisch in Schellings Zeitschrift auftrat. Er war zur Schwermut geneigt und geriet in religiöse Anfechtungen, welche ihn dahin brachten, daß er zur katholischen Kirche übertrat [1]). Möller war ein ungewöhnlich schöner und kräftiger Mann, zu allerhand Leibesübungen geschickt. Er und Steffens machten im Winter, gegen Ende des Jahres 1800, eine Fußtour nach Jena, welches etwa 20 Meilen von Freiberg entfernt ist. Es fror 16 bis 17 Grad; aber das genierte die munteren, jungen Männer nicht, während Steffens obendrein mit einem einfachen Rocke und Sommerweste bei offener Brust bekleidet war. In Jena gewahrte er, daß vieles sich verändert hatte, daß eine Spaltung in den romantischen Kreis gekommen war. Er lernte jetzt Friedrich Schlegel [2]) näher kennen, diesen Mann, von dem Schleiermacher [3]) sagt: „Er ist ein junger Mann von so ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen, von einem so originellen Geiste, welcher hier, wo es doch viel Geist und Talent giebt, sehr hoch über alles hervorragt." Rahel sagte von ihm: „Das ist ein Kopf, in welchem Operationen vorgehen." — „Er war eine rätselhafte Mischung der entgegengesetztesten Eigenschaften, und schon dadurch anziehend. Wenn er im Kreise der Freunde sich frei hingab, so konnte er eine gewinnende

---

1) Vgl. Köpke, Ludwig Tieck I, 293. Er hatte häufige Dispüte mit Tieck, indem dieser den Katholicismus verteidigte, Möller dagegen ihn heftig angriff. Nachdem letzterer dann in eine Krankheit verfallen war, schlug er plötzlich um und ward Katholik.

2) Er war, 1772 geboren, ursprünglich für den Handelsstand bestimmt, fing aber, 15 bis 16 Jahre alt, zu studieren an, ging 1790 nach Göttingen, um Rechtswissenschaft zu treiben, kam aber hier unter den überwiegenden Einfluß Heynes, ging später nach Leipzig, entsagte seit 1793 dem Jus und warf sich auf Kunst und Geschichte des Altertums, sowie auf die Sprachen. Im Alter von 22 Jahren schrieb er ein Werk über die griechische Poesie, durch welches er sich berühmt machte. 1796 ließen beide Brüder sich in Jena nieder; das Jahr darauf siedelte Fr. Schlegel nach Berlin über. Er ward jetzt Mitherausgeber des Athenäums, gab 1798 seine „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer" heraus. Im Jahre 1799 war er, wie vorhin gemeldet, mit seiner „Freundin", Frau Veit, wieder nach Jena gezogen.

3) Brief an Charlotte Schleiermacher (Oktober 1797) aus Berlin.

Eigentümlichkeit entwickeln, indem er mit meiner Offenherzigkeit von seinen Schwächen kein Hehl machte" [1]). Zu diesen Schwächen gehörte namentlich ein gewisser flotter Leichtsinn, welcher sich in seinem Privatleben und in seiner Schriftstellerei (z. B. „Lucinde") reichlich offenbarte, sowie in einer Eigenliebe, welche im Laufe der Zeit von der Frau, welche ihn liebte und ihre Ehre um seinetwillen geopfert hatte, schmerzlich empfunden wurde. Sein Äußeres war im ganzen einnehmend; er war kräftig gebaut, schlank, seine Gesichtszüge regelmäßig und schön, die Farbe bleich, sein Haar war dunkel, und er trug es ohne Puder. Steffens fand, daß etwas Phlegmatisches in seinem Wesen liege; er sprach so langsam, daß der feurige Steffens leicht dabei in Verzweiflung geriet. Tieck zeichnete eines Tages eine Karikatur, welche Fr. Schlegel sitzend, in tiefe Gedanken versunken, darstellte, die Finger über die Nase hinaus in die Luft gestreckt, während Steffens Hände und Füße eifrig rührt, die Nase in die Lüfte streckend. Irgendeine tiefere Sympathie verband die beiden nicht. Schlegel kümmerte sich gar nicht um das Naturreich, sondern lebte nur in der Geschichte; gleichwohl wirkte seine interessante Persönlichkeit so sehr auf Steffens, daß dieser gern und viel mit ihm verkehrte. Sein Witz war sprühend, konnte aber beißend sein. Goethe nannte ihn eine Brennnessel [2]).

Schelling hielt sich damals in Weimar auf, wo Steffens ihn traf, aber auch Goethe wieder besuchte. A. W. Schlegel war wegen des Verhältnisses, in das seine Gattin zu Schelling getreten war, nach Braunschweig gereist. Dorothea Veit lag mit Frau Karoline in heftigem Streit. Tieck hatte Jena verlassen. So waren die Verhältnisse nichts weniger als angenehm; aber nach außen hin hielten die Romantiker dennoch zusammen.

Novalis kam ab und zu von Weißenfels nach Jena; und so traf Steffens ihn während seines dortigen Aufenthaltes. Früher hatte er diesen edlen jungen Dichter nicht gesehen [3]), wurde aber

1) Köpke, Ludwig Tieck I, 195 f.

2) Im Jahre 1802 reiste Fr. Schlegel nach Paris, wo er sich besonders in orientalische Studien vertiefte.

3) Fr. Hardenberg war 1773 geboren, am selben Tage mit Steffens. Der Vater war Salinendirektor in Weißenfels gewesen. Die Familie war herrnhutisch. Im Jahre 1790 ward er Student in Jena, machte 1794 sein

sofort von seiner Persönlichkeit gefesselt, wie er's schon lange zuvor durch seine Gedichte war. Er war eine hohe, schlanke Gestalt, auffallend ärmlich gekleidet; die durchsichtige Gesichtsfarbe und die wunderbar tiefen und klaren Augen deuteten auf eine hektische Anlage. Milde und Güte sprach aus seinem Antlitz. In Gesellschaft verhielt er sich meistens schweigend; nur, wenn er verwandte Seelen traf, pflegte er sich in längerer Rede auszusprechen. Frühe hatte ein tiefer Kummer ihn getroffen. Er war mit einem jungen Mädchen, Sophie v. Kühn, verlobt gewesen, welche im Grunde noch Kind war, nämlich 13 Jahre alt, übrigens in ihrem ganzen Wesen kindlich frisch und natürlich, mit gewinnender Laune. Sie verfiel aber in eine langwierige Krankheit und starb im März 1797. Sie blieb Novalis' Ideal, nach ihrem Tode Gegenstand eines förmlichen Kultus. Durch diese schmerzliche Erfahrung wurde er zu seltsamen, schwärmerischen Vorstellungen hingerissen; auch er wollte sterben, aber nur durch die Macht der Sehnsucht. Lange lebte er ein Leben der Phantasie in der jenseitigen Welt, und nährte solche Bilder geflissentlich; er hatte nachts Gesichte, wie sie auf Gewölke zu ihm herabschwebte. Er schrieb über sie: „Das Blumenblatt ist in die andere Welt hinübergeschwebt. Der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand; und wie aus einem Traume erwacht, lächelt er dem letzten Rufe des Wächters entgegen und wartet auf die Morgenröte, welche ihn zu frischem Leben in der wirklichen Welt ermuntert." Seine „Hymnen an die Nacht" sind ein Ausdruck seines Kummers. Jedoch, die Wunde wurde nach und nach geheilt; er warf sich wieder auf seine praktische Lebensarbeit, ging nach Freiberg und studirte unter Werner. Hier schrieb er: „Die Lehrlinge zu Sais", und verlobte sich mit Charpentiers Tochter. Zur Zeit war er mit seiner großen Dichtung: „Heinrich von Ofterdingen" beschäftigt, welche er nicht vollendet hat, da der Tod ihn hinraffte, nur 28 Jahre alt, in dem Frühjahre darauf, nachdem Steffens ihn kennen gelernt hatte. Er ist unstreitig eine der edelsten Erscheinungen der Romantik; seinen

---

juristisches Examen und bekam sogleich eine Anstellung. 1796 ward er Auditor bei den Salinen zu Weißenfels, ging aber, seiner praktischen Ausbildung wegen, auf eine Zeit lang nach Freiberg.

Schwärmereien lag immer eine tiefe Religiosität zugrunde. Zum Teil das Schönste, was diese Richtung hervorgebracht hat, ist ihm zu danken. Steffens sah ihn in Jena nur einige Male, und nachher kurze Zeit in Freiberg, danach als Kranken in Dresden. Aber er schreibt: „Wenige Menschen haben einen so tiefen Eindruck bei mir fürs ganze Leben zurückgelassen. Was ich von ihm las, von ihm hörte, was ich mit ihm erlebte, das begleitete den Gesang meines Lebens wie eine accompagnierende Musik, oft wie ein wundersames Echo von fernen Bergen.“ Auch religiös wirkten seine Gedichte auf Steffens, welcher sagt: „Novalis war in religiöser Hinsicht für mich wichtiger als irgendein anderer. Der tiefe Ernst des Glaubens, wie er meine Kindheit durchdrang, fing an, sich zu regen.“ —

Den Übergang zu dem neuen Jahrhundert, den Neujahrsabend am 31. Dezember 1800, brachte Steffens in Weimar auf einer Hofmaskerade zu. Nach Mitternacht zogen Goethe, Schiller, Schelling, zugleich mit Steffens, sich von dem Balle zurück, und in einem Seitengemache brachten sie dem neuen Jahrhundert ihren Willkommen in Champagner dar. Goethe war aufgeräumt, Schiller hielt belehrende Vorträge, Schelling war ruhig — und Steffens, glücklich und froh, amüsierte sich über die verschiedenen Wirkungen des Schaumweins auf drei große Geister. Vom Balle hinweg fuhr er in die Nacht hinein, um nach Freiberg zurückzukehren. Aber Goethe fiel gleich nachher in eine schwere Krankheit, welche seinem Leben beinahe ein plötzliches Ende gemacht hätte [1]).

Im Frühjahr 1801 begleitete Steffens seinen Freund Möller, welcher jetzt nach Paris wollte, durch Böhmen und Franken nach Frankfurt, und weiter bis Mainz. Hier wurden sie inne, daß sie sich dem Schauplatze der großen Weltbegebenheiten näherten. In dem Frieden von Lüneville im Februar d. J. hatten die siegreichen Franzosen sich unter anderem das linke Rheinufer von dem deutschen Kaiser abtreten lassen, und in Mainz wimmelte es von französischen Kriegern. Während des Aufenthaltes der

1) Es war die Rose, mit einem krampfartigen Husten verbunden. Vom 15. Januar an nahm die Krankheit eine günstige Wendung. Lewes, Goethes Leben, S. 391.

beiden Freunde wurde vor den Thoren der Festung eine Musterung über ein Armeecorps von ungefähr 20,000 Mann gehalten; und obgleich Steffens sonst durchaus nicht ein Freund militärischer Schauspiele war, wurde er dennoch von dem Anblicke dieses siegreichen Heeres lebhaft ergriffen. Und als danach diese Tausende die Marseillaise anstimmten und der begeisterte Gesang derselben weit umher wiederhallte, da überwältigte ihn eine bange Ahnung für dieses Deutschland, welches er so herzlich liebgewonnen hatte.

Hier trennte er sich von Möller; denn nach Frankreich hinein, was früher seine Absicht gewesen war, konnte Steffens ihn nicht begleiten, da seine Geldmittel nicht so weit gereicht haben würden. Zwar haben die Freunde sich später noch wieder gesehen; aber seit Möllers Übertritt zum Katholicismus waren sie innerlich geschieden. Steffens fuhr jetzt nach Frankfurt zurück. Auf der letzten Station vor dieser Stadt bemerkte er, daß seine Kasse erschöpft war; aber mit jugendlichem Humor nahm er die Sache von der lustigen Seite; und da der fröhliche Sinn etwas Ansteckendes hat, bewog er den Postillon, für ihn eine Auslage zu machen, bis sie den Gasthof in Frankfurt erreichten. Hier gelang es ihm, durch ein gewisses vornehmes, überlegenes Wesen auf den Wirt zu wirken, so daß dieser dem Postillon die Auslage nebst Trinkgeld erstattete. Er hatte insgeheim sein Vergnügen daran, wie viel bei einiger Dreistigkeit möglich sei. Danach erhob er auf eine Anweisung, die er bei sich führte, dort eine Summe Geldes.

Darauf ging die Reise weiter nach Bamberg, wohin er von zwei bekannten Ärzten, Anhängern der Naturphilosophie, eingeladen war. Das Hotel, der „Bamberger Hof", war bei seiner Ankunft mit Reisenden ganz besetzt, und nur mit Widerstreben räumte man ihm endlich eine kleine Dachkammer ein. Während er noch mit dem Kellner hierüber verhandelte, kam ein Diener und fragte, ob Dr. Steffens noch nicht angekommen sei. Auf einmal wurde ein anderer Ton angestimmt, denn alles wußte, daß er erwartet werde; er bekam, was er sich wünschen mochte. Der große Saal des Hotels war schon zu einem Festmahle gemietet, das tags danach zu seinen Ehren gehalten wurde. Eine Menge junger Ärzte aus der dortigen medizinischen Anstalt [1]), zugleich mit mehreren der ange-

1) Schelling hatte sich hier während des nächst vorhergehenden Jahres

sehensten Familien der Stadt teil. So ward Steffens zum erstenmal Gegenstand einer öffentlichen Huldigung.

Als er in später Nacht sich auf sein einsames Zimmer zurückzog, war das ganze ihm wie ein Traum; und kaum wußte er, ob er sich freuen sollte oder nicht. Da kam ihm in den Sinn, wie glücklich sein armer Vater gewesen wäre, hätte er Zeuge sein können der Ehren seines Sohnes; aber diese sollte er nicht erleben. Und seine Gedanken gingen zurück in die kleine, dürftige Stube in Rendsburg, in jener schweren Zeit; ja er glaubte des Vaters tröstende Worte wieder zu hören. Und Steffens endete diesen Tag unter Thränen.

Er brachte in Bamberg noch mehrere vergnügte Tage zu. Hier erfuhr er erst, welchen Eindruck sein neulich herausgegebenes Buch über die „innere Naturgeschichte der Erde“ unter den Ärzten hervorgebracht hatte; aber bedenklich machte es ihn doch, zu sehen, welche übereilte Anwendung sie von seiner ziemlich kühnen und noch nicht erprobten Anschauung zu machen geneigt waren. Er besaß Urteil genug, um das Mißliche der Sache einzusehen, wenn man die ärztliche Praxis auf solche Theorieen bauen wollte.

Von zwei jüngeren Ärzten begleitet, reiste Steffens jetzt nach Freiberg zurück. Auch dieses war eine fröhliche Tour, meistens zu Fuße. Auf den Wunsch seiner Reisegefährten hielt er ihnen unterwegs naturphilosophische Vorlesungen, und unterrichtete sie zugleich über die geognostische Beschaffenheit der Landschaften, die sie durchreisten. Mehrere Tage verbrachten sie in dem Benediktinerkloster Banz, wo sie neben geistiger Not auch die leibliche repräsentiert fanden, jene nämlich von einem gelehrten Pater, welcher sich mit der neueren Philosophie befaßte und von allerlei Zweifeln geplagt wurde, diese von einem fetten, speiselüsternen Mönche, welcher mit einem Seufzer den Reisenden seinen dicken Wanst zeigte, der, unter der dicht anliegenden Kutte verborgen, in beunruhigender Weise an Umfang zunahm. Über Bayreuth, Plauen, Chemnitz erreichten sie endlich Freiberg.

---

aufgehalten und Medizin studiert. Die sogenannte Brownsche Kurmethode, welche zu jener Zeit unter den jungen Ärzten viele Anhänger zählte, stand in naher Beziehung zur Naturphilosophie.

Wir haben wiederholt Gelegenheit gehabt, bei Henrik Steffens eine glückliche Vereinigung von Jugend und Weisheit zu beobachten; jetzt sollen wir aber auch sehen, wie Jugend und Thorheit bei ihm zusammen gingen. Auf einer kleinen Reise, die er bald nachher zu geognostischen Zwecken unternahm, hielt er sich eine Zeit lang in Karlsbad auf. Hier kam er in die Gesellschaft von Hazardspielern und bekam auch selber Lust, sein Glück am Pharaotisch zu versuchen.' Er begann mit den niedrigsten Einsätzen, gewann, setzte mehr zu, gewann aufs neue. So vermochte er's denn nicht über sich, dem Genusse zu entsagen. An jedem Abend fand er sich ein; eine Woche verging nach der andern, und das Glück begünstigte ihn dermaßen, daß er sich bald im Besitze einer ziemlich bedeutenden Geldsumme sah. Die Gesellschaft, in der er lebte, war, wie man sich denken kann, nicht vom besten Schlage. Abenteurer, verdorbenes, ausschweifendes Volk, Leute, die vom Menschen nicht viel in sich hatten. Eines Abends — nachdem drei Wochen in dieser Weise hingegangen und Steffens ein Spielball seiner Leidenschaft gewesen war — packte ihn plötzlich eine innere Unruhe. Da stürmten alle besseren Gefühle auf ihn ein; der Gedanke, wie unverantwortlich er seine Zeit mißbrauchte, wie er das in ihn gesetzte Vertrauen betrog, die Erinnerung an seine ehrenhafte Vergangenheit, seine edlen Freunde, sein Vaterland — nein! es war ihm unmöglich, länger dort zu bleiben. Mitten in der Nacht bestellte er die Post und floh den gefährlichen Ort.

Aber er hatte einen Blick in sein Inneres gethan und die Dämone der Spielwut kennen gelernt, so daß er später mit Abscheu auf sie hinblicken konnte.

Einige Zeit nachher geriet er in eine andere Versuchung. In dem Städtchen Köstritz machte er die Bekanntschaft einer reisenden Schauspielergesellschaft, welche in demselben Gasthofe mit ihm wohnte. Da ergriff ihn plötzlich die Lust, Komödie zu spielen, und die Schauspieler ermunterten ihn. Er ließ sich eine Rolle zuteilen. Ohne Zweifel war diese Lust durch die Lektüre des Goetheschen „Wilhelm Meister" angeregt worden, für welchen Steffens in hohem Grade schwärmte, wurde außerdem aber auch dadurch verstärkt, daß eine Schauspielerin ihn sehr anzog. Sie wollten nach Altenburg reisen, wo Steffens unter einem falschen

Namen auftreten sollte. Glücklicherweise gingen die Augen ihm noch rechtzeitig darüber auf, wie unpassend das Ganze für ihn war, wie er sich selbst herabsetzte. Er sandte die Rolle zurück und verließ die Gesellschaft.

Ungefähr um diese Zeit war es, wo Steffens seinen Wohnsitz in Freiberg aufgab und nach dem reizenden Tharand, nahe bei Dresden, übersiedelte. Letzteres zog ihn vor allen den Städten, wo er verweilt hatte, an; und hier trat er nunmehr in ein näheres Verhältnis zu Ludwig Tieck, welcher gerade in diesem Frühjahr (1801) mit seiner Familie hierher gezogen war. Dieser junge Mann war mit Steffens ungefähr gleichen Alters. Es war eine sowohl leiblich als geistig reich begabte Persönlichkeit [1]). Er war schön gebaut und schlank; seine Gesichtszüge, welche später auffallend an Napoleon erinnerten, waren edel und ausdrucksvoll, die Augen klar und lebhaft. In allen seinen Bewegungen war Anmut. Seine Stimme war klangvoll und in ungewöhnlichem Grade biegsam. Sein ganzes Auftreten hatte etwas Imponierendes und übte eine siegreiche Macht selbst über seine Widersacher. Seine geistige Begabung war ebenfalls eine seltene und vielseitige. Aber von Kindesbeinen an hatte er in Räuber- und Gespenstergeschichten gelebt, und früh für Shakespeare geschwärmt. Hierdurch hatte die Phantasie bei ihm die Übermacht bekommen und ihn zu einer Überspanntheit gebracht, die sein Nervensystem tief erschütterte. In früher Jugend geriet er durch krankhafte Hallucinationen mehr als einmal an den Rand des Wahnwitzes; doch siegte jedesmal seine kräftige Natur. Seine schriftstellerische Thätigkeit hatte schon, als er noch ein Schulknabe war, ihren Anfang genommen und ging beinahe ununterbrochen fort, allerdings in sehr bunter Abwechselung. Bei einem ungemein elastischen Geiste

---

1) Ludwig Tieck, Sohn eines Reifschlägers in Berlin, geboren den 31. Mai 1773, bezog 1792 die Universität Halle, ging aber schon in demselben Jahre nach Göttingen, wo er, ebenso wie die Schlegels, sich besonders auf das Altertum und die Kunst legte, daneben aber auch das Englische und Spanische trieb. Im Jahre 1794 kehrte er nach Berlin zurück, wo er nunmehr eine schriftstellerische Thätigkeit in ungewöhnlichem Umfang entfaltete. Vgl. Rich. Petersen, En Romantikers Liv (Das Leben eines Romantikers), in: „Nordisk Maanedsskrift" 1881, 1. bis 3. Heft.

ließ er sich von jedem bedeutenden Bildungsstoffe, wie solcher im Lauf der Jahre auftauchte, befruchten. Zuerst war es das Schauerliche, das Entsetzenerregende, und für dergleichen behielt er stets eine entschiedene Neigung; dann war es Goethe und überhaupt die Kunst; später die Naturphilosophie, danach Lyrisches, Dramatisches, Novellistisches mit gewissen Tendenzen u. s. w. Lange Zeit wurden seine schriftstellerischen Leistungen wenig beachtet. Fr. Schlegel hatte in ihm „den hoffnungslosen Jüngling der deutschen Litteratur", dagegen Wilh. Schlegel sofort den wahren Dichter in ihm erkannt. Am bekanntesten sind seine Erzählungen: „Abdallah" und „Lovell", letztere von der Nachtseite des Lebens handelnd; seine Märchen, z. B. „Der blonde Ekbert" und „Die Elfen"; hierzu kam sein Künstlerroman: „Sternbalds Wanderungen", wo er seiner Begeisterung für die fromme, mittelalterliche Kunst Ausdruck gab. In satirischen Arbeiten, wie „Der gestiefelte Kater" und „Zerbino", hatte er mit sprudelndem Witze die glatte Aufklärung und Pedanterie gegeißelt. Ein großes Gedicht, nach einem mittelalterlichen Volksbuche, „Oktavianus", hatte ihn während der letzten Zeit beschäftigt. Um die Zeit, als Steffens jetzt in lebhaften Verkehr mit Tieck kam, war dieser von Schwermut in ungewöhnlichem Maße beherrscht. Oft empfand er Lust, sich weltflüchtig in einem Kloster zu begraben; das Paradies seiner Jugend schien ihm für immer dahin. Er vertiefte sich gern in Böhmes [1]) Schriften, besonders seine „Morgenröte", oft auch in die Kirchenväter. In Tieck war ein katholischer Zug, obgleich er niemals übergetreten ist [2]).

Steffens, welcher also in Tharand wohnte, wanderte täglich durch die freundliche Landschaft nach Dresden, und bald war er ein täglicher Gast in Tiecks Hause. Öfter trafen sie einander bei Hofsekretär Ernst, welcher mit einer Schwester der Schlegel ver=

---

1) Für den theosophischen Schuhmacher Jak. Böhme (gest. 1624), dessen Hauptwerk „Aurora" vom Jahre 1612 ist, schwärmten im ganzen die Romantiker. Novalis weihte in einem Gedichte L. Tieck zum „Verkünder der Morgenröte".

2) Dagegen ist seine Gattin, Amalie, geb. Alberti, Schwester der Gattin Reichardts, sowie auch ihre Tochter Dorothea, Katholikin geworden.

heiratet war. Mit gemeinschaftlichem Interesse studierten sie die Schriften der Mystiker. Aus ihren Gesprächen entstand Tiecks Märchen „Der Runenberg“ (in den „Phantasus“ aufgenommen). Durch die phantastischen Eindrücke, die Steffens von den norwegischen Alpen bekommen hatte, wurde Tieck veranlaßt, einen Menschen in dieser Dichtung darzustellen, der auf dämonische Art aus seinem ruhigen Stillleben sich fortgezogen fühlt, voll Verlangens, die Geheimnisse der Berge kennen zu lernen, und deren große Schätze entdeckt zu haben wähnt. Es ist die geheime Macht der Natur über den Menschen, welche der Dichter hier darzustellen versucht hat.

Tieck besaß ein außerordentliches Talent für die Schauspielkunst. In seiner Jugend hatte er besonders in Reichardts Hause, wo viel gespielt wurde, Gelegenheit gehabt, es auszubilden, und sein vorteilhaftes Äußere, seine schöne, umfangreiche Stimme, kamen ihm dabei aufs beste zustatten. Des Vaters Eingenommenheit gegen den Schauspielerstand hielt ihn von demselben zurück; wohl aber fanden seine glänzenden Fähigkeiten ihre Verwertung beim Vorlesen von Dramen, vorzugsweise denen seiner Lieblinge: Shakespeare, Calderon und Holberg. Ihm alsdann zuzuhören, war ein großer Genuß, und im Laufe der Zeit gewannen diese Vorlesungen eine wohlverdiente Berühmtheit, so daß nicht nur Deutsche, sondern auch Ausländer das Lesepult L. Tiecks als „die erste Bühne in Deutschland“ schätzen lernten. Steffens hatte eines Tages das Vergnügen, Zeuge zu sein, wie er ein stehenden Fußes gedichtetes Lustspiel, in welchem der Liebhaber ein Orang-Utang war, vortrug, zum Ergötzen aller Anwesenden.

Dieses Zusammenleben mit Tieck und Fr. Schlegel, welche sich in demselben Sommer in Dresden aufhielten, verbreitete über Steffens' Leben in diesem Zeitpunkte einen besonderen Glanz. Er war durchdrungen von jugendlichem Lebensmut; jeden Tag begrüßte er mit neuer Freude; sein Geist entwickelte sich in neuen Richtungen. Durch die genannten Freunde ward er mit den älteren Dichtern Spaniens und Englands bekannt; auch die deutsche Poesie des Mittelalters trat ihm näher. Ebenso die Kunst. Nachdem sein Sinn für dieselbe durch seinen ersten Besuch der Dresdener Galerie plötzlich erwacht war, wurde er jetzt entwickelt. Hierzu war in

Dresden reiche Gelegenheit. Er hatte Umgang mit vielen Künstlern; und überhaupt war durch die Wirksamkeit der Romantiker ein lebendiger Kunstsinn erwacht. Namentlich für die Malerei. Die Bildhauerkunst ist nicht romantisch geartet; vielmehr ist sie mit ihren bestimmten, abgegrenzten Formen der Ausdruck für die antike Weltanschauung, während die Malerei etwas, was nicht vorhanden ist, wohl aber geahnt wird, darstellen, eine im Hintergrunde dämmernde Idee andeuten kann, und hierdurch romantisch wird. Denn Jean Paul dürfte recht haben, wenn er inbetreff der Kunst das Romantische als dasjenige bezeichnet, wobei die Grenzen des Raumes aufhören (z. B. beim Untergang der Sonne, noch mehr beim Mondschein), oder doch unbestimmt werden und in einander zerfließen, während wir in dem Dämmerscheine etwas Unendliches ahnen, und unser Blick wie in eine höhere Welt hineindringen will. Auch die Musik, eigentlich die am meisten romantische Kunst, begann damals, Steffens stärker zu fesseln.

Es zeigte sich deutlich, welchen mächtigen Einfluß die noch so neue romantische Schule besonders auf die jüngere Welt ausübte, wie sie schon eine Macht in der Zeit geworden war. Und wer konnte sich hierüber mehr freuen als Steffens, welcher in ihr lebte und webte? Aber er war durchaus nicht blind für die Übertreibungen, welche diese Richtung schon damals mit sich führte, namentlich die Schwärmerei für das Mittelalter, seine Kunst, sein Christentum, die unklare Vermengung beider, wodurch weiterhin so viele in den Katholicismus hineingezogen wurden. Jede neue, kräftige Richtung hat immer ihre Karikatur im Gefolge; und ihm, welcher als Däne mitten in der deutschen Bewegung lebte, mußten manche Exzentricitäten entgegentreten, die ihm weniger zusagten. Es mußte ihm der schwärmerischen Madonna-Anbeter, der Dichter von Sonetten in altspanischer Manier, der begeisterten Grüße an den Mond, etwas zu viel werden.

Doch fühlte Steffens auch in sich selbst einen poetischen Schaffenstrieb; es schwebte ihm etwas vor, was aber nicht heraustreten, keine Gestalt gewinnen konnte. Sollte es näher bezeichnet werden, so würde es etwa „ein Epos des Alls“ geheißen haben; und das wäre denn freilich ein unmögliches Ding. Indessen setzte auch ein bestimmtes Thema ihn in dichterische Bewegung: das war

eine Erzählung aus Dänemark von einem Pfarrer in abgelegener Gegend, der, nachts von Männern mit verlarvten Gesichtern zur Kirche gerufen, um ein Paar zu trauen, unter Drohungen hierzu genötigt wird; sogleich aber nach Vollziehung des Aktes wird die Braut in der Kirche ermordet, und die vermummten Fremden ziehen ihres Weges, ohne daß irgendjemand wußte, wer die Leute waren, oder weshalb es geschehen [1]). Diese Sage hatte Steffens an Goethe erzählt, welcher von ihr tief ergriffen wurde; Schelling hatte sie in einem Gedichte behandelt. Steffens aber beabsichtigte, den Stoff zu einem Drama zu verarbeiten. Dieser, gerade durch das Dunkle, Rätselhafte sehr romantische Stoff beschäftigte ihn lebhaft, doch ohne daß er jemals Herr desselben ward. Jedoch begleitete der Gedanke ihn viele Jahre hindurch; und in weit späterem Lebensalter tauchte eine der Personen, und zwar diejenige, an die er am meisten gedacht hatte, wieder in seiner Seele auf und wurde in anderer Form in dem Romane „Malkolm" vorgeführt.

Der Sommer 1801 verfloß ihm so wechselvoll und belebt wie möglich. Während seiner vielen größeren und kleineren Reisen in Deutschland hatte er eine unglaubliche Menge Bekanntschaften gemacht; und da nun Dresden einmal ein äußerst beliebter Aufenthalt war, so verging beinahe kein Tag, ohne daß er den einen oder andern Bekannten traf. Derselbe Sommer brachte ihm die beste Gabe in einem jungen Mädchen, dessen Herz er gewann. Hanna Reichardt, eine Tochter des Komponisten, eine sehr einnehmende Erscheinung, damals nur 16 Jahre alt, hielt sich zu Besuch bei ihrer Tante, Frau Tieck, auf [2]). Hier sahen die beiden jungen Leute einander täglich; und obgleich keine Erklärung über Steffens Lippen kam, so konnte er dennoch, ihrer Zuneigung völlig versichert, Dresden im Herbste des Jahres verlassen. Er war entschlossen, sobald sich die passende Gelegenheit böte, bei den Eltern um ihre Hand anzuhalten.

---

1) Thieles Folkesagn I, 194. — Das oben Erzählte soll sich in Nörvig in der Odsharde auf Seeland zugetragen haben; und was die vornehmen Ausländer betrifft, so sollen sie aus Rußland gekommen sein.

2) Gewöhnlich lebte sie bei ihrer Großmutter m. S., der Witwe des Pastor Alberti in Hamburg.

Dieser Sommer — Steffens selbst nennt ihn den reichsten Teil seines Lebens — war nun vorüber. Der Winter nahte; die vielen Fremden verließen Dresden, den Zugvögeln gleich, die Bildergalerie wurde geschlossen, und Steffens wählte Tharand zu seinem Winteraufenthalte. Er bedurfte Ruhe; die zahlreichen und vielartigen Eindrücke mußten geordnet werden. Das Ende des ihm vergönnten Aufenthaltes in der Fremde rückte heran; und kehrte er in die Heimat zurück, so mußte ihm daran gelegen sein, zu beweisen, daß er nicht ohne eine gute Ausbeute gereift war. Daher bereitete er sich im Laufe des Winters darauf vor, philosophische Vorlesungen zu halten, wenn er nach Kopenhagen kommen werde. Jener Ort war für ein wissenschaftliches Leben gut gewählt. Tharand, von Bergen dicht umschlossen, während des Sommers durch Fremdenbesuch voll Lebens und Verkehrs, war im Winter einsam. Es ward ein strenger Winter; der Schnee lag hoch; nachts hörte man das Geheul der Wölfe. Steffens hatte sich fast von allem Umgange zurückgezogen; er saß in Studien und Forschungen versunken, oder erging sich einsam in der schönen Umgebung. Da hoher Schnee um seine Wohnung (im Badehotel) lag, wandelte ihn die Lust an, ein Unternehmen aus seinen Helsingörer Knabenjahren wieder zu versuchen und Schneebäder zu nehmen. Die Sache ließ sich leicht ausführen. Ein Zimmer wurde für ihn geheizt, welches durch eine Hinterthür nach einer unbemerkten, hinter einer Felsenwand gelegenen Stelle führte, und hier konnte er nun in den tiefen Schnee hinaus springen und sich darin wälzen. Diese Bäder wirkten wunderbar stärkend. Zwar besaß er im ganzen eine gute Gesundheit, aber er litt zuweilen doch an Magenschmerzen und Halsentzündung; gegen diese Übel wirkten die Schneebäder vortrefflich.

Da wir Steffens als Ökonomen einigermaßen kennen, so werden wir uns nicht wundern, daß die Mittel ihm im Anfange des Winters schon ausgegangen waren. Er war in ziemlich große Schulden geraten. Da blieb nichts übrig, als sich an den so wohlgesinnten Grafen Schimmelmann zu wenden, wobei es ihm zustatten kam, daß gerade damals eine vorteilhafte Stellung an einer Bergakademie (mining-college), welche in Dublin errichtet werden sollte, ihm angetragen war, zu welcher er indes keine Lust

verspürte. Diesen in offizieller Form abgefaßten Antrag konnte er nun zugleich mit seinem Gesuche einsenden. So wurde dieses denn gewährt, indem der dänische Gesandte in Dresden angewiesen wurde, Steffens' Schulden zu liquidieren, so daß er ohne Sorgen den Winter verleben konnte.

Die Zeit verlief rasch. Auch in historische Studien vertiefte er sich, besonders in die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, wofür das Interesse bei ihm durch Schillers „Wallenstein" angeregt war. Aber zugleich durchlebte er im Geiste wieder die inhaltreichen Jahre seines Aufenthaltes in Deutschland; er freute sich in stiller Erinnerung aller der hohen und edlen Geister, die er kennen gelernt hatte, und fühlte, wie innig er mit diesem Lande verbunden war, welchem er so viel verdankte.

Im April 1802 verließ Steffens Tharand, und nachdem er sich von Tieck und anderen Dresdener Freunden verabschiedet hatte, reiste er über Leipzig, wo er mit seinem berühmten und von ihm hoch geachteten Landsmanne H. C. Oersted zusammentraf, nach Jena. Hier fand er alles noch mehr verändert, als das vorige Mal. Wie durch einen Sturmwind war alles, was Steffens das Teuerste gewesen, aus einander gerissen. W. Schlegel war nach Berlin gegangen; Fr. Schlegel, nebst Dorothea Veit, weilte ebendaselbst; Novalis war gestorben; nur Schelling und Karoline waren noch in Jena, von welchen die letztgenannte aber leidend war. Seinen Gries fand er jedoch noch unverändert. Hier nahm Steffens auch Abschied von Goethe. Jetzt wurde die Reise fortgesetzt nach Giebichenstein bei Halle, wo die Zukunft seiner Liebe entschieden werden sollte. Nach einigen Tagen ängstlicher Spannung — denn Reichardt war eben abwesend — fand endlich das frohe und beglückende Ereignis statt. Es wurde verabredet, daß nach Verlauf eines Jahres Steffens kommen sollte, um seine Braut als Ehefrau nach Kopenhagen zu führen [1]). Darauf ging die Reise nach Hamburg, wo der Gegensatz zwischen seinem früheren traurigen Aufenthalte daselbst und der strahlenden Gegen-

1) An Tieck schrieb er: „Ich bin über alle Maßen glücklich. Nach ein paar Tagen reise ich fort, um Tag und Nacht gen Kopenhagen zu reisen." (Halle, 3. Juni 1802, in: „Briefe an Tieck", herausg. von Holtei, IV.)

wart ihm recht fühlbar ward. Infolge der neuen Verbindung wurde er in mehrere der angesehensten Familien, z. B. das bekannte Sievekingsche Haus [1]), eingeführt. Nach einigen Tagen, die er in Hamburg zubrachte, ging er nach Lübeck, und von hier mit einem Paketbote nach Kopenhagen.

So war denn seine Auslandsreise, welche sich über vier Jahre ausgedehnt hatte, zu Ende. Wenigen mag eine solche so reichen Gewinn, wie ihm, eingebracht haben. Zwar war sein anfänglicher Wunsch, mehrere Länder, namentlich das südliche Europa, zu besuchen, nicht erfüllt worden. Aber erreicht hatte er, was ungleich wichtiger war: mitten in das reiche, sprudelnde Leben hineinzukommen, welchem er sich innerlich verwandt fühlte. Kommt es für jeden Menschen darauf an, auf seinen rechten Platz zu kommen, so konnte nun Steffens in dem Bewußtsein, den seinigen gefunden zu haben, frohen Mutes in die Heimat zurückkehren. Er fühlte sich innerlich im Besitz eines Reichtums, und es drängte ihn, mit freigebiger Hand aus der Fülle desselben anderen mitzuteilen. Auch fehlte ihm durchaus nicht das Bewußtsein, mit seltenen Fähigkeiten zu diesem Zwecke ausgerüstet zu sein. Allerdings war er von einem gewissen stolzen Selbstgefühl durchdrungen, jedoch war dieses glücklicherweise kein hohles: echtes Gold lag ihm zugrunde. Oehlenschläger hatte recht, als er später von ihm also sang:

„Gen Süden führte ihn sein Stern,
Auf Wegen, wunderlich verschlungen.
Dort horchte er des Denkers Worten gern;
Der Sänger Lied, ihm ist's ins Herz gedrungen.

Für Wahrheit, Schönheit, rein und klar,
Ist dort des Jünglings Herz entglommen.
So sollte er, wie ein Ansgar,
Gen Norden wieder heimwärts kommen“ [2]).

---

1) Die verwitwete Frau Sieveking war Tochter des bekannten Professors am hamburgischen Gymnasium, Reimarus, Verfasser der „Wolfenbütteler Fragmente“ (von Lessing herausgegeben), welche den Ursprung des Christentums auf bloßen Betrug zurückführten. Frau Sieveking hatte sich der Hanna Reichardt ganz besonders angenommen.

2) Im Original lauten Oehlenschlägers Verse also:

„Mod Süd ham Skjäbnen förte,
Hvor eventyrlig war hans Gang.

Ja, er kam nunmehr in den Norden, um eine neue Botschaft zu verkünden, um ein neues Panier aufzuschlagen, das der Romantik. Und mit derselben Kunde zogen zu gleicher Zeit andere ihrer Wortführer hierhin und dorthin aus. Wilhelm Schlegel weilte schon als solcher in Berlin; Fr. Schlegel ging nach Paris, Schelling ein Jahr nachher nach Würzburg; überall aber war die Tendenz die nämliche: die Romantik zu predigen. Diese trat jetzt in eine neue Periode. Bisher war sie kaum anders als in der Litteratur aufgetreten; fortan sollte sie überall besonders durch das lebendige, mündliche Wort ihre Wirkung üben. Diese Wirksamkeit aber hatte unter allen Vorkämpfern der genannten Richtung keiner dermaßen in seiner Macht, wie Henrik Steffens.

H. C. Oersted, welcher sogleich nach Steffens Deutschland bereiste und viele der Orte, wo dieser geweilt hatte, besuchte, äußert sich also über ihn: „Die rühmliche Anerkennung, die Steffens sich in Deutschland erworben hatte, war eine ganz ungewöhnliche. Es waren durchaus nicht bloß seine Schriften, denen er solchen Erfolg verdankte, sondern weit mehr der persönliche Einfluß, den er ausübte. Die, welche ihn reden gehört, besonders aus der jüngeren Welt, waren von Begeisterung für ihn hingerissen. Seine Gedankenfunken flogen von Mund zu Mund. Wo er nach einer Universitätsstadt kam, war es ein Fest, und man brachte ihm zuweilen die ausgezeichnetsten Ehrenbezeugungen dar" [1]). Steffens selbst aber schreibt mehrere Jahre später, beim Rückblick auf jene Zeit, in einem Briefe an Tieck [2]): „Es war eine wunderbar ahnungsvolle Zeit, in welcher ich deine erste Bekanntschaft machte. — Von großen Hoffnungen und besonderen Wünschen getrieben, befand ich mich mitten unter vielen bedeutenden Männern, welche mich gern aufnahmen, und mit einem großen, kindlichen, recht eigentlich rücksichtslosen Mutwillen ließ ich alle meine Gedanken und An-

---

Der Tänkeren han hörte,
Ham glädte Skjaldesang.
Hans unge Hjerte brändte
For Sandhed, Skjönhed, ren og klar;
Til Norden hjem hen vendte,
Henrydt som en Ansgar."

1) Oersted, Samlede Skrifter VIII.

2) Holtei, Briefe an Tieck IV (vom 11. September 1814).

sichten, sowohl entlehnte als eigene, ein leichtes Spiel treiben. Ich denke oft mit inniger Freude daran; und diese Zeit, welche für mich so reich an Liebe, Freundschaft, geistiger Anregung mannigfacher Art war, kommt mir immer vor wie die Blütezeit meines Lebens. Aber so gewiß die Zeit, in welcher Goethe, Fichte und Schelling, du, die Schlegel, Novalis und ich vereint träumten, reich an Keimen war, so lag in dem Ganzen doch etwas Anmaßendes. Ein geistiger Babelturm sollte aufgeführt werden, welchen alle Geister von ferne erkennen würden. — Doch, es war keine blasierte Zeit, die sich selbst anspornen mußte, nicht die krampfhaften Zuckungen eines Sterbenden — es war ein sprudelndes, übermütiges Leben!"

Weil aber diese Zeit für Steffens so bedeutungsvoll war, daß er hauptsächlich durch sie das Gepräge fürs ganze Leben erhielt, weil sie für ihn so reich an Keimen war, die nachher in weiteren Kreisen Früchte ansetzen sollten, darum haben wir ausführlicher bei ihr verweilt.

X.

In Kopenhagen.

1802—1804.

So stand Henrik Steffens denn wieder vor den Wällen Kopenhagens. Alles grüßte ihn so bekannt, so unverändert, als sei er nur einige Wochen und nicht vier inhaltsreiche Jahre fortgewesen. Und wie war er selbst während dieser Zeit verändert! Was beschäftigte ihn alles! Welche Gebiete, welche Fernen hatten sich seinem Blicke geöffnet! Wie gärte es in seinem Innern! Und nun war er gekommen, um auch seinen Landsleuten die Augen zu öffnen und auch sie aus der Enge in die Weite zu führen! Hier war ja alles noch beim alten; hier bewegte man sich in kleinlichen Interessen, beurteilte die Dinge aus spießbürgerlichen Gesichtspunkten. Ja, eine Luft schlug ihm entgegen, wie wenn einer von dem großen Schauplatze der Welt in ein abgelegenes Städtchen kommt.

Doch sollte dieses nicht der einzige Eindruck sein, den er empfing. Etwas anderes trat ihm zugleich entgegen, etwas Großes, vor welchem er, der stolze junge Mann, sich beugen mußte. Dies war eine Erinnerung. Nur wenig über ein Jahr war vergangen, seit der Donner der Kanonen das neue Jahrhundert für Dänemark und Norwegen eingeweiht hatte. Während er friedlich in Freiberg weilte, hatte die „Schlacht auf der Rhede" (den 2. April 1801) seine Landsleute aus dem Schlummer geweckt, in welchen ein 80jähriger Friede sie eingelullt hatte. Während er mit Elektricität im kleinen experimentierte, war durch sein Vaterland ein elektrischer Strom anderer Art hindurchgegangen. Jung und alt

fühlten sich angeweht vom Geiste ihrer Väter und zu Großthaten aufgefordert. So deuchte es ihm dennoch, daß, was er erlebt, im Grunde nur klein und unbedeutend war, im Vergleiche mit dem, was seine Landsleute erfahren hatten. War doch die Weltgeschichte selbst in großartiger Gestalt, mit mächtigen Erschütterungen, in ihre Mitte getreten.

Aber wie sollte sich nunmehr alles für Steffens gestalten? Welche Art Thätigkeit bot sich ihm zunächst dar? — Er wandte sich zunächst an seinen Gönner, den Grafen Schimmelmann, welcher ihn mit derselben Güte, wie früher, empfing. Er mußte von seinen Erfahrungen erzählen, insbesondere von dem Neuen, was in Philosophie und Poesie aufgekommen war, und der Graf interessierte sich lebhaft dafür. Da er große Hoffnungen auf Steffens setzte, so ging er willig auf dessen Vorschlag ein, Vorlesungen zu halten über Philosophie und zugleich über Geognosie — letztere namentlich berechnet für künftige Beamte in Norwegen, nicht allein um diesen für ihr einsames Leben Stoff zu angenehmer Nebenbeschäftigung zu geben, sondern um sie auch anzuregen und instand zu setzen, dereinst die Erforschung jenes Landes in geognostischer Hinsicht weiterzuführen. Außerdem sollte Steffens zu demselben Zwecke jeden Sommer Norwegen bereisen. Der Graf sicherte ihm eine jährliche Unterstützung mit 600 Rdl. aus dem wissenschaftlichen Fonds zu; und wenn er auf Reisen ausgesandt werde, sollte er ebenso viel bekommen, außerdem Vergütung der Reisekosten. So schien alles sich aufs beste zu ordnen.

Dagegen gestaltete sich Steffens' Verhältnis zu einem andern, viel vermögenden Großen, dem Patrone der Universität, dem Herzog Friedrich Christian von Augustenburg (Schwager des Kronprinzen) weniger günstig. Als er kam, demselben seine Aufwartung zu machen, fand er eine kühle Aufnahme. Der Herzog, übrigens nicht abgeneigt, geistige Interessen zu fördern, war entschieden gegen die Richtung, welche die neue Poesie und Wissenschaft in Deutschland genommen hatte, und machte daraus auch kein Hehl. „Sie sind von Nicolai heftig angegriffen", äußerte er im Lauf des Gespräches. Steffens antwortete, er habe nicht die Ehre, irgendeinen Philosophen oder Naturforscher dieses Namens zu kennen. „Ich meine den Buchhändler", erwiderte der Herzog

in ärgerlichem Tone. Und Steffens kannte in der That dessen Angriff nicht, denn er las keine seiner Schreibereien [1]). Der Herzog fühlte sich gestoßen und entließ ihn. Augenscheinlich durfte von dieser Seite Steffens nichts Gutes erwarten.

Mehrere der alten Freunde aus den Studientagen lebten noch in Kopenhagen, und Steffens suchte sie auf. Vor anderen J. P. Mynster, welcher im Jahre vorher zum Geistlichen zu Spjellerup (Seeland) ordiniert war, aber dieses Amt noch nicht angetreten hatte. Während einer Reihe von Jahren (seit 1794) war er Lehrer des jungen A. W. Moltke-Bregentved gewesen, was er blieb bis zum November 1802, als er seine Pfarre antrat. In den Sommermonaten kamen Steffens und er häufig zusammen; und abschon Mynster das Anerbieten seines Freundes, ihn in die neuere Philosophie einzuführen, nicht annahm, weil seine wissenschaftliche Gründlichkeit ihm zweifelhaft war, so übte dennoch Steffens eine Einwirkung auf ihn. Dieser schreibt selbst darüber: „Auch in meine Seele streute er manches Samenkorn, welches Zeit bedurfte zu keimen, aber doch nicht vergebens gestreut war; durch ihn ward ich mit Tieck, Novalis und der ganzen neueren deutschen Schule bekannt; und wiewohl diese mich nicht durchweg befriedigte, so erhielt ich doch hierdurch einen Impuls in der Richtung, in welcher ich nachher Genüge für mein tiefstes Verlangen fand" [2]). Ihre Freundschaft blieb stets ungetrübt, obgleich Mynster an Steffens Vertrauen zu sich selbst und seinen neuen Lehren oft Anstoß nahm [3]).

Dagegen blieb das Verhältnis zu dem älteren O. H. Mynster (dem nachherigen Professor der Medizin) nicht dasselbe, was es gewesen war. Dieser war auf die romantische Richtung beinahe aufgebracht, wodurch beide einander entfremdet wurden.

---

1) Nicolai hatte unlängst Steffens in der „Neuen Allg. Bibliothek" aufs neue angegriffen, sowohl seine Person, als „einen jungen, unbedeutenden Menschen", als auch seine Philosophie, und beschuldigte ihn, die regierungsseitige Unterstützung mißbraucht zu haben, indem er, anstatt sich zum Mineralogen auszubilden, Anhänger einer phantastischen Philosophie geworden sei, mit welcher er nunmehr die dänische Jugend füttern wolle.

2) Mynster, Meddelelser, S. 135 f.

3) Ebd., S. 138.

Der Freund, der sogleich sich aufs wärmste an Steffens anschloß, war Karl Heger. Dieser brachte oft halbe Tage bei ihm zu, und an ihm hatte Steffens den dankbarsten Zuhörer, den innigsten Genossen seiner Freude und seines Glückes. Diesem Freunde von fast weiblicher Hingebung konnte er sein ganzes Herz ausschütten. „Karl Heger war" — sagt Steffens — „mit meiner einsamen Stube beinahe verwachsen." Die Sommerwohnung des letzteren war für einen Romantiker recht geeignet, nämlich in einem still gelegenen Landhause, welches einem reichen Kaufmanne gehörte. Durch einen dunklen Gang und eine kleine Stube trat man in den großen Saal, den Steffens bewohnte. Die mit dunklem Getäfel bekleideten Wände waren in Felder mit vergoldeten Kanten geteilt, und in diesen Feldern waren biblische Bilder. Die Mobilien waren altmodisch, Tische, Stühle, Schrank und Pult von schwarzem, glänzendem Ebenholz; von den hohen Fenstern hingen gelbe Gardinen in reichen Falten herab. Der Saal lag nach einem stillen Garten hinaus, welcher, rings von Mauern umgeben, zahlreiche Bäume zeigte; doch war er versäumt: in den Gängen wuchs üppig das Gras. Rings umher herrschte eine wunderbare Stille; das Wagenrasseln ließ sich nur undeutlich aus der Ferne vernehmen. Wenn die Sonne durch das dichte Laub der Bäume schien und ihre Strahlen in die dunkle Stube warf, wenn nah und fern sich nichts regte, so ward es ihm manchmal, als besuchten ihn die Geister, unter denen er gelebt hatte, und er saß alsdann in tiefem Sinnen wie lauschend da.

Aber eine neue Bekanntschaft machte Steffens nicht lange danach, eine Bekanntschaft, die von größter Bedeutung für ihn ward, nämlich mit dem kaum 23jährigen Adam Oehlenschläger, welcher damals kaum die ersten Versuche als Dichter gemacht hatte. Dieser erzählt selbst [1]), daß, als er eines Tages in einer Gastwirtschaft auf „Königs Neumarkt" saß und speiste, jemand ihm auf die Schulter klopfte. O. H. Mynster stand hinter ihm, neben ihm ein schlanker, junger Mann mit schönen Gesichtszügen, in welchen sich Geist und Leben aussprach. „Darf ich dich", sagte Mynster zu dem Fremden, „mit einem jungen Manne bekannt

1) Oehlenschläger, Erindringer I, 186 f.

machen, der schon mehrere Gedichte publiziert hat." „Ich habe schon einige gelesen", sagte der Fremde verbindlich. „Du redest mit Dr. Steffens", sagte dann Mynster, worauf sie nach einigen gewechselten Worten sich trennten.

Aber einige Abende nachher trafen sie in Drejers Klub, in der Lederstraße, wieder zusammen. Dies war damals der angesehenste Klub für höher gebildete Leute, wo nur wenig Karte gespielt, dafür aber viel gelesen, geredet, gesungen, daneben auch Punsch getrunken wurde [1]). An jenem Abende ging es nicht zu wie gewöhnlich: ein neuer Gast war erschienen, Henrik Steffens, welcher das Wort führte und eben so zuversichtlich als beredt seine neuen Anschauungen vortrug, und die alten, herrschenden so wenig schonte, daß den anderen die Haare zu Berge stiegen; denn dergleichen hatten sie noch nie gehört. Der einzige, der zu widersprechen wagte, war Oehlenschläger; als aber die übrigen nachher ihn deshalb rühmten, sagte er: sie irrten sich, wenn sie meinten, er werde ein Widersacher dieses Mannes werden; nein, er fühle, daß sie bald die besten Freunde sein würden!

Es währte nicht lange, bis Oehlenschläger an einem Vormittage um 11 Uhr Steffens in seiner Wohnung aufsuchte. Der junge Philosoph saß da, mit Jak. Böhmes „Aurora" vor sich. Sie kamen sogleich ins Gespräch, und Oehlenschläger erzählt, daß dieses Gespräch bis 3 Uhr nachts gewährt habe. Sie gingen nach Königs Neumarkt und speisten mit einander, wanderten nach Frederiksberg, gingen rings um das „Süderfeld" und darauf wieder zu Steffens. Ohne daß ihr langes Gespräch aufgeschrieben ist, läßt sich erraten, worum es sich gedreht haben wird. Oehlenschläger war ein bedeutendes, unmittelbares Naturgenie; aber noch schlummerten in ihm die Kräfte, und er war durchaus noch nicht zur Klarheit

1) Bei der Thür, zwischen dem ersten und zweiten großen Fenster, stand eine große Punschbowle, eine tiefe Kumme, ungefähr eine Elle im Durchmesser. — Hier trafen sich häufig Rahbek und Pram (Stifter der skandivischen Litteraturgesellschaft), Abrahamson und Assessor Horn, beide Mynster, beide Oersteds u. a. m. In einem andern Zimmer wurde zuweilen das sogenannte Gnavspiel spät abends gespielt. — Siehe P. Hjort, Kritiske Bidrag, Litterarhist. Afdel. 2. X. Auch viele Seeoffiziere fanden sich in Drejers Klub ein. Siehe Rahbeks Erinnerungen III, 30.

über sich selbst gekommen. Hier war gerade das fruchtbarste Feld für einen Mann wie Steffens, welcher Jugendfeuer mit reifer Entwickelung, sowohl auf dem Gebiete der Poesie als des Gedankens, verband, und welcher das, was in der gewöhnlichen Denkweise Hemmendes lag, so gut kannte. Er mußte also seinem wißbegierigen Zuhörer das Verkehrte der alltäglichen Rede, wonach es besonders auf das Nützliche ankommt, zeigen, wie dieses vielmehr das Untergeordnete sei; daß aber unsere Aufgabe hienieden sei, das Wahre und das Schöne sowohl zu genießen als in Übung zu bringen, und daß wir hierzu durch Poesie, Kunst und Religion geführt werden. Er hat von der wunderbaren Macht des Genius zu ihm geredet, die Steine zu heben, an welchen andere Sterbliche sich überheben. Und so hat er allmählich die ganze romantische Lebensanschauung vor ihm ausgebreitet. Wie mußte er, mit seinem idealen Schwunge und seinen sehnsuchtsvollen Ahnungen, eine Natur wie die Oehlenschlägers ergreifen [1])! Steffens sagt: sein Einfluß auf diesen habe darin bestanden, daß er ihn sich selbst zurückgegeben, daß er ihn gelehrt, seinen eigenen inneren Reichtum zu erkennen, so daß die Bande, welche ihn bisher gefesselt, gesprengt worden.

Als sie endlich in später Nacht zur Ruhe gegangen waren, da sprang Oehlenschläger träumend, unter lautem Geräusch, aus dem Bette. Am nächsten Vormittage ging er heim und schrieb „Die Goldhörner" nieder, ein allegorisches Gedicht von den zwei un=

1) Mit Recht hat man eine Hindeutung auf ihr Gespräch in folgender Stelle des Oehlenschlägerschen „Aladdin" gefunden, wo dieser zu Noureddin sagt (Akt I, nach freier Übersetzung):

„Ach, Vetter! Ihr erzählt die schönsten Märchen,
Die ich noch je, so lang ich leb', erfahren;
Ich mag euch gar zu gern so sprechen hören. —
Ihr habt mich rund herum durch alle Teile
Der Welt geführt. Was ihr vom Handel
Erzähltet, hört' ich an; jedoch gesteh' ich:
Das von den Kräften der Natur und ihren
Verborg'nen Wunderschätzen, und dem Walten
Von Menschen, denen das Geschick zuwarf,
Was andre lebenslang vergeblich suchten,
Was Ihr von solchen Wunderdingen sagtet,
Das freute mich vor allem doch am meisten."

längst aus der königlichen Kunstkammer verschwundenen, goldenen Hörnern. Die Götter hatten sie den Menschen zum Lohne geschenkt für ihre Liebe zu den vergangenen Tagen, nahmen sie aber wieder zurück in einer schlaffen, geistes- und liebesarmen Zeit, welche die edle Gabe nicht zu würdigen wußte. „Ei, mein Bester!" rief Steffens aus, als dieses Gedicht ihm vorgelesen war, „Sie sind wahrhaftig ein Dichter!" worauf Oehlenschläger antwortete: „Das möchte auch ich fast denken." Aber auf Steffens' Vorstellung zog der junge Sänger jetzt eine moderne sentimentale Erzählung, „Erik und Roller", von welcher ein Teil schon gedruckt war, zurück und kassierte einen Band Gedichte, welcher schon druckfertig dalag: denn diese Dinge stimmten nicht mehr zu dem jetzt eingenommenen Standpunkte. Aber schon zu Weihnachten 1802 gab er dafür einen neuen Band heraus, in welchem das vortreffliche „St. Johannisabend-Spiel" sich befand; und erst durch diese Gedichte bekam sein Name einen Klang [1]).

Seit dieser Morgenröte ihrer Freundschaft waren beide unzertrennlich. „Keinen Menschen habe ich mehr geliebt als Steffens", sagt Oehlenschläger, „und er verdient es: denn er war in hohem Grade liebenswürdig, verständig, phantasiereich und gefühlvoll. Er äußerte keine Ansicht, in welcher ich in späteren Jahren nicht etwas Wahres und Schönes gefunden habe. — Seinem freundlichen Gemüte und leicht erregbarem Herzen waren Härte und Kälte ganz unmöglich" [2]).

Bei Oehlenschläger machte Steffens die Bekanntschaft der Schwester desselben, Sophie, welche kürzlich mit Anders Sandö Oersted, damals Assessor, verheiratet war, und er wiederholte seine Besuche fleißig. Er fühlte sich nämlich von ihrem Witze, ihrem geistreichen Wesen, welches so frisch und ungesucht sich äußerte, sehr angezogen; auch sie war, gleich ihrem Bruder, ein poetisch begabtes Naturkind [3]). Ihr Gatte hatte auch ein offenes Ohr für die Ansichten des jungen

1) Oehlenschlägers Erinnerungen I, 186—194. In dem oben genannten Gedichte stellt sich die Romantik in der schönsten Gestalt dar.

2) Ebd. I, 106 u. 191.

3) Steffens mußte unwillkürlich eine Vergleichung anstellen zwischen ihr und Karoline Schlegel. Diese war ganz anders gebildet, scharfsinnig und selbständig; die Dänin war mehr natürlich und weiblich.

Philosophen. Öfter traf er in diesem Hause Baggesen, welcher für Sophie Oersted schwärmte. In ein näheres Verhältnis trat indes Steffens zu ihm nicht.

Daß dieser bald nach seiner Ankunft in Kopenhagen Rahbek aufgesucht hatte, versteht sich bei dem früheren Verhältnis der beiden zu einander von selbst. Dieser war nun vier Jahre mit seiner Kamma verheiratet, welche die Schwester Karl Hegers und der Verlobten Oehlenschlägers, Christiane, war. Ihre auf einem Hügel gelegene Wohnung wurde schon damals von vielen, besonders des jüngeren Geschlechts, besucht, da Mann und Frau, jeder in seiner Weise, ihre Anziehungskraft übten, sie jedoch die stärkste. Kamma Rahbek war damals 27 Jahre alt, klein und lebhaft; ohne eigentlich hübsch zu sein, hatte sie doch etwas sehr Einnehmendes; gute Laune und Freundlichkeit leuchteten ihr aus den Augen. Sie war nach vielen Seiten hin begabt. Eine ausgezeichnete Gärtnerin war sie, wie eine Flora oder Pomona, stets mit den schönsten Blumen umgeben; sie zeichnete artig und verfertigte geschmackvolle Papparbeiten, mit denen sie ihre Freunde zu erfreuen pflegte. Sie hatte ein seltenes Sprachtalent und beschäftigte sich häufig, allein um der fremden Sprachen willen, mit mannigfacher Lektüre. Überhaupt vereinigte sie vielerlei Interessen. Dagegen vermißten sowohl Steffens als Oehlenschläger bei ihr eigentliche Phantasie und Gemütstiefe; eine gewisse Trockenheit war auf merkwürdige Weise bei ihr mit Herzlichkeit verbunden. Für den Humor hatte sie ein seltenes Verständnis, und dieser spielte bekanntlich in dem Umgangskreise jenes bekannten Hauses eine große Rolle. Eine eigene, nur den Eingeweihten verständliche Sprache bildete sich hier aus; und die Freunde des Hauses mußten sich alle mehr oder minder in die scherzhaften und witzigen Einfälle finden, die Frau Kamma über den einen und andern äußerte, was ihnen nicht schwer fiel, da dieselben niemals boshaft waren. Sie legte ihnen Spitznamen bei; und Steffens fand sich anfangs gar nicht leicht in den seinen, nämlich „der tolle Kaiser Friedrich", nach dem Namen eines verrückten Mannes, welcher auf den Straßen Kopenhagens laut sprechend unter wunderlichen Faxen sich umhertrieb und sich einbildete, eine fürstliche Person zu sein [1]).

1) Mynsters Meddelelser, S. 161.

Obgleich Rahbek zu der älteren Schule gehörte, und Kamma, was ästhetisches Urteil betrifft, zu ihrem Manne emporsah, herrschte dennoch bei Steffens' und Oehlenschlägers Abwesenheit in den gastlichen Räumen die vergnügteste Stimmung. Frau Kamma konnte sie beide zwischendurch necken, oder den Redestrom, in dem Steffens sich ergoß, mit irgendeinem witzigen Einwurf unterbrechen; aber alles endete mit Scherz und Lachen.

Von seinen eigenen Verwandten fand Steffens in Kopenhagen seinen Bruder Jakob und Peter vor, den ersteren als Kapitän und Lehrer an der Kadetten-Akademie und verheiratet, den letzteren als Lieutenant. Er hatte Freude an dem Umgange mit beiden, besonders dem jüngeren, welcher völlig mit ihm harmonierte.

In der norwegischen Gesellschaft, welche wohl meistens in vergangener Herrlichkeit, der Tage des Dichters Wessel, lebte, wo aber noch immer viele, besonders jüngere, vorwärts strebende Norweger zusammen kamen, fand Steffens sich während dieses Aufenthaltes ziemlich oft ein. Er stiftete hier Bekanntschaft mit mehreren, die nachher in der Entwickelungsgeschichte Norwegens und seiner Freiheit eine hervorragende Rolle gespielt haben, namentlich Sverdrup und Christie. (Zu dem bekannten Grafen Hermann Wedel-Jarlsberg war Steffens im Schimmelmannschen Hause in näheres Verhältnis getreten.) In dem dürftigen Versammlungszimmer jener Gesellschaft, wo alles schlicht und kameradschaftlich zuging, fühlte Steffens sich besonders wohl; der freie, ungezwungene Verkehr sagte ihm zu. Doch konnte diese Ungezwungenheit auch zu weit gehen, z. B. als er am Neujahrsabend eintrat, und man ihm entgegenstürzte, mit Gewalt ihn auf einen Stuhl und mit diesem auf den Tisch setzte, unter dem Zurufe: „Nun halte uns eine Rede!“ Das verdroß ihn; er sprang herunter und eilte im Unmute fort. Am nächsten Morgen kamen ein paar Mitglieder zu ihm, und eine Aussöhnung fand unter der Bedingung statt, daß er am Abend in der Gesellschaft erscheinen sollte. Hier erhob man nun die scherzhafte Anklage, die Begeisterung, in der die Gesellschaft das Jahr beginnen wollte, gestört zu haben; zur Strafe solle er sie nun das ganze Jahr mit Begeisterung versorgen. Er verwies sie dafür an seine Vorlesungen, die damals im Gange waren, und fügte hinzu: der Gegensatz, den die Gesellschaft ihrer

Zeit zu dem damals herrschenden Geiste eingenommen habe, sei nicht größer gewesen, als derjenige, in welchem er jetzt dem Zeitgeiste gegenüber in seinen Vorlesungen aufzutreten wage.

So fehlte es unserem Steffens nicht an heiterer Abwechselung. Indessen erfuhr er von Anfang an auch Äußerungen eines gewissen Unwillens; jedenfalls war er Gegenstand vieler Aufmerksamkeit. Man nannte ihn gewöhnlich den deutschen Doktor, und zwar in höhnischem Tone. Man wußte, er wolle etwas Neues bringen; und daß dieses Neue von Deutschland herkam, machte die Sache natürlich nicht besser. Ein Oheim, vormals Lieutenant, ein etwas einfältiger Mensch, sagte zu Peter Steffens: „Ich höre, daß dein Bruder hierzulande eine neue Philosophie einführen will; aber wir haben ja den alten, braven Riisbrigh und bedürfen keines anderen. Sage deinem Bruder, daß ich solchen Hochmut nicht dulden werde. Die Familie muß sich ja seiner schämen.“ Peter antwortete: „Lieber Onkel, wenn Henrik erfährt, daß du mit seiner Philosophie unzufrieden bist, so wird er sie natürlich aufgeben!“

Es ging das Gerücht, Steffens habe gesagt, daß er nicht mehr dänisch denken könne, so daß die Leute sogar auf der Straße mit Fingern auf ihn hinwiesen und sagten: „Da geht der Mensch, der bloß ein paar Jahre in Deutschland gewesen ist, der aber nicht mehr in seiner Muttersprache denken kann.“ Er hatte jedoch nur eines Tages in Drejers Klub sich über die Schwierigkeit ausgesprochen, die deutsche philosophische Sprache auf dänisch wiederzugeben, z. B. ein Ausdruck wie „das Denken“, habe im Dänischen kein ganz entsprechendes Wort. Freilich gab er öfter selbst Veranlassung zum Unwillen der Leute durch ein übermütiges Auftreten, das auf Eitelkeit beruhte [1]). Ein reicher Mann wünschte von ihm Privatunterricht in der Philosophie. Steffens bemerkte nun: „er habe beschlossen, daß der Preis, welchen er dafür nehme,

1) Sein Freund Sibbern, der Philosoph, schreibt später (1812) über ihn: „Er ist unstreitig ungemein eitel; aber welche vorzügliche Natur muß es sein, die eine so ungeheure Eitelkeit tragen kann, ohne dadurch ausgehöhlt zu werden! Übrigens steckt sie nicht so tief; sie ist ebenso leicht, wie sie groß ist.“ Breve til og fra F. C. Sibbern 1866.

in umgekehrtem Verhältnis stehen müsse zu dem Gewinn, den der Zuhörer daraus ziehe. Je mehr dieser lerne, desto weniger solle er bezahlen; aber von einem, der gar nichts lerne, müsse er eine außerordentliche Summe verlangen. Hierauf wolle er den Mann doch aufmerksam machen, ehe er sich auf die Sache einlasse." Kein Wunder, daß dieser sich höchlich beleidigt fühlte.

Bei Schimmelmann kam eines Tages die Rede auf Erziehung, und Steffens ließ in scherzendem Ton die Äußerung fallen: ein berühmter Arzt habe gesagt, daß es in der menschlichen Gesellschaft zwei Extreme gebe, die einen seien zu klug, die anderen zu dumm; man müsse daher zusehen, daß man die Genies herabstimme und die Dummen hebe: so würde ein Mittelding zustande kommen, welches das glücklichste sei. Ein angesehener Mann, dazu einflußreich für Steffens Zukunft, war zugegen, und setzte letzteren sichtlich dadurch in Erstaunen, daß er einen solchen Mittelweg sehr vernünftig fand, und zugleich mit überlegener Miene dem jungen Manne seinen Spott zum Vorwurf machte. Da fuhr dieser in seiner Unbesonnenheit heraus: „Nun, für wen solches Experiment ganz ersprießlich wäre, ist ja am Tage!" — Plötzlich verstummte die Gesellschaft, und Steffens erkannte seine Übereilung. Dergleichen beißende Witzworte verdarben natürlich seine Stellung und machten, daß er sich mit vielen, namentlich in den höheren Kreisen, überwarf. Der wohlmeinende Schimmelmann riet ihm ernstlich ein vorsichtigeres Benehmen an.

So war denn die Aufmerksamkeit in hohem Grade dem „deutschen Doktor" zugewendet, noch ehe er öffentlich auftrat. Seine Freunde blickten zu ihm empor, und sein Ansehen stieg, nachdem er von Goethe die briefliche Aufforderung erhalten hatte, bei der neuen „Jenaer Litteraturzeitung" sich zu beteiligen, welche damals geplant wurde, als Hauptorgan der poetisch-philosophischen Entwickelung. Ein deutlicher Beweis, welchen Wert die hervorragendsten Kreise Deutschlands auf Steffens legten. Die Zeitung trat auch ins Leben; die eifrigsten der Romantiker waren unter den Mitarbeitern, und sie bestand vier Jahre. Jedoch war Steffens durch anderes zu sehr in Anspruch genommen, um Beiträge an sie zu liefern.

Am 11. November 1802 eröffnete Steffens seine Vorlesungen.

Er hielt sie im Ehlerschen Kollegium in der Kannike= oder Chor=herrenstraße, in welcher jetzt auch seine Wohnung war, und sie waren öffentlich. Je näher der Tag kam, an welchem er öffentlich auftreten sollte, wurde sein Gemüt immer ernster gestimmt. Er kannte die Opposition, welche ihm die Stirne bot, wußte, daß seiner Freunde nur wenige waren, meistens junge Leute ohne Ansehen; seine Zukunft werde sich wahrscheinlich durch diese Vorlesungen entscheiden. Es stand ihm deutlich vor Augen, daß, was er jetzt verkündigen sollte, in schneidendem Gegensatze gegen den herrschenden Gedankengang stehe und nicht umhin könne, Ärgernis zu erregen. Indessen, das mußte einmal sein; er fühlte in sich einen höheren Beruf, und in der letzten Stunde sammelte er sich in einem herzlichen Gebete zu dem „Gotte der Erkenntnis" — „vielleicht das erste wahre Gebet seit meiner Kindheit", sagt er. Innerlich gestärkt und von tiefem Ernst durchdrungen, konnte er jetzt in den Kampf gehen. In dem letzten Augenblicke kamen seine Freunde, Oehlenschläger und Karl Heger, um ihn zu begleiten. Als sie nach dem Kolleg hinüberkamen, fanden sie Hausthür, Treppen, Hörsaal gedrängt voll, sogar die Fenster waren besetzt; nur mit Mühe konnte Steffens zum Katheder gelangen. Als er aber hier stand, war alle Angst wie fortgeblasen; er fühlte, daß er stehe, wo er stehen mußte.

Und worüber redete er denn? — Allerdings hat er die neun ersten Vorlesungen selbst herausgegeben [1]), so daß man sich danach ihren Inhalt vorstellen kann; aber das Beste fehlt uns doch, das warme, lebendige Wort, wie es damals von seinen Lippen strömte. Was wir haben, ist nur ein verblichenes Bild; und betrachtet man dieses, so werden die meisten sich wohl zunächst getäuscht fühlen. Etwas abstoßend wirken schon die vielen fremden Kunstwörter, und wir Kinder einer neueren Zeit verstehen kaum, wie das eine und andere die Zuhörer so ansprechen konnte. Auf der anderen Seite enthält das Buch so manche Partieen, die das deutliche Gepräge der geistvollen Persönlichkeit tragen, von welcher sie stammen. Wir können hier nur auf ein paar Einzelheiten hindeuten, übrigens auf

1) Steffens, Inledning til filosofisk. Forelæsninger (Kopenhagen 1803).

das Buch selbst verweisend, welches in der dänischen Litteratur als einzigartiges geschichtliches Denkmal dasteht.

Er setzt bei seinen Zuhörern noch etwas anderes als nur allgemeine Bildung voraus, nämlich das Bedürfnis, das Wesen der Dinge zu erkennen, und die Fähigkeit, die einzelnen Bestandteile zu einem großen Ganzen zusammenzufassen. Er wünscht ihnen zu einer bedeutungsvolleren Anschauung des Lebens und Daseins zu verhelfen als diejenige ist, zu welcher uns die Erfahrung und das beengte Alltagsleben führt. Er leitet die Gedanken auf Spinoza zurück. Zu jeder Zeit hat die Menge vor allem Außerordentlichen ein Grauen empfunden; daher ist man auch über diesen Denker hergefallen mit der Anklage auf Atheismus sowie man Vanini und Bruno als Atheisten verbrannt und in unseren Tagen einen der religiösesten und aufrichtigsten Männer (Fichte) aus seiner segensreichen Wirksamkeit verdrängt hat.

In schwunghafter Rede preist er das Geistesleben. Man denke sich alle höhere Wissenschaft, alle Poesie und Kunst von der Erde verschwunden, jede Blüte aus dem Menschenleben; man erziehe das Weib zu einem bloßen Küchenkraut, welches ja nicht zu blühen braucht, und den Mann zu einem Futterkraut für das allverschlingende Ungeheuer, die Gegenwart; man fege alles Leben fort, auf daß nichts als der nackte Steinboden des Verstandes übrig bleibe! (Dies waren starke, aber nicht unzutreffende Ausfälle gegen die sogenannte Aufklärung, das Philistertum der Zeit.) — Ihr heiligen, leuchtenden Bilder des Ewigen, ihr bleibet, wenn alles Endliche verweht; ihr weiset auf ein höheres Gebiet, wo alles unerschütterlich feststeht! Dort leuchtet in nie verdunkelnder Klarheit die ewige Sonne der Geister, durch welche wir sind und leben, wiewohl wir uns nicht ernähren können mit ihrem herrlichen Glanze, auch nicht ihre lichten Strahlen zusammenflechten, um uns in sie zu kleiden.

Eines der sichersten Kennzeichen des höheren Sinnes, der in einer Nation hervortreten kann, ist der Abdruck desselben in der Masse (in der Materie). Offenbart ein Volk seine ganze Kraft in dem Kampfe mit der Natur, um seine irdische Existenz zu sichern, so erweist sich sein Eindruck auf die Masse nur als ein höherer tierischer Instinkt, das ist in der Industrie. Wird da=

gegen ein Volk oder ein Zeitalter von einem höheren Verlangen durchdrungen. so zwingt es die Masse, selbst zu zeugen von seinem höheren Dasein. Jene ungeheuren Kolosse des Morgenlandes zeigen uns noch die fast unbegreifliche Willenskraft des frischen jugendlichen Menschengeschlechts. Als die herrliche griechische Nation im Begriffe stand, zu verschwinden, da hob sie den göttlichen Kern ihres höheren Daseins hervor und zwang diesen den Massen auf. Die italienische Malerei zeigt uns heute noch die herrliche poetische Religiosität ihrer Zeit. — Aber man denke sich unser Zeitalter vorübergegangen: welches unvergängliche Denkmal hat dieses sich denn gesetzt?

Steffens geht darauf aus, zu zeigen, wie hinter der anscheinend regellosen Willkür in den Hervorbringungen der Natur ein ordnender und bestimmender Geist sich verbirgt und die Ahnung eines unendlichen Zusammenhanges erweckt. Er versucht, unter den mehr vereinzelten Erscheinungen eine solche Verbindung nachzuweisen, selbst zwischen Gegenständen, die auf den ersten Blick streng geschieden scheinen, wie z. B. zwischen Bergmassen auf der einen und Pflanzen, Tieren auf der andern Seite. Er weist hin auf die großen Funktionen [1]), die sich in der Pflanzen- und Tierwelt äußern, und die man in aufsteigender Linie bis in das Reich der Intelligenz verfolgen kann, wo sie bei den Menschen in veredelter Gestalt auftreten.

Aber die gesamte Thätigkeit der Natur ist ein Ausdruck für den Geist; zwischen beiden findet eine Verwandtschaft, eine Einheit statt, und der Schlüssel für alle Naturtheorie ist dieser, daß man „die absolute Identität aller Differenzen voraussetzt".

Er überschaut die Weltkugel und ihr Leben und giebt eine dichterisch gehaltene, ja phantastische Schilderung derselben, welche wir als eine Probe seines Stils mit seinen eigenen Worten anführen wollen: „Die Sonne glüht im Mittelpunkt der Planeten;

1) Die drei Funktionen sind: 1) Reproduktionskraft, am stärksten bei Pflanzen und niederen Tieren; 2) Irritabilität, Muskelbewegung, besonders bei Insekten, Vögeln; 2) Sensibilität, die von außen her auf das Lebensprinzip gerichtete Einwirkung mittels Gehirns und Nerven, am stärksten bei Säugetieren (Inledn. til filos. Foreläsn., S. 61 ff.).

das Licht umfängt mit ewigem Glanze alles, was da lebt. Der ganze Erdball erscheint als eine Blume, die ihre vielfarbigen Blätter öffnet, tags ihr Leben ausatmet und während der Nacht sich schließt. Die Wärme ist ein ewiger Wechsel von Expansion (Ausdehnung) und Kontraktion (Zusammenziehung), zwischen welchen beiden alles, was da ist, oscilliert (vor- und zurückschwingt). Der Magnetismus hat die ganze Kugel durchdrungen und weist stillschweigend auf eine geheime Regel; die Elektricität öffnet und schließt das momentane Leben des chemischen Wechselspiels. Die Luft, ohne Aufhören veränderlich und bei aller ihrer Veränderlichkeit beständig dieselbe, die wunderbare Seele des Erdballes, atmet, bindet, löset wieder und umschließt alles. Das Wasser, das indifferente, formlose, aus welchem doch alle Form entsprungen zu sein scheint, zirkuliert, indem es beständig zwischen dem Festen wallt und wogt. Unterdessen gärt die schon überwundene, unorganische Masse, das abgelegte Skelett der Erdkugel, mit dem letzten Lebensfunken, noch flammend unter dem Äquator. Ein ewig wechselndes Leben, einförmiger unter den Polen, bunter, glühender unter dem Äquator, wallt mit steigender Energie hervor — und mitten in diesem bunten Gewühle hebt sich allmählich, durch alle Gestalten hindurch, ein mystisches Zentrum empor, tiefer und tiefer in dem innersten Wesen der Gestalten verborgen. Während dasselbe sich immer deutlicher offenbart, sondert sich das Einzelne von dem Ganzen und wird in sich selbst ein Ganzes: die isolierte Organisation wird immer mehr vollendet; die Energie, mit welcher sie gegen die Materie ankämpft, immer stärker, die Abdrücke, welche sie dieser aufzwingt, bedeutungsvoller. Endlich erwacht mit der individuellsten Schöpfung (dem Menschen) der unsichtbarste, heiligste Mittelpunkt, die Vernunft. Durch sie wird die Materie selbst veredelt; Kunst und Poesie vermögen Gestalten zu produzieren, höhere, edlere, unendlichere, bedeutungsvollere, als die der Natur selbst" [1]).

Weit interessanter als diese unklaren, größtenteils in der Luft schwebenden Phantasiegebilde sind die Blicke, die Steffens in die Entwickelung des menschlichen Geschlechtes wirft (ziemlich mit Schelling übereinstimmend). Die Geschichte hebt mit der Mytho-

1) Inledn. til filos. Foreläsn., S. 131 f.

logie an, mit einem Zeitalter der Götter, in welchem die Sprache noch die reinste Poesie ist. Es ist lächerlich, wie man im 18. Jahrhundert es nicht anders wußte, als die Mythologie auf lauter erdichtete Fabeln zurückzuführen, oder aus derselben einige trockene geschichtliche Thatsachen ableiten zu wollen. Nein, jene früheste entlegenste Zeit war ein lebensfrisches, goldenes Zeitalter, im Osten beginnend, und nachher mit der Sonne gegen Westen fortschreitend. Es war eine Zeit glücklicher Kindheit mit ihrer Unmittelbarkeit; was wir uns durch Nachdenken anzueignen suchen, besaß jene Zeit in größerer Fülle durch Anschauung. Leben und Religion war für sie eins und dasselbe.

Zwar ging's nun abwärts. Es entwickelte sich die prosaische Geschichte; aber auf der Zeit der griechischen Großthaten ruhte noch ein Nachglanz, welcher auf ihrem Nationalgefühl beruhte, auf ihrer Thatkraft, ihrem Sinne für das Schöne und ihrer Philosophie.

Mit den Römern ging es nun weiter und immer rascher abwärts. Bei ihnen herrschte der Verstand vor; die Religion, eine staatliche Einrichtung, war niemals von großer Bedeutung für ihr Gemüt; der Sinn für das Ewige verschwand. Mit der Zeit erhoben sich unter den Römern einzelne Männer, in ihrer Person alle Gewalt vereinigend; die Römer beteten sie an als Halbgötter. Diese Gestalten wurden mit der Zeit immer dämonischer, bis sie in den römischen Kaisern, namentlich in Nero, ihren Höhepunkt erreichten. In ihm gipfelt die Geschichte Roms, dem Manne, welcher wider alle und jeden kämpfte, alles niedertreten, alles genießen, als Gott über alles hervorragen wollte. So endet die alte Zeit in Erniedrigung.

Aber gleichwie wir unter dem Boden Roms, „der ewigen Stadt", Überreste finden aus dem Altertume, während oberhalb des Bodens eine neue Welt sich erhoben hat mit Kirchen und Klöstern, ebenso ist es in der Geschichte gegangen. Die neue Zeit ist mit dem Christentume gekommen, welches nunmehr für alle Zukunft der innerste Kern aller Geschichte ist. Jedoch sehen wir innerhalb derselben eine Entwickelung, die einige Ähnlichkeit mit derjenigen des Altertums hat. Der tiefgewurzelte Hang des Menschen, die Religion als eine anschauliche, handgreifliche Erscheinung ins Leben

einzuführen, hat eine neue christliche Mythologie hervorgebracht, nämlich in dem Katholicismus. Die katholischen Mythen haben eine innere Wahrheit: sie sind Poesie. Aus ihnen hat sich später eine katholische Kunst entwickelt, jedoch wesentlich verschieden von der griechischen im Altertum. Die Griechen drangen hindurch zu dem Ideale, dem sie nachstrebten, der Schönheit, welche ihr Ziel war. Auch in der mittelalterlichen Christenheit lebte ein hoher, herrlicher Trieb; da aber das vorschwebende Ziel kein endliches war, so konnte derselbe nie vollkommen befriedigt werden. Es war ein Sehnen, das im ganzen ungestillt blieb. Die Zeit trug einen großartigen Charakter; so jene Kämpfe zur Ehre Gottes und seines Namens, jene Kreuzzüge, jene glühende Andacht — und wie poetisch war sie zugleich! Aber der wahre Katholicismus ging zugrunde; seine Mythen verloren ihre Bedeutung; jedoch vor seinem Verschwinden hat er sich durch unsterbliche Meisterwerke von Malern und Baumeistern verewigt.

Da trat der Protestantismus auf den Plan: die echte Religiosität, gleichfalls mit einer unendlichen Sehnsucht, aber ohne religiöses Bild, ohne Mythologie. Er bemächtigte sich des edelsten und besten Teiles Europas; aber eine Reihe blutiger Kämpfe zwischen diesem Neuen und dem Alten war unvermeidlich.

Und wie steht es jetzt? — Die Signatur der Gegenwart ist eine Irreligiosität und eine nüchterne Prosa, wie die Geschichte sie nie zuvor gesehen hat; indessen hat sie ihr Vorbild in dem alten Römertum. Das französische Volk ist von allen das am meisten prosaische; bei ihm hat der praktische Verstand je mehr und mehr die Oberhand gewonnen. Frankreich hat keine echte Poesie, wogegen die sogenannte Aufklärung von ihr ausgegangen ist. Die Franzosen können witzig sein; aber den höheren Geist kennen sie nicht. Die französische Aufklärung hat seit einiger Zeit unter uns immer mehr Eingang gefunden; durch sie ist das Auge für das Große und Erhabene blöde geworden. Aber in Deutschland regt sich etwas anderes und besseres, ein poetischer Sinn für das Verständnis der Vorzeit, eine neue echte Poesie und eine neue, eben erwachende Philosophie. Diese neue deutsche Schule bestrebt sich, das Geschlecht auf einen höheren Standpunkt emporzuheben, von wo man die entschwundenen Zeiten überschauen und eine neue

Vermählung alles Großen und Herrlichen für alle Zeiten anbahnen kann.

Im Gegensatze zu der Tendenz der Zeit, den geschichtlichen Faden durchzuschneiden und eine ganz neue Entwickelung anzufangen, ohne dabei auf der Vergangenheit aufzubauen, macht Steffens den geschichtlichen Zusammenhang und die geschichtliche Notwendigkeit geltend. Läßt sich doch der geringste Mensch, sofern er zu dieser bestimmten Zeit lebt, sofern er dieses bestimmte Individuum vorstellt, gar nicht abgelöst denken von dem Gange, den die Geschichte überhaupt gegangen ist, ohne den bestimmenden Einfluß derselben. Hat er auch niemals von Geschichte reden hören, so ist er dennoch selbst, und gerade, je beschränkter er selbst ist, desto gewisser ein unbewußtes Produkt der Kultur und der Denkweise, welche zur Zeit die Masse des Volkes und des Standes, in welchen er lebt, charakterisiert; und daß diese wieder ein Produkt der ganzen Menschheitsgeschichte ist, versteht sich von selbst.

Im Gegensatze gegen die flache Verständigkeit der Zeit und den von Frankreich ausgegangenen Geschmack, welcher sein Absehen besonders auf schöne äußere Form hat, wird hier die echte Poesie hervorgehoben. Aller Arbeit des Naturforschers und des Historikers, sagt Steffens, liegt eine dunke Ahnung zugrunde. Diese Ahnung, vorausgesetzt, daß sie sich lebendig, schöpferisch in einem Gemüte offenbart, ist Poesie. Kein Mensch und Zeitalter ist derselben völlig bar. Edle, hohe Gestalten begegnen hier und dort unserem Auge; eine göttliche, goldene Welt, von einer ewigen Sonne belebt, wird uns wie durch einen Zauberstab aufgeschlossen. Hinter jeder der Gestalten scheint sich eine unendliche Bedeutung zu verbergen und strahlt uns geheimnisvoll entgegen. Die tieferen Seiten des Menschenlebens sind es, welche die wahre Poesie ans Licht zieht.

Gegenüber der Tendenz der Zeit, die Unterschiede abzuschleifen (zu nivellieren) und alles einem und demselben Gesetze unterzuordnen, bringt Steffens das Recht des Genies zur Geltung, sich selbst zu bestimmen, ohne an ein anderes Gesetz gebunden zu sein als sein eigenes Verhältnis zum Göttlichen. Das Genie spottet aller Regeln, bricht sich seine eigene Bahn. Es ist ein Strahl der Gottheit selbst, welcher von Zeit zu Zeit leuchtend aus der Masse hervorbricht und sein Zeitalter mit sich fortreißt.

Endlich betont Steffens „das Innerste in uns, das Göttliche, wodurch jeder einzelne mit dem All verbunden ist“. Als das der ganzen Naturphilosophie zugrundeliegende Prinzip bezeichnet er: daß „Gott von uns erkannt werden muß als die lebendige, persönliche Einheit aller ewig lebenden Persönlichkeiten, und insofern als die Quelle aller Erkenntniß“. —

So hielt Steffens denn im Winter 1802 bis 1803 Vorlesungen über die Naturphilosophie, welche im folgenden Winter fortgesetzt wurden, alsdann sich aber vorwiegend um Poesie, namentlich Goethes, bewegten. Besonders verweilte er bei dessen „Faust“; jedoch besprach er auch Shakespeare, Cervantes, und die Romantiker Tieck und Novalis.

Bei den ersten Vorlesungen hatte Steffens sein Konzept vor sich; aber vor der fünften oder sechsten vermißte er dasselbe plötzlich auf dem Katheder, nachdem er sich durch die gedrängte Menschenmasse durchgearbeitet hatte. Er besann sich einen Augenblick, erzählte dann seinen Unfall, fügte aber hinzu, er wolle versuchen, den Vortrag frei zu halten. Hierdurch entstand eine gespannte Erwartung, denn das war etwas fast Unerhörtes; anstatt aber im Vortrag zu stocken, hielt er im Gegenteil ihn lebhafter, fließender, sogar klarer als die früheren. Seine Gegner suchten den Leuten einzubilden, es sei ein berechnetes Komödienspiel gewesen; allein fortan ließ Steffens sein Papier jedesmal zuhause.

Der Eindruck war ein durchschlagender. So hatte in Kopenhagen noch niemand geredet. Bis auf die eine oder andere Ausnahme war man nur an abgelesene, trockene Vorlesungen gewöhnt. Das war Beredsamkeit, nicht eine eingelernte, nein, es war die Fülle des Lebens, welche sich in ihm selbst regte, und von welcher daher die Zuhörer ergriffen wurden. Und diese waren keineswegs nur junge Studenten; es waren Professoren anwesend, gelehrte Leute jeder Gattung, Beamte, selbst in den höchsten Stellungen; sogar Greise sah man ganze Stunden vorher sich einfinden, um einen guten Platz zu bekommen. Namentlich finden wir unter Steffens' Zuhörern die Blüte des jungen Dänemark, die, welche die Bannerträger des geistigen Lebens in verschiedenen Richtungen werden sollten, und welchen hier eine wirkungsvolle Anregung zuteil ward,

wie Oehlenschläger, beide Oersteds [1]), Steen Blicher, Schack Staffeldt und Grundtvig.

„Mit wenigen und deutlichen Worten zu sagen, worin eigentlich das bestand, was Steffens brachte, ist gar nicht leicht: denn es waren nicht bedachtsam geprüfte und sorgfältig geprüfte Lehrsätze; nein, es war Lava aus dem Krater der Inspiration, es war eine Welt von Feuer und Geist, welche in glühenden Strömen hervorrauschte. — Der Hauptgedanke, zu welchem die vornehmsten Führer der Kulturbewegung schon damals sich emporgearbeitet hatten, läßt sich mit wenig Worten ausdrücken: das Göttliche kann nicht ein Jenseitiges und Unerreichbares sein; die Gottheit muß in ihrer Unendlichkeit gegenwärtig wirksam sein, wie die Natur selbst" [2]).

Daß die Grundidee in Steffens' naturphilosophischem System pantheistisch war, und daß es Phantasieen enthielt, die der Wirklichkeit nicht entsprachen, ist heute leichter nachzuweisen, als es damals war. Einige munkelten zwar von „Atheismus"; an einem tieferen Verständnis aber fehlte es durchaus. „Wenige verstanden", schreibt Grundtvig [3]), „etwas Zusammenhängendes aus seiner mit vielen Kunstwörtern ausstaffierten Rede, und das war gut; so viel aber konnten alle verstehen, daß er der bis dahin ausposaunten Aufklärung hohnsprach, daß er von Christo und seiner göttlichen Würde mit staunenerregender Ehrfurcht sprach, daß er die Abgötter der dänischen Leserwelt, Kotzebue und Lafontaine verspottete, und auf Shakespeare und Goethe hinwies, Dichter ganz anderen Schlages, als der Haufe, den man so nannte, und das war sehr gut."

Die große Bedeutung, die Steffens' Auftreten hatte, darf man daher nicht darin suchen, daß seine Naturphilosophie irgendwie größeren Anhang gefunden habe; sondern sie beruhte darauf, daß er mit seinem lebendigen, begeisterungsvollen Worte Geister aus der Betäubung riß, sie vorwärts stieß und neue Fernen vor ihrem Blicke öffnete. Er sagt selbst, daß die Begeisterung, die seine Vorträge entzündeten, eine gewaltsame heißen durfte; die in Bewegung

---

1) H. C. Oersted kam eben von seiner großen Reise nachhause, im Winter 1803 bis 1804.

2) Rasmus Nielsen, A. Oehlenschläger, S. 13—33.

3) N. F. S. Grundtvig, Verdenskrönike 1812, S. 353.

gesetzten Gemüter schüttelten mit Freuden den alten, düsteren Schulstaub ab, um in einer neuen Schule ein neues, heiteres Leben zu beginnen. Und vielleicht hat er noch mehr gewirkt durch gelegentliche Gespräche, in welchen er sich als Meister erwies und stets unermüdlich war. Die durch ihn ins Leben gerufene Bewegung war bald in der Litteratur zu spüren; ja, sogar nach Schweden verbreitete sie sich. So ist denn Steffens' Name unauflöslich mit dem Erwachen des neuen geistigen Lebens verknüpft, wie es in Dänemark während dieses Jahrhunderts sich geregt hat. Und seine große Bedeutung haben auch die hervorragendsten der Männer, die selbst mitten in der Bewegung standen, voll anerkannt.

H. C. Oersted schreibt: „Aller Widerstand war nur schwach gegen die Kraft, mit welcher er die Mehrzahl hinriß. Seine Beredsamkeit zeigte sich bei uns in ebenso glänzendem Lichte, wie vorher und nachher in Deutschland der Fall war. Sie entzündete bei vielen ein idealeres Leben" [1]).

Zu den bedeutendsten jungen Männern, die durch Steffens geweckt wurden, gehörte N. F. S. Grundtvig. Er war damals ein 19jähriger Student, oft Zuhörer der Vorlesungen. Überdies waren sie Vettern, da ihre Mütter Schwestern waren. Grundtvig erinnerte sich, daß Steffens einmal ihm als Kind Bilder in einem Perspektive (Guckkasten) gezeigt habe. Jetzt zeigte er ihm Bilder in einem größeren Perspektive! Bei ihrem gemeinsamen Oheim, dem alten Professor Bang, trafen sie öfter zusammen. Grundtvig war damals in seinem Wesen etwas zurückhaltend. „Hörst du auch meine Vorlesungen?" fragte ihn Steffens eines Tages. Als Grundtvig es bejahte, so fragte Steffens weiter: „Aber verstehst du sie denn?" — „Ja, etwas", antwortete Grundtvig [2]). Viele Jahre nachher aber schreibt dieser: „Steffens wirkte wenigstens nicht auf mich allein, sondern noch weit augenscheinlicher auf Adam Oehlenschläger, und erkennbar genug auf die meisten Männer, die nachher in Dänemark sich geistig hervorgethan haben, so daß, wenn einiger Geist bei uns ist, dieser offenbar mit den geflügelten Worten seiner Lippen in uns gefahren ist. Wie

1) H. C. Oersted, Samlede Skrifter, S. 8.
2) N. F. S. Grundtvig, For Literatur og Kritik, S. 3.

er die Leute, die ihm zuhörten, blitzartig zu treffen wußte, so etwas ist mir nirgendwo je vorgekommen"[1]). Und weiter schreibt er: „Freilich lag etwas Hemmendes in seinem Stile, welcher in mehrfacher Hinsicht ziemlich deutsch war und voll von allerhand Kunstwörtern, die ich in meinem Leben nie gehört noch gesehen hatte; aber die Sprache, die er führte, der Ton, in dem er redete, das Feuer, das er aussprühte — das alles drang in mich zur selben Stunde, so daß ich fühlte, daß auch in der Welt des Wortes zweierlei Elemente sind, so verschieden, wie Feuer und Wasser; ja, die begeisterte Rede — gesetzt auch, daß man sie nicht versteht, auch noch nicht tragen kann, was sie bringt —, so lange sie erschallt, herrscht sie dennoch wie ein König mitten unter seinen Feinden"[2]).

Was im eigentlichsten Sinne des Wortes die persönliche Ausbeute von Steffens' Vorträgen betrifft, so schreibt Grundtvig, welcher in beiden Wintern sein Zuhörer war, wie folgt: „Meine ganze Entwickelung ist eine Frucht *seiner* Worte"[3]) — ein Ausspruch, der noch größere Bedeutung dadurch bekommt, daß er aus seinen reiferen Jahren herrührt, mehr als ein Menschenalter später (1838). Kein Wunder also, daß Grundtvig stets mit Vorliebe sich an Steffens anlehnte. So auch, als er einige Jahre nachher jene Reihe von Vorträgen über griechische und nordische Mythen hielt, welche er später unter dem Titel: ‚Brage Snak' herausgegeben hat. Hier verglich er halb scherzend Oehlenschläger mit Brage und Ingemann mit Iduna; „aber", fügt er hinzu, „sehe ich recht, so wird Loke allerdings mein Vetter Henrik Steffens, welcher in seiner Jugend hier daheim ‚Holbergs Henrik' hieß, jetzt dagegen — kurios genug! — ‚Geheimer Regierungsrat' in Berlin heißt. — Die Ähnlichkeit mit Loke kann ich nicht verkennen in dem schelmischen Lächeln, mit welchem er immer zwischen dem Norden und Deutschland hin und her gehinkt hat, so wie Loke zwischen Asgaard und der Riesenwelt; auch kann ich nicht leugnen, seine Hand war mit im Spiele, als Iduna (d. h. unsere Muttersprache in ihrer königlichen Gestalt)

---

1) N. F. S. *Grundtvig*, Mands Minde (Mannes-Erinnerungen), S. 269.
2) Ebd., S. 274.
3) Ebd., S. 269.

heimgeführt wurde. Ich hörte in meiner Jugend selbst seine Vorträge über die Poesie — ich vergesse sie niemals, da sie allem Poetischen, was ich (hierzulande) erlebt habe, das Eis brachen —; und da Oehlenschläger doch weit mehr auf Steffens hörte als ich, so ist's mir eine ausgemachte Sache, daß, wäre er nicht beim Grauen des neuen Jahrhunderts gekommen, um bei uns halb dänisch, halb deutsch, aber ganz poetisch zu reden, so würde Iduna sicherlich heute noch in ihrem Gefängnis bei dem Riesenadler sitzen, und wäre weder nach der schönen Asenburg als eine Schwalbe heimgekehrt, noch berühmt und gefeiert worden als eine Nachtigall [1]."

Wohl beachtenswerte Zeugnisse! Und freut sich der Däne über den geistigen Aufschwung, den sein Vaterland genommen hat und dessen gesegnete Früchte das heutige Geschlecht erntet, so muß er dankbar des Mannes gedenken, welcher durch Gottes Führung vor 80 Jahren dort landete, um die erste Aussaat auf den heimischen Boden zu streuen. In frischer Erinnerung lebt sie fort, jene jugendliche Gestalt mit den leuchtenden Augen, den geistvollen Zügen, dem schelmischen Lächeln um den Mund. So wurde er auf Veranstaltung von Freunden, gerade in dem bedeutungsvollsten Zeitpunkte (1803) gemalt, und sein Bild in Kupfer gestochen.

Allein er hatte auch Feinde, und deren waren nicht wenige. Man zürnte ihm, dem ungebetenen Gaste, welcher den süßen Schlaf störte, welcher „erschien wie der Geist in „Hamlet". Man flüsterte schadenfroh in den Winkeln: diese Vorträge würden verboten werden; man erwartete, daß irgendein königlicher Kommissar plötzlich auftauchen und den allzu beredten Mund schließen werde. Auch diese Erwartung zog Leute hin; aber leider! sahen sie sich getäuscht.

Dennoch sollte Steffens es mehr als einmal gewahren, daß man besonders an hoher Stelle ihn mit ungünstigen Augen ansah. Er wandte sich, wegen seiner beabsichtigten geognostischen Reisen in Norwegen, an den Chef der Rentenkammer, den rühmlich bekannten Grafen Christian Detl. Friedr. Reventlow [2]), den

1) N. F. S. Grundtvig, Brage Snak, S. 109.
2) Derselbe, Mands Minde, S. 270.

Mann, welchem der Bauernstand so viel verdankte. Dieser erblickte aber in Steffens einen gefährlichen Phantasten, und verhehlte auch seine Ansicht nicht; daher erklärte er: er wisse absolut nicht, wozu er einen solchen Philosophen gebrauchen solle. Und da man Steffens' Einfluß auf die Jugend fürchtete, und dem alten, braven Professor Riisbrigh nicht zutraute, die wilden Wogen dämmen zu können, so berief man Steffens' früheren Schulrektor, den derzeit in Christiania angestellten Niels Treschow, um als philosophischer Lehrer an der Universität Riisbrigh zur Seite zu stehen [1]). Daß hiermit aber unserem Steffens, welcher sich selbst für diesen Posten geeignet halten durfte, eine Hoffnung vereitelt wurde, war offenbar.

Henrik Steffens ließ sich durchaus nicht entmutigen, so wenig, daß wir in dieser bewegten Zeit ihn als — Schauspieler auftreten sehen! Im Verein mit Oehlenschläger und anderen Freunden führte er Holbergs „Erasmus Montanus" in einem Privatkreise auf [2]). Indem er die Hauptrolle selbst spielte, benutzte er die Gelegenheit, einige seiner eigenen Lehrmeinungen in karikierter Gestalt, wie nämlich der Stadtklasch sie verdreht hatte, vorzutragen; Oehlenschläger gab „Peter", den Küster. Die Aufführung hatte einen guten Verlauf und diente dazu, manche Mißverständnisse zu dämpfen.

Als der Sommer 1803 herannahte, wohnten Steffens und Oehlenschläger zeitweilig zusammen im sogenannten Rondell in der Frederiksberger Allee. Prokurator Bjerring, oder, wie man ihn nannte, der kleine Mann, machte einmal im Scherze den Vorschlag, die beiden Unzertrennlichen sollten sich malen und dann vor der Thür aufhängen lassen, wie die wilden Tiere auf Westerbro. Oehlenschläger litt damals öfter an Alpdruck, so daß er im Schlafe auffuhr. In einer Nacht weckte er Steffens mit einem

1) Treschow, ursprünglich Kantianer, ging später mehr auf Schellings Philosophie ein und hat für Dänemark die Bedeutung, daß er der Schöpfer des ersten dortigen philosophischen Systems geworden ist. Siehe N. M. Petersen, Bibrag til den danske Literatur, S. 154.

2) Die Vorstellung fand am ersten Pfingsttage 1803 statt, bei der Färberswitwe Mad. Möller (auf der Westergade), der bejahrten Freundin Oehlenschlägers.

furchtbaren Gebrüll, nicht anders, als habe er ein Messer im Halse. „Mein Gott!“ rief Steffens, „was ist?“ „Räuber!“ röchelte der andere; „sie morden mich!“ „Allmächtiger Gott!“ rief Steffens, stürzte in die stockfinstere Nacht hinaus; und obgleich Oehlenschläger, welcher inzwischen zu sich gekommen war, es für einen Traum erklärte, kehrte er aus dem Nebenzimmer mit brennendem Lichte und gezogenem Säbel zurück und wollte sich kaum überzeugen, daß die ganze Scene nur Einbildung sei [1]).

In diesem Sommer gelangte Steffens zwar nicht dazu, Norwegen als Geognost zu bereisen, machte indes, mit Schimmelmanns Hilfe, eine kleinere Reise, deren Hauptzweck war, alle Salzquellen bei Oldesloe, und den Kalkberg bei Segeberg zu untersuchen. Er begann die Reise mit einem Besuche seines Freundes, J. P. Mynster, auf dem Pfarrhofe von Spjellerup. In einem Briefe, welcher seine Ankunft anmeldet, schreibt er: „Ich weiß, du wirst gastfreundlich und mit aufgeklärter Toleranz einen verschrieenen Atheisten und Gotteslästerer beherbergen, welcher ohne Scham und Scheu die Theologie des Tages für apokryph und den übelbeleumundeten Goethe für kanonisch erklärt [2]).“ Er bereiste nun Stevns (im Süden Seelands), Möen, Schonen, Rügen, Mecklenburg, Holstein, um überall die Bodenschichten zu erforschen. Durch seine Untersuchungen bei Oldesloe und Segeberg kam er zu der Überzeugung, daß sowohl dort die Salzquellen als hier der Kalkberg weit besser für den Staat ausgebeutet werden könnten, und gab dahin zielende praktische Vorschläge an, auf welche aber keine Rücksicht genommen wurde. Der Aufenthalt in jenen Gegenden ward für ihn ein sehr angenehmer, besonders durch wiederholte Besuche Hamburgs, besonders aber durch die nahe Aussicht auf ein Wiedersehen seiner Braut, um danach nicht wieder von ihr getrennt zu werden. Mit ihrer Großmutter, Frau Alberti, reiste er denn endlich im August gen Süden, um Hochzeit zu feiern. Starken Eindruck machte es auf ihn, Hannover von Franzosen besetzt zu sehen, dieser Nation, für welche er sehr wenig Sympathie hatte. Die Franzosen standen vor seinen Augen wie dunkle Ge=

1) Oehlenschläger, Erinnerungen I, 225.
2) Echtertadte Breve til J. P. Mynster, 2. Br.

witterwolken, drohend besonders für das höhere, geistige Leben, welches ihm über alles galt.

Er kam nach Halle, und am 4. September fand die Hochzeit statt. Etwas beklommenen Sinnes sahen Eltern und Geschwister die junge Frau in ein fernes, fremdes Land hinausziehen. Auch konnte man die Zukunft des jungen Paares eben nicht als eine gesicherte ansehen, da Steffens keine wirkliche Anstellung hatte, sondern nur die Schimmelmannsche Unterstützung genoß, welche freilich in dieser Veranlassung etwas mehr als auf das Doppelte erhöht wurde. Dem glücklichen Neuvermählten lag es fern, sich Skrupel zu machen; er glaubte an eine schöne Zukunft.

Nach einer Woche des Verweilens in dem freundlichen Giebichenstein traten die jungen Eheleute den Weg nach ihrer künftigen Heimat an. Die Reise ging über Berlin, wo Steffens A. W. Schlegel traf, welcher dort während drei Winter (1801 bis 1804) Vorlesungen hielt über schöne Litteratur und Kunst [1]). In demselben Hause wohnte Tiecks geistreiche Schwester, Frau Sophie Bernhardi, welche in unglücklicher Ehe mit einem romantischen Autor dieses Namens lebte [2]). Das junge Paar machte die Bekanntschaft derselben [3]). Über Hamburg und Kiel segelten sie dann auf einer Jacht nach Fünen; aber die junge Frau litt sehr an der Seekrankheit und betrat den Boden Dänemarks in einem leidenden Zustande. Einige Tage verbrachten sie noch bei dem Schwager, Pastor Zeuthen, von wo sie dann endlich weiter nach Kopenhagen befördert wurden.

Steffens' Freundeskreis veranstaltete ein Fest zur Bewillkommung des jungen Paares, und Oehlenschläger begrüßte sie mit seinem ersten deutschen Liede, welches endete mit den Worten: „Will-

---

1) Im Jahre 1804 ging er mit der bekannten französischen Schriftstellerin Frau Staël-Holstein auf Reisen, da sie ihn als Hauslehrer für ihre Kinder annahm.

2) Bald nachher flüchtete sie zu ihrem Bruder nach Dresden und reiste mit diesem nach Italien. Später ist sie an einen Herrn v. Knorring verheiratet worden.

3) Steffens irrt sich unstreitig, wenn er meint, auch Schleiermacher in Berlin besucht zu haben. Dieser war von 1802—1804 Prediger in Stolpe an der Ostsee.

kommen uns, Heinrich und Hanna!" [1]) Die junge, hübsche Frau wurde im ganzen mit Herzlichkeit von Steffens' Verwandten und Freunden aufgenommen. Dennoch fühlte sie sich nicht recht heimisch. Sie war in einer großen und geistreichen Familie aufgewachsen, in der Mitte von Schwestern, an regen, geselligen Verkehr sowohl dort als in Hamburg gewöhnt; und jetzt befand sie sich plötzlich unter lauter Fremden, während rings um sie eine Sprache ertönte, von welcher sie nur wenig verstand. Kein Wunder, daß sie sich meistens wie ein fremder Vogel vorkam, zumal sie nicht die Elasticität des Geistes hatte, wie so manche andere, sich leicht und rasch in neuen Verhältnissen zurechtzufinden. Der alte Oheim Bang, welcher, ungeachtet aller Meinungsverschiedenheiten, sein früheres Wohlwollen gegen Steffens beständig bewahrte, gewann die junge Frau sehr lieb; ganz besonders aber nahmen sich Kamma Rahbek und Sophie Oersted ihrer aufs beste an. In der Sprache des bewußten „Hügelhauses" bekam sie den Namen Giebichenstein. Übrigens sagte das Kopenhagener Gesellschaftsleben, in welchem Kartenspiel einen bedeutenden Platz einnahm, dem jungen Paare, das sich hierbei nicht beteiligte, keineswegs zu. Am wohlsten fühlte sich Frau Steffens in den deutschen Kreisen, deren damals in der Hauptstadt nicht so wenige waren, vor allen bei Graf Schimmelmann; demnächst auch bei Etatsrat Kirstein, welcher im Finanzdepartement angestellt, und dessen Gattin die Schwester des Professors Cramer in Kiel war [2]); ferner bei Graf Rantzau [3]) und endlich bei Etatsrat Konstantin Bruun. Dieser letztere, welcher sich vom Kaufmann geringerer Art emporgearbeitet hatte und dessen Interessen ausschließlich in dieser Richtung gingen, war mit der Dichterin Friederike, geb. Münter, verheiratet, welche

---

1) Das Lied findet sich in Oehlenschlägers Erindringer I, 229 f.

2) E. Ph. Kirstein, geb. 1759, Verwalter des Schimmelmannschen Fideikommisses, Deputierter der General-Zollkammer und des Kommerz-Kollegiums, später Konferenzrat, gest. 1834. Er wohnte auch in dem Schimmelmannschen Palais in der Breitenstraße.

3) Christian Detlef Karl Rantzau-Ascheberg, in der deutschen Kanzlei angestellt, ein begabter, indes etwas eckiger, junger Mann, starb 1812 als Oberpräsident in Kiel. Seine liebenswürdige Gattin Charlotte, geb. Fürstenstein, war der eigentliche Magnet des Hauses.

ebenso sentimental wie herzensgut war und nur für das Schöne lebte. Sie versammelte in ihrem Hause einen großen Kreis, obgleich sie selbst, ihrer Schwerhörigkeit wegen, an der Unterhaltung nur wenig teilnehmen konnte.

Ungeachtet es also an geselligem Umgang und freundlichem Entgegenkommen nicht fehlte, auch Steffens' Vorlesungen im Winter 1803 bis 1804 gleichfalls stark besucht waren, was ihm zur Ermunterung dienen mußte, so breiteten sich dennoch mehrere Schatten über das Leben des jungen Ehepaares. Er besaß, wie wir wissen, keine Gaben, mit Geld umzugehen, und bald befand er sich in drückender Schuld; zugleich ward es ihm immer einleuchtender, daß er auf eine feste Anstellung nur geringe Aussicht hatte. Hierzu kamen noch andere ungünstige Umstände. Ein kränklicher junger Mensch, welcher Steffens' Vorlesungen besuchte und zuweilen ihn mit seinen Besuchen plagte, wühlte sich immer tiefer in ungesunde Grillen und Spekulationen hinein und verfiel zuletzt gänzlichem Irrsinn. Er wurde nun in die elende sogenannte Tollkiste, oder das Pesthaus, außerhalb Kopenhagens gelegen, eingesperrt, wo damals solche Unglückliche ungefähr wie eingesperrte wilde Tiere lebten. Dort hörte man den armen Menschen oft rufen: „O Steffens! O Oehlenschläger!" wovon man bald in der ganzen Stadt erzählte. Das war für die Widersacher wie gefunden: „nun sehe man ja, wohin eine derartige Philosophie führe!" Dieses Ereignis trug sicherlich viel dazu bei, die Aussichten für Steffens noch mehr zu erschweren.

In seinen Vorlesungen hatte er, nach der Weise aller Romantiker, öfter auf die Herrlichkeit der katholischen Kirche im Mittelalter, namentlich die im Schoße derselben erzeugte Kunst hingewiesen, was mehreren jungen Leuten zum Anlaß diente, die katholische Kirche zu besuchen, zunächst wohl in der Absicht, die Formen des dortigen Gottesdienstes kennen zu lernen. Wiewohl man nun wußte, wie Steffens alle Sympathie für den heutigen Katholicismus fern lag, und man vielmehr ihn gern als Atheisten bezeichnete, wurde doch auch dieser Umstand, wie er meint, dazu verwertet, ihn als eine gefährliche Persönlichkeit zu bezeichnen.

Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, daß es wie ein Lichtstrahl vom Himmel herab für Steffens war, da eines

Tages im Frühjahr 1804 ein Brief des Arztes Reil von Halle einlief, mit der Anfrage, ob er geneigt sein werde, eine Anstellung als ordentlicher Professor an der dortigen Universität anzunehmen. Man beabsichtigte nämlich, einige jüngere, angesehene Lehrer anzustellen, und Reil hoffte durch seinen Einfluß dies für Steffens erwirken zu können. Dieser zögerte nicht mit der Antwort, daß er mit Freuden einen solchen Ruf annehmen werde; und einige Zeit nachher erhielt er die definitive Ernennung zum Professor der Philosophie, Mineralogie, Physiologie und Naturgeschichte. Die Freude, ein Ende aller der mißlichen Verhältnisse zu sehen, in die er allmählich verwickelt worden, war indes für ihn mit der Wehmut darüber gemischt, daß er, vielleicht für immer, seinem Vaterlande mit den schönen Kindheits- und Jugenderinnerungen Lebewohl sagen sollte. Dagegen war für seine junge Frau die Freude, jetzt in ihre Heimat zurückkehren zu sollen, eine ungetrübte.

Nachdem diese Entscheidung getroffen war, hatten beide noch den Kummer, daß ihr am 1. Juni desselben Jahres ihnen geschenkter Erstgeborener schon wenige Wochen nach seiner Geburt starb. — Von der Regierung erhielt Steffens, als letzten Abschiedsgruß, eine Rechnung über das, was er ihr gekostet habe, mit der Forderung, daß er in gewissen Terminen die Summe zurückzahlen solle. So mußte er denn unter dem zwiefachen Drucke öffentlicher und privater Schulden sein Vaterland verlassen. Für seine Vorlesungen hatte er nichts genommen [1]). Später ist ihm, auf Schimmelmanns Verwendung, die Schuld seitens der Regierung erlassen worden.

Zu besonderer Plage bekam er noch von manchen Seiten zu hören, er handle undankbar gegen sein Vaterland, wenn er es verlasse. Ihm unbekannte Männer besuchten ihn, um ihm zu erklären, daß er unrecht thue; er dürfe nicht in fremde Dienste treten. „Auch dann nicht, wenn mein Vaterland mich nicht vermißt?“ fragte Steffens alsdann; „wenn ich keinen Platz für meine Wirksamkeit finden kann? wenn man mich fortwünscht?“

1) „Ohne den geringsten Vorteil, aus bloßer Neigung, als tolerierter Dozent“, wie er selber sagt, hatte er seine Vorlesungen gehalten.

Sie meinten, er solle nur die Zeit abwarten; es werde sich alles besser fügen. Aber hatte er denn nicht volle zwei Jahre gearbeitet, um nunmehr alles verschlossen zu sehen?

Der nähere Freundeskreis war betrübt, ihn zu verlieren, welcher alles belebt hatte. Sie mußten ihn, den offenen, herzlichen Freund lieb haben, trotz seines etwas starken Selbstgefühls. Keinem aber sollte er mehr fehlen als Oehlenschläger, und keiner verdankte ihm mehr. Dieser war gerade auf seiner „Reise nach Longeland", als er hörte, Steffens werde in acht Tagen von Kopenhagen fortgehen. Augenblicklich bricht er auf, um ihn noch einmal zu sehen, und durcheilt Fünen. Auf dem Belt wird er durch Windstille aufgehalten, hofft aber, dasselbe Wetter werde auch des Freundes Abreise verzögern. In später Nacht kommt er endlich nach Ringsted, wo er reisemüde ein Lager aufsucht, am frühen Morgen aber am Grabe des heiligen Knud ein Gebet zu Gott in schwungvollen Versen emporsendet, daß der Freund nicht eher die Meeresflut durchfurchen möge, als bis er ihn umarmt habe, und dringender noch, daß Gott der Herr ihn nicht herausreißen lasse aus Dänemarks Armen!

Und Steffens war noch in Kopenhagen zurückgehalten.

„Ich stürzte zu der wohlbekannten Thür, ich riß sie auf;
Ich bebte, blickte hin — und fand den Freund!"

Nach Steffens' Abreise schrieb der Sänger ein Gedicht nieder: „Der Trost", welches der eigentliche Abschiedsgruß war, voll Sehnsucht nach dem Freunde, von welchem er sich wieder Kraft holen müsse; bis dahin suche und finde er Mut bei der Muse.

Einen ganz anderen Abschiedsgruß sandte ihm freilich der Dichter Sander nach, nämlich in einem (1806 aufgeführten) Lustspiele: „Das Hospital", wo ein neumodischer Philosoph auftritt, mit den Worten: „Nein, länger halte ich es unter diesen gemeinen Naturen nicht aus, welchen das Organ für die Philosophie mangelt." Und sein Diener heißt Jakob Böhme [1]).

Dieses der Abschluß der Thätigkeit, die Steffens in Däne-

1) Kr. Arentzen, Adam Oehlenschläger, S. 197—20.

mark geübt hat. Sie war kurz, aber bedeutungsvoll. Wie eine Sternschnuppe aufgehend und vorüberfahrend! Jedoch mögen zum Schlusse zwei Abschiedsgrüße stehen von zwei der bedeutendsten Männer des neuen Jahrhunderts, welche freilich sehr ungleichen Charakters waren: Mynster und Grundtvig.

Der erstere schreibt [1]): „Ich erkenne den unberechenbar großen und wohlthuenden Einfluß an, den sein Aufenthalt in Dänemark geübt hat, nicht durch seine Vorlesungen allein, sondern noch mehr durch seinen persönlichen Umgang. Er war ein Säemann, welcher Samen verschiedener Art trug und mit vollen Händen rings umher ausstreute; und wiewohl er selbst weniger geeignet war, die hervorbrechenden Keime zu pflegen, so hatte doch manches Saatkorn einen guten Boden gefunden, wo es Wurzeln trieb und Frucht trug. Zwar seine eigene Erkenntnis der christlichen Ideen war damals noch nicht ausgebildet und sicher; dennoch ist er es, von welchem das erneute Leben des Christentums in Dänemark seinen Ausgang genommen hat."

Und Grundtvig läßt sich in seiner hochtönenden Sprache also vernehmen [2]): „Ich muß Steffens als eines der großen Werkzeuge nennen, die der Geist des (skandinavischen) Nordens und Dänemarks Schutzengel gebraucht hat. Selbst ‚die That auf der Königstiefe' (der heldenmütige Kampf auf der Rhede von Kopenhagen, den 2. April 1801) würde ein ganz vergeblicher gewesen sein, der über die dunkle Meeresflut hindröhnende Donner wäre kein Ehrengruß geworden für Dänemarks Neujahr im hohen Geiste der Väter, sondern bloß eine Salve über dem Wassergrabe Dänemarks." Aber ganz unrecht hat Grundtvig wohl auch nicht in folgender Äußerung [3]) über Steffens: „Einer Lufterscheinung gleichend, kam und verschwand er. Und dies war gut: denn sonst hätte er manche Köpfe verwirrt, wo nicht verrückt. Nun aber hat er bloß zum Nachdenken geweckt."

Da seine Gaben gerade in diese Richtung gingen, nämlich des Weckens, so dürfen wir wohl annehmen, daß er bei seinem Weg=

---

1) Mynster, Meddeleser, S. 135.
2) Grundtvig, Mands Minde, S. 267.
3) Grundtvig, Verdenskrönike 1812, S. 353.

gange ausgerichtet hatte, wozu er hauptsächlich berufen war. Andere konnten nun hieran anknüpfen und weiter bauen.

Man hat öfter darauf hingewiesen, daß zur selben Zeit, als Steffens' begeisterter Ruf die Geister aus ihrem Schlummer aufweckte, und während Oehlenschlägers Sängergeist seinen ersten Schwung nahm und sich zu schönen Weisen erhob, ja gerade damals Thorvaldsen in Rom sein epochemachendes Erstlingswerk, den „Jason", vollendete (1803). Ja, eine neue Zeit ging für Dänemark auf.

XI.

In Halle.

1804—1806.

Halle an der Saale, „dem gelben Flusse, der hier sich krümmt“, im Westen der Stadt, sollte also fortan Steffens' Heimat werden. — Durch seine Salzwerke bekannt, hat sein Name einen noch weit schöneren Klang durch die großartigen, von Aug. Herm. Francke ausgegangenen Stiftungen erhalten. Wohl lag außen vor der Stadt, als ein Denkmal des herrlichen Mannes, das Waisenhaus mit dem dazu gehörigen Pädagogium; aber wie hatten die Zeiten sich verändert! Der damalige Direktor der Anstalten, Professor Niemeyer, war kein Francke. Alles wurde in rationalistischem Geiste betrieben und war im Verfall.

Die Nachbarschaft Halles ist recht freundlich, namentlich bei dem Schlosse Giebichenstein, einer Ruine, die eine Viertelstunde von der Stadt auf einer felsigen Anhöhe gelegen ist. Hier drängt sich die Saale zwischen steilen Abhängen hindurch; und hier war es, wo Reichardt sein Landhaus hatte [1]). Die Stadt selbst dagegen hatte ein etwas tristes Aussehen; die Straßen waren eng und schlecht gepflastert; und die vielen Braunkohlen, deren Rauch sich überall verbreitete, gaben allem eine düstere Farbe.

Als Steffens und Frau im September 1804 in Halle ein=

---

1) Giebichenstein ist jetzt eine Art Vorstadt Halles; schon damals lagen hier mehrere Landhäuser u. dgl. Unter anderen wohnte hier der bekannte Romanschreiber Lafontaine (L. Engelstofts Skrifter III, 53 f.

getroffen waren, bezogen sie eine geräumige Wohnung. Ungeachtet der verdrießlichen Kopenhagener Erfahrungen war er, wie gewöhnlich, gutes Mutes, und Frau Steffens innig froh, wieder auf heimischer Erde zu weilen. Er aber sollte sogleich schmecken, daß „aller Anfang schwer ist". Zunächst seinen neuen Vorgesetzten gegenüber. Er ward ja nunmehr preußischer Unterthan — woran er auch im Traume nie gedacht hatte — und hatte sich schon unterwegs in Berlin versprechen lassen, daß eine brauchbare Mineraliensammlung für die Universität angeschafft werde, da er ohne eine solche durchaus nicht in diesem Fache unterrichten könne. Nun konnte aber damals eine Privatsammlung billig erstanden werden, was Steffens der Regierung vorschlug; diese aber lehnte den Antrag ab. Jetzt begann er, nachdrücklicher an das gegebene Versprechen zu erinnern, und fügte hinzu, daß er widrigenfalls keine Vorlesungen halten könne. So ließ man denn den Wert der vorgeschlagenen Sammlung durch ein Komitee von Professoren prüfen (Steffens, der einzig Sachkundige, gehörte ihm nicht an!); und sie wurde danach zwar angekauft, aber augenscheinlich, nachdem Steffens sich den Unwillen der Behörde zugezogen hatte.

Auch vonseiten der Kollegen war der Empfang nicht der beste. Man war allgemein unzufrieden, daß ein Ausländer, dazu einer von der neuen Schule, an die Universität berufen war. Nicht weniger als fünf Professoren der Philosophie waren seine Widersacher. Vier derselben waren Anhänger der Kantischen Philosophie, und einer von ihnen, Tieftrunk, kündigte sofort Vorlesungen zur Bekämpfung von Steffens an. Den Widersachern gesellte sich auch der Rationalist Niemeyer zu. Ein Professor der Naturlehre machte sich das Vergnügen, englische und französische Angriffe auf die Naturphilosophie unter den Studenten zu verbreiten. Hierauf gab Steffens in der „Jenaer Litteraturzeitung" eine satirische Antwort; später gelangte er aber selbst zur Klarheit darüber, daß, so lange die Naturphilosophie sich in die erfahrungsmäßigen Fächer der Naturkunde mischte und namentlich in der Physik mitsprechen wollte, die Angriffe nicht unberechtigt waren.

Allerlei Gerüchte gingen über Steffens. Die einen erzählten, er sei Atheist, andere machten aus ihm einen Katholiken. Auch sollte er ein unordentliches Leben führen und Opium kauen, um

sich in der nötigen Begeisterung zu erhalten. Als er einmal erkrankte, fragte ihn der zugerufene Arzt, ob er nicht morgens an starkem Zittern in den Händen leide, bis er einige Schnäpse genommen habe. Steffens fragte, ob er Lust habe, zu probieren, was diese zitternden Hände noch vermöchten.

Indessen fehlte es anfangs auch nicht an Lichtseiten. Die Naturphilosophie hatte in Halle auch ihre Anhänger. Zwei interimistische Dozenten hatten sie mit Erfolg vorgetragen, und Steffens wurde daher von vielen jüngeren mit großen Erwartungen begrüßt, als einer der Begründer der neuen Lehre. Hierzu kam, daß ein paar der angesehensten Professoren ihn aufrichtig willkommen hießen. Der eine war der vorhin erwähnte Reil, ein ausgezeichneter praktischer Arzt und Gelehrter. Dieser machte die jungen Mediziner auf Steffens' Vorlesungen aufmerksam, und blieb im ganzen stets ein treuer Freund und Beistand desselben. Der zweite war der berühmte Philologe Fr. Aug. Wolf, welcher in außerordentlichem Ansehen stand, ein überlegener, scharfer Kritiker, vor dessen beißenden Urteilen man sich fürchtete. Seine besten Schüler wurden Steffens' Zuhörer.

Aber den treuesten Freund und Genossen fand Steffens in Schleiermacher, welcher kurz vorher zum Professor der Theologie und Prediger in der Universitätskirche berufen war. Im Oktober kam er nach Halle. Da er für Steffens' Entwickelung und Lebensführung große Bedeutung gehabt hat, verweilen wir bei ihm einen Augenblick [1]). Er war 5 Jahre älter als Steffens, Sohn eines Predigers in Schlesien. In seinem 15. Jahre war er nach der Herrnhuterkolonie Niesky gesandt, um das dortige Pädagogium zu besuchen, später nach dem geistesverwandten Seminar zu Barby; und die an beiden Orten ihm entgegentretende Frömmigkeit war nicht ohne Einfluß auf sein späteres Leben gewesen. 19 Jahre alt, ging er nach Halle, welches damals einen gewissen Glanz hatte, teils durch jenen Philosophen Wolf, teils durch den Theologen und Rationalisten Semler. Schon in Barby war Schleiermacher zu Zweifeln am Christentum gekommen und

1) Das Folgende wird besonders nach W. Dilthey, Leben Schleiermachers, Bd. I, 1870, gegeben.

hatte seinem Vater geschrieben, daß der Glaube ihm abhanden gekommen sei; und dieser hatte in seinem Schmerz geantwortet: „So gehe denn in die Welt hinaus, deren Ehre du suchst!" Jedoch war es nicht das Verlangen nach der Ehre der Welt, wovon Schleiermacher getrieben wurde, sondern ein tiefes Trachten nach Wahrheit, verbunden mit einer angeborenen kritischen Anlage. Nach zweijährigem Aufenthalte in Halle und fleißigem, besonders geschichtlichem Studium, und nachdem er eine Zeit lang von einem Ort zum andern gezogen war, namentlich als Hauslehrer, so wurde er 1794 zum ordinierten Gehilfen eines alten Pfarrers bestellt; und zwei Jahre nachher, als dieser gestorben war, ging er nach Berlin, wo er als Prediger an der Charité angestellt wurde.

In dieser Stellung blieb er sechs Jahre, eine Zeit, welche für seine Entwickelung sehr ergiebig war. Hier stiftete er Freundschaft mit Fr. Schlegel und schloß sich überhaupt der romantischen Richtung an. Tieck und W. Schlegel, welche sich eine Zeit lang in Berlin aufhielten, traten ihm ebenfalls näher. In den jüdischen Damenkreisen war er einer der ausgezeichnetsten Gäste, namentlich war er mit Henriette Hirsch befreundet, eine rein geistige Freundschaft; fast jeden Abend brachte er in ihrem Hause zu. 1798 veröffentlichte er seine berühmten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern", wo er, im Unmute über die herrschende Zeitrichtung, die Religion als die rechte Quelle alles geistigen Lebens verkündet. Diese Reden waren zwar nicht geeignet, diejenigen zu befriedigen, die auf dem Standpunkte des positiven Christentums standen, aber deren gab es ja überhaupt nur wenige. Besonders unter dem, wesentlich pantheistisch gerichteten, jüngeren Geschlechte übte das Buch eine große Wirkung. Im Jahre 1800 gab er seine „Monologe" heraus, das Zeugnis einer sich aus dem Innersten heraus entwickelnden ethischen Persönlichkeit. Inbetreff der Religion kam er immer mehr auf das, was der Grundgedanke seines Lebens ward und blieb: die Religion ist absolutes Abhängigkeitsgefühl. „Niemand kann mit Schleiermacher verglichen werden, in dem feinen Gefühl für sittliche Thatsachen und Bedürfnisse, in der unablässigen Arbeit an sich selbst. Er war ein großer, sittlicher Genius, so wie Goethe ein dichterischer,

und Fichte ein dialektischer." Sein Schicksal glich darin dem mehrerer Romantiker, daß er mit einer verheirateten Frau, Eleonore Grunnow, deren Mann ein Prediger war, in ein Liebesverhältnis trat, blieb aber dabei, im Gegensatz gegen jene anderen, innerhalb der geheiligten Schranken. Beide litten sehr unter diesem unnatürlichen Verhältnis; und um es abzubrechen, ging Schleiermacher nach dem einsamen Stolpe an der Ostsee. Als er nun aber 10 Jahre später nach Halle kam, bestand jenes Verhältnis noch fort; keiner von beiden vermochte das Band zu zerreißen. Er hoffte, sie werde den Schritt der Scheidung von einem Manne, den sie nicht liebte, thun; aber sie hatte dies nicht über ihr Herz bringen können und schwankte. So befand er sich, während der ersten Zeit seines Zusammenlebens mit Steffens, unter dem quälenden Drucke der Ungewißheit in dieser Hinsicht. Erst in dem folgenden Jahre trat die Entscheidung ein, indem Frau Grunnow, gerade nachdem alle Hindernisse beseitigt schienen und ihre Hochzeit mit Schleiermacher schon bestimmt war, plötzlich in dem richtigen Gefühl ihrer Pflicht die Verbindung mit ihm abbrach [1]).

Schleiermacher war ein sehr kleiner, magerer Mann, etwas verwachsen, machte aber dennoch einen bedeutenden Eindruck. Die Züge seines Angesichts waren, ohne nach gewöhnlichem Geschmacke schön zu sein, stark ausgeprägt, das Kinn hervorragend, die Augen tief und sprechend, alle seine Bewegungen lebhaft. Eine besonnene Ruhe war stets über sein Wesen verbreitet; ungeachtet der um seine Lippen spielenden Ironie war freundliche Teilnahme ein charakteristischer Zug seiner Natur. Für Steffens war es eine besonders glückliche Fügung, daß er mit diesem Manne zusammen leben und wirken sollte. Sie wurden bald vertraute Freunde, und ihre sehr verschiedenen Persönlichkeiten ergänzten einander aufs glücklichste. Ihre Anschauungen und Interessen gingen zum Teil in derselben Richtung, und sie fühlten beide, wie sie von einander gut hatten. Als Schleiermacher seine Antrittspredigt hielt, wurde Steffens von ihr begeistert; ersterer aber schrieb einige Zeit nach-

1) Dies geschah im Oktober 1805. Sie vereinte sich wieder mit ihrem Manne, dessen Haus sie unlängst verlassen hatte. Siehe Schleiermachers Briefwechsel mit Gaß, S. 38.

her an eine Freundin über Steffens: „Dieser so unerschöpflich reiche Geist, welcher zugleich ein so liebenswürdiges, für alles Gute erregbares Wesen hat, macht mir fast jedesmal, daß ich einige Stunden mit ihm zubringe, neue Freude“ [1]). Sie hörten gegenseitig ihre Vorlesungen und lasen viel zusammen.

Steffens' Vorlesungen zogen von Anfang an eine große Menge, namentlich jüngerer Studenten, herbei. Das Glück, das sie machten, der Eindruck, den sie hervorbrachten, entsprach der in Kopenhagen gemachten Erfahrung. Einer seiner jugendlichen Zuhörer schrieb, wie folgt: „Ich höre Naturphilosophie bei Steffens. Diesen Mann sollten Sie hören. Wie das strömt, wie das stürzt, so daß die Wahrheit selbst in dem Strudel der Worte zu Boden sinken könnte, ohne daß man sie vermissen würde. Ein gefährlicher Mann in der That! Ich sehe ihn nicht, ich höre ihn nicht, sondern fühle ihn reden. Meine Achtung vor ihm ist fast grenzenlos; vieles von dem, was ich gewußt, vieles von dem, was ich gedacht, alles, was ich geahnt habe, giebt er mir wieder [2]).“ Seine nächsten Zuhörer versammelte er an einem Wochenabend in seinem Hause zu Gespräch und Thee. Viele haben sich später sowohl der Vorlesungen als der ganzen Einwirkung von Steffens erinnert, als mit des Erfreulichsten, was sie in ihrem Leben erfahren hatten; und nicht wenige der Männer, die in der Folgezeit eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft bekleidet haben, umschwärmten ihn in Halle als seine Schüler, z. B. die nachherigen theologischen Professoren zu Berlin, Neander und Strauß (natürlich nicht der württembergische), der bekannte Staatsmann und Memoirenschreiber Varnhagen von Ense (welcher nachher die Rahel ehelichte) und Karl v. Raumer, welcher allein um Steffens willen nach Halle ging und einer seiner ergebensten Schüler, später sein Schwager ward.

So gestalteten sich denn die Verhältnisse für ihn immer freundlicher, und er konnte nachher jene Zeit mit Recht „eine glückliche

---

1) „Aus Schleiermachers Leben“, in Briefen, Bd. II, 17. Brief an E. v. Willich.

2) Lion Baruch an Henr. Herz, den 13. Nov. 1804. Siehe Julian Schmidt, Deutsche Litteraturgeschichte II, 398.

Zeit" nennen. So schrieb er an Graf Schimmelmann: „Meine Stellung ist die unabhängigste, die sich denken läßt; und ist auch die herrschende Stimmung bei den alten Dozenten, sowie bei einigen Ministern, selbst bei dem Patron (Kurator), wie sich von selbst versteht, gegen mich, so ist doch ein großer Teil der Vorurteile gegen mich verschwunden. Mein Einfluß auf die studierende Jugend ist ausgemacht." Dennoch hatte er den Gedanken der Rückkehr in sein Vaterland nicht aufgegeben, weshalb er in demselben Briefe schreibt: „So lebt in mir die lebendige Hoffnung, wieder unter Ihren Augen zu leben, zu gedeihen. Nur muß erst mein wissenschaftliches Streben anerkannt, erst meine bürgerliche Stellung gesichert sein, so daß nicht bloß kleinliche Notdurft mich heimwärts treibt, sondern jedermann einsieht, daß Liebe zu meinem Vaterlande und zu Ihnen mich dorthin zieht" [1]).

Eine große Annehmlichkeit für Steffens und seine Frau war es natürlich, daß sie ein zweites Heim in Giebichenstein hatten, um so mehr, als sie in Halle selbst nur wenigen Familienumgang pflegten. Der Landsitz Reichardts, welcher seit 1794 als Saleninspektor in Halle angestellt worden, war bezaubernd, besonders durch den großen Garten, welcher viele romantische Aussichten hat. Hier herrschte völliger Friede: kein Tier durfte geschossen werden; die Hasen nagten ruhig die Kräuter; die Feldhühner brüteten ihre Eier ungestört; viele Nachtigallen bauten in dem dichten Gebüsche; kurz, überall herrschte eine idyllische Ruhe. Dasselbe konnte man von dem Besitzer nicht sagen. Reichardt war eine unruhige Natur, welche beständig umherstreifte. Vor kurzem hatte er sich längere Zeit in Paris aufgehalten. Er ließ sich in vielerlei Verhältnisse ein, und machte persönlich nicht immer einen günstigen Eindruck. Bei alledem war er ein vielfach verdienter Mann. Seine Gattin war eine Schönheit gewesen; eine feine, verwöhnte Dame, lebte sie wie eine Fürstin im Kreise ihrer Kinder. Nur selten ging sie aus; im Hause war aber immer Besuch: denn ohne reich zu sein, besaßen sie doch die Mittel, um ein großes Haus zu machen.

---

1) Ungedruckter Brief an Schimmelmann vom 28. März 1806 (deutsch). Handschriften auf der königl. Bibliothek zu Kopenhagen.

Beide Eheleute waren schon früher verheiratet gewesen und hatten Kinder aus ihren früheren Ehen; mit einander wurden ihnen drei Töchter und ein Sohn geboren [1]). Hanna Steffens war das älteste dieser Kinder. Aber die bedeutendste von allen war Luise Reichardt, aus seiner ersten Ehe. Sie würde schön gewesen sein, wenn nicht Pocken sie entstellt hätten; doch hatten besonders die Augen ihre Schönheit behalten. Sie hatte des Vaters musikalisches Talent geerbt und komponierte viele schöne Melodieen, besonders zu Tiecks, Arnims und Brentanos Liedern; manche derselben gingen über ins Volk. In einem späteren Abschnitte ihres Lebens widmete sie sich noch ungeteilter der Musik, und fand teils in dieser, teils aber im christlichen Glauben und in Barmherzigkeitswerken ein Gegengewicht gegen die Schläge, von denen sie heimgesucht wurde. Sie war mit einem jungen Manne, Namens Eschen, verlobt gewesen, welcher auf einer Schweizer Gebirgsreise, als er einen Gletscher erstieg, in eine Eisspalte hinabstürzte und jämmerlich umkam. Einige Jahre nachher ward sie Braut eines jungen, vorzüglich begabten Malers, Gareis, welcher auf einer italienischen Reise in Florenz von der Ruhr befallen wurde und nach wenigen Tagen starb. Kein Wunder, daß tiefe Schwermut sich ihres Gemütes bemächtigte. Dagegen waren die Schwestern munter und voll Lebens.

Reichardt hatte seinen Kutscher und Diener gelehrt, das Waldhorn zu blasen; die Töchter sangen trefflich im Chor; und an schönen Sommerabenden klang der von Musik begleitete Gesang oft sehr lieblich und wohlthuend im Garten, oder bei einer Bootfahrt auf dem Flusse. Und tief ergreifend war es, Luise draußen im Walde mit ihrer Stimme singen zu hören, während sie die Harfe dazu schlug. „Durch den Wald mit raschen Schritten“ — diese Worte tönten Steffens späterhin oft wieder durch die Seele; und durch solche

1) Zum näheren Verständnis der Familienverhältnisse kann Folgendes dienen. Reichardt hatte in seiner ersten Ehe zwei Töchter (darunter Luise, die berühmte Liederkomponistin); Frau Reichardt, geb. Alberti, hatte in erster Ehe (mit Hensler, Syndikus zu Stade) zwei Töchter (verheiratet mit Pistor und Alberti) und einen Sohn. Gemeinsam hatten sie die drei Töchter, unter ihnen Hanna, und einen Sohn.

Eindrücke ward er des Zaubers inne, welcher in der Waldeinsamkeit liegt [1]).

Während Giebichenstein mannigfache Familienfreude und abwechselnde Geselligkeit brachte, war es der tägliche Umgang mit Schleiermacher, wodurch Steffens sich am meisten gehoben und befriedigt fühlte. Sie gingen fleißig mit einander spazieren; und besonders ward eine Fußwanderung im März 1805, an einem schönen Frühlingstage, ihnen beiden unvergeßlich. Es war ein Sonnabend, und das Ziel war der Petersberg, eine ziemliche Anhöhe mit einer Ruine, von wo eine weite Aussicht ist über die ganze Landschaft umher mit ihren Städten und Dörfern. Es war eine lange und anstrengende Wanderung; sie hatten zwei Freunde bei sich, von welchen der eine ein junger Däne war, Namens Bartholin, welcher bei Steffens wohnte [2]). Da es zu spät geworden, um am selben Tage nach Halle heimzukehren, so übernachteten sie in einem Wirtshause, obgleich Schleiermacher am andern Morgen predigen, und dazu noch eine Trauerrede über die verstorbene Königin-Witwe halten sollte. Nun giebt es ja Stunden, in denen alle Scheidewände fallen, die Herzen sich gegen einander öffnen, und solche Stunden erlebten dort die zwei Freunde. Sie blickten einer in des andern Inneres, und nicht das allein: sie empfanden die Gegenwart dessen, welcher verheißen hat, wo zwei

1) „Waldeinsamkeit" ist ein von Tieck erfundener Ausdruck, zuerst in seinem „Blonden Ekbert" angewandt. Unwillkürlich denkt man an Luise Reichardt bei folgender Strophe in Oehlenschlägers „Heimweh":

„Södt en Mö ved Cithren synger
In den tause, lune Nat.
Hvilke Toner! Milde Lyst,
Hvor du strömmer i mit Bryst!"

Deutsch:

„Holde Maid zur Zither singet
In der stillen, lauen Nacht.
Welche Töne! Sanfte Wonne,
Wie durchströmst du meine Brust!"

2) Bartholin war Lieutenant gewesen, machte aber später das juridische Examen. Schon in Kopenhagen hatte er sich Steffens aufs innigste angeschlossen und hörte ihn jetzt auch in Halle. Nicht lange nachher starb er in Rom. Siehe Oehlenschläger, Erindringer I, 221 f.

oder drei in seinem Namen versammelt sind, gegenwärtig sein zu wollen. Es waren für die Ewigkeit gelebte Stunden. Kurz nachher schrieb Schleiermacher an Henriette Herz [1]): „Du weißt, liebe Freundin, daß ich ebenso wenig hochmütig als bescheiden bin; aber nie habe ich einen Mann so aus meinem vollen Herzen und in jeder Hinsicht über mich gestellt, als ihn (Steffens), welchen ich anbeten möchte, wenn das sich für einen Mnnn gegenüber einem Manne geziemte. Erstlich — seine Ehe ist eine rechte Ehe in voller Bedeutung. Äußerlich sieht man nicht viel davon; aber innerlich ist es die schönste Wahrheit. Mit welchem Enthusiasmus ergießt er sich über sein Verhältnis zu ihr (seiner Frau)! Mit welcher Kindlichkeit teilt er den vertrauteren Freunden kleine Züge von ihrer Tiefe, ihrer Religiosität, ihrer Eigentümlichkeit mit, immer mit den schönsten Thränen in den Augen. Und dann, sein ganzer Mensch ist über alle Beschreibung herrlich, so tief, so frei, so voll Witz. — Kannst du dir denken, wie der erste Naturphilosoph, bis zu hellen Thränen gerührt, von einem köstlichen Sonnenuntergange Abschied nimmt, welchen wir dort oben hatten? Aber er ist auch ein wahrer Priester der Natur. Der heilige Ernst und der luftige Scherz gingen so zusammen und bildeten ein so schönes Ganze, wie man es nur selten im Leben findet." — Späterhin, als Steffens in seiner Rührung über eine gehörte Predigt dem Freunde hierfür gedankt hatte, teilte ihm Schleiermacher die Leiden mit, die er wegen seines unglücklichen Verhältnisses zu Frau Grunnow innerlich durchlitt. So war es denn ein gegenseitiges Verstehen, welches beide gleich hoch anschlugen. „Wir schlossen uns", sagt Steffens, „ganz und unbedingt an einander; und niemals habe ich entschiedener erfahren, daß unbedingte Hingebung die Selbständigkeit fördert und sie nicht unterdrückt" [2]). Und Schleiermacher schreibt an einen Freund: „Ich freue mich immer mehr einer herrlichen Übereinstimmung mit Steffens; während er von der Natur ausgeht, ich von der Geschichte, treffen wir stets überall zusammen; aber unser Empfinden ist auch so sehr dasselbe, wie ich vor der

1) Aus „Schleiermachers Leben in Briefen", Bd. II, Brief vom 27. März 1805.

2) Steffens, Was ich erlebte V, 141.

Bekanntschaft mit ihm niemals es bei einem der lebenden Philosophen zu finden gedacht habe" [1]).

Im August 1805 kam Oehlenschläger nach Halle, um seinen Freund Steffens zu besuchen. Der junge Sänger hatte in dem verflossenen Jahre bedeutend an Ansehen und Berühmtheit gewonnen. Sein „Aladdin oder die Wunderlampe" (dramatisches Gedicht) war neulich erschienen [2]), und er hatte Aussicht, Unterstützung für eine längere Reise ins Ausland zu erhalten. Wie viel hatte er seinem älteren Freunde mitzuteilen! Der junge, naive, von Selbstvertrauen erfüllte Dichter wurde mit offenen Armen von Steffens und Hanna empfangen; und die junge Welt in Giebichenstein freute sich seiner häufigen Besuche und amüsierte sich über sein radebrechendes Deutsch. Wenige Tage nach seiner Ankunft fuhr er mit Steffens nach Lauchstädt, nur anderthalb Meilen von Halle (wo in den Sommermonaten die weimarische Schauspieler-Gesellschaft spielte), um Goethe zu begrüßen. Indessen verdroß es Steffens, daß dieser, ungeachtet seiner Freundlichkeit, die beiden nicht zu Mittag einlud. Oehlenschläger, welcher sich für längere Zeit bei Steffens niederließ, besuchte sowohl dessen als Schleiermachers Vorlesungen und liebte es, im Freien umherzuschwärmen. Der Eindruck seiner einsamen Herbstwanderungen an der Saale wurde niedergelegt in sein schönes Gedicht: „Hjemvee" (Heimweh). Der Dichter v. Arnim, welcher, mit Brentano vereint, alte deutsche Volkslieder unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn" herausgab, kam um jene Zeit zu Besuch bei Reichardts. Sowohl Öhlenschläger als Steffens gewannen ihn sehr lieb. Seine edle Gestalt und schönen Gesichtszüge, sein ganzes echt vornehmes Auftreten waren, ungeachtet einer ihm eigenen Zurückhaltung, für sie beide ungemein anziehend. Und hierzu kam, daß er nicht allein Dichter war, überdies vertraut mit dem den Romantikern so

1) Fr. Schleiermachers Briefwechsel mit J. C. Gaß, Brief vom 6. September 1806.

2) Später hat Oehlenschläger dieses umfangreiche Gedicht selber auch deutsch bearbeitet und Goethe gewidmet. (Neue verbesserte Auflage in zwei Teilen. Leipzig, Brockhaus, 1820.)

werten Mittelalter, sondern auch Physik mit großem Eifer studiert hatte [1]).

Oehlenschlägers 26ster Geburtstag, der 14. November, wurde in Steffens' Hause festlich begangen. Reichardts Töchter, Schleiermacher, Wolfs Tochter Wilhelmine, welche das Dänische verstand, waren versammelt. Luise überraschte ihn mit einer Melodie zu einem seiner Lieder. In einem humoristischen Gedichte, der Frau Kamma Rahbek gewidmet, hat der Dichter diese heitre Feier selbst beschrieben [2]).

Von der Universitätsbibliothek erhielt Oehlenschläger die norwegische Chronik Snorre Sturlesons, und hier fand er Anregung und Stoff für eine größere Dichtung. Im Verlaufe von ungefähr sechs Wochen vollendete er seine berühmt gewordene Tragödie: „Hakon Jarl". In Steffens' ziemlich beschränkter Wohnung verbrachten der Philosoph und der Dichter den Tag in demselben Studierzimmer mit einander. Letzterer arbeitete an einem kleinen Tische beim Fenster an dem „Hakon Jarl", jener aber an seinem, in einen Winkel geschobenen Schreibtische bei einem neuen Werke: „Grundzüge zu der philosophischen Naturwissenschaft, in Aphorismen". Wenn der Dichter eine Scene, der Philosoph einen Paragraphen fertig gebracht hatte, so lasen sie, jeder das Seine, einander vor. Steffens äußerte über dieses Meisterwerk Oehlenschlägers, obschon es nicht völlig im romantischen Stile gehalten ist, seine volle Zufriedenheit.

Der Herbst und ein Teil des Winters gingen unter diesem trauten Verkehre hin; aber nach und nach ward es bemerklich, daß ein Kobold da war, welcher das gute Verhältnis der Freunde trübte. Was für einer es war, hat Steffens viele Jahre nachher sehr treffend, in einem Gespräche mit dem Dichter Henrik Hertz bezeichnet. „Oehlenschläger" — so sagte er — „hatte sich in den Kopf gesetzt, daß ich und er die zwei größten Dänen seien; aber nun sollte entschieden werden, welcher von uns beiden der

1) Er heiratete später Brentanos geistreiche Schwester Bettina, welche sich besonders durch Herausgabe von: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (dessen Echtheit vielfach bezweifelt worden ist) bekannt gemacht hat.

2) Abgedruckt in: „När og fjern" (Nah und fern) 1879, Nr. 385.

größere sei, und das war gar nicht so leicht" [1]). Das Selbstbewußtsein des jungen Dichters hatte durch die ihm zuteil gewordene Anerkennung sehr zugenommen; und er konnte sich durchaus nicht darein finden, so wie vormals noch jetzt in einem gewissen Schülerverhältnis zu Steffens zu stehen. Anderseits fühlte dieser seine Überlegenheit in Urteil und Kenntnissen, und wollte dieselbe auch geltend machen. Hierzu kam, daß Oehlenschläger nicht mehr so unbedingt zu der romantischen Schule emporblickte, sondern namentlich Schiller weit mehr als früher huldigte. Aus dem einen wie aus dem andern entstanden Reibungen. So z. B. als Steffens eines Tages, in Gegenwart eines jungen Schweizers, einiges aus Schillers „Wilhelm Tell" vorlas. Er fand, wie oben erwähnt, an Schillers Dramen keinen rechten Geschmack. Nachdem er eine Zeit lang gelesen hatte, warf er plötzlich das Buch hin, daß es auf den Boden fiel, und sagte: „Ich kann's nicht länger aushalten!" Oehlenschläger, hierüber erbittert, verließ die Stube und ging in seine Kammer. Steffens aber folgte ihm auf den Fersen; und als der Dichter die Thür hinter sich ins Schloß warf, so schlug der hitzige Steffens in derselben eine Fensterscheibe ein, öffnete von innen und fragte im Zorne, ob Oehlenschläger sein eigenes Haus vor ihm zuschließen wolle. Da dieser aber jetzt einige freundliche Worte gab, war Steffens sofort ein anderer Mensch. Der sanguinische Mann umarmte und küßte seinen Freund unter Thränen; und sie waren wieder versöhnt. Und obgleich in Oehlenschlägers Herzen sich allmählich wieder Bitterkeit ansammelte, welche nur allzu oft sich Luft machte, so mußte er später doch eingestehen, daß Steffens gegen ihn nicht verstimmt worden sei. Er hatte seine Freude am „Hakon Jarl"; „ein anderer" — wie Oehlenschläger selbst sagt — „mit seiner Urteilsschärfe, würde wohl genug daran zu tadeln gefunden haben". Über ihr Zusammenleben äußert er sich noch weiter: „Eine wunderbare, leicht erregte Natur war Steffens, aber höchst liebenswürdig, poetisch, ideenreich, originell. Ich habe seinesgleichen nicht gekannt. Beständig floß über seine Lippen die augenblickliche Inspiration. — Mit munteren Einfällen und poetischen Phantasieen kamen wir einander unablässig entgegen" [2]).

1) Henr. Hertz, Fra en Udenlandsrejse, S. 23.
2) Oehlenschläger, Erindringer II, 35.

Gegen Ende Januars verließ Oehlenschläger Halle, nachdem er Reisegeld aus Dänemark erhalten hatte. Den letzten Abend waren Steffens und Schleiermacher bei ihm in dem Gasthofe, in welchem er die letzten 14 Tage logiert hatte, während Frau Steffens im Kindbett lag. Steffens las da den „Hakon Jarl“ laut vor. Das geschah zum freundlichen Abschied, und dieser ging nicht vorüber, „ohne daß Thränen flossen“. Oehlenschläger ging nach Berlin; aber späterhin im Frühjahre hielt er sich auf der Durchreise wieder drei Tage bei den Freunden in Halle auf.

Um so unangenehmer berührt die Bitterkeit, mit der Oehlenschläger, besonders in Briefen an H. C. Oersted, sich über Steffens ausspricht, welchem er so viel verdankte. „Er hat eine immense Prätension und unleidliche Impertinenz“, schreibt er. „Sein ganzes Sonnensystem ist durch einen raschen Stoß von Tieck und Schelling her in Bewegung gesetzt worden.“ Und später: „Ein halbes Jahr hindurch mußte ich in Halle täglich die leidige, unmoralische Eitelkeit sehen, mit welcher er alles niederriß, was ihm nicht konvenierte“ [1]). H. C. Oersted antwortet: „Was Steffens angeht, so weiß ich recht gut, daß er die Natur in ein System einklemmen will, und zwar in ein sehr enges. Gott bewahre mich ferner, ein Steffensianer zu werden, wie er mich bisher davor bewahrt hat. Ich habe wohl auch bemerkt, daß er prahlt.“ Nach einer Äußerung, dahin gehend: unwissend in den Naturfächern könne Steffens wohl nicht heißen, wie Oehlenschläger gemeint hatte, fährt er fort: „Mit einem seltenen Reichtum, wenn auch nicht Tiefe der Kenntnisse, verbindet er reiche, glückliche Überblicke. Nimmt man nun diese nicht als unwidersprechliche Resultate der tiefsten Philosophie, sondern für das, was sie sind: Blitzstrahlen zur Wegweisung, so lernt man viel von ihm. Ich fürchte sogar, zu wenig hiermit zu seinem Vorteile gesagt zu haben“ [2]).

So hatte denn der Besuch, auf welchen Steffens sich dermaßen gefreut hatte, daß seine Frau damals an Kamma Rahbek schrieb: „Steffens schimpft jeden Tag eine Viertelstunde darüber, daß er

---

1) Briefe von und an H. C. Oersted (Erste Sammlung: „Oehlenschläger til Oerst. fra Paris“) vom 11. August und 6. Dezember 1807.

2) Ebd., Brief vom 1. Nov. 1807.

noch nicht hier ist" — dieser Besuch hatte mit einer Verstimmung geendet; und ungern liest man, was drei Jahre nachher Frau Steffens an dieselbe schreibt, daß Öhlenschläger seit seinem Besuche niemals eine Zeile an sie beide geschrieben habe [1]). In späterer Zeit kam der Dichter dennoch auf andere Gedanken, und die alte Freundschaft wurde erneuert, als sie sich im Leben wieder begegneten.

Das Kind, dessen Geburtstag, kurz vor Oehlenschlägers Abreise, auf den 9. Januar 1806 fiel, war ein Mädchen, welches aus Goethes „Egmont" den Namen Klara oder Klärchen erhielt [2]). Sie blieb das einzige Kind, das zu reiferen Jahren heranwuchs; und wie viel sie, insbesondere für den Vater, geworden ist, werden wir im Folgenden sehen.

„Grundzüge zur philosophischen Naturwissenschaft, in Aphorismen", so hieß also das neue Werk, welches Steffens ausgearbeitet hatte, und welches in dem genannten Jahre ans Licht trat. Wir können nur einige charakteristische Sätze aus demselben wiedergeben; und da es eben nur aus „Aphorismen" bestand, so läßt es sich auch thun. „Die Pflanze ist die aufgeschlossene Erde, die Versöhnung des Lebens und der Masse (Materie), der stille, stumme Blick der Liebe. Die Pflanze ist die aufgeschlossene Sehnsucht der Erde; mit der Masse vertraut, wendet sie sich gegen das Licht, als ihre Außenwelt. Die Wurzel ist die chaotische Zeit der Pflanze, verborgen im Schoße der Erde, sowie die Erde in der Urzeit im Schoße des Universums. Die Blüte enthüllt das innere Leben der Pflanze; in der Farbe offenbart sich das gefesselte Licht; in

1) Kär og fjern (1879, S. 368). — Kamma Rahbek rühmt die Briefe der Frau Steffens: „Giebichenstein ist das einzige Frauenzimmer — unter allen, die ich kenne —, welches meiner Meinung nach irgendeinen Begriff davon hat, was ein Brief sein soll. Sonst pflegt — wenn's nicht reiner Gefühlsbrei ist — so viele Affektation, Eitelkeit u. s. w. in den Frauenbriefen zu sein." Frau Steffens schrieb einen fließenden Stil in kurzen, abgebrochenen Sätzen, und drückte ihre Meinung mit großer Offenherzigkeit aus.

2) Oehlenschläger schreibt an seine Christiane: „Steffens steht mit ihr (dem Kinde) auf dem Arme — weit ab vom Spiegel (da er gute Augen hat) und sieht, ob das Kind ihm ähnlich sei; und ich versichere ihm immer, daß es meiner Treu schon wackele und den Takt mit dem Kopfe schlage, sowie sein Vater, wenn er auf der Orgel singt — das will sagen, auf dem Katheder vorträgt." (Mindeblade om Oehlenschläger, S. 44.)

der Unendlichkeit des Blütenduftes giebt sie wieder, was sie stille empfing. — Das Insekt stellt das Luftleben dar; hat die Sehnsucht der Erde sich in der Pflanze geoffenbart, so stellt das Insekt die Begehrlichkeit dar. Die Töne der Vögel sind der lebendig gewordene Blütenduft; daher verstehen Vögel und Blumen einander. Der Mensch ist in einer seligen Einheit mit der Natur geboren, und diese soll er niemals aufheben. Alle Sagen aus der uralten Vorzeit bezeugen das. Da aber in dieser Welt die Befreiung der Persönlichkeit niemals rein hervortritt, so entsteht mit dem Gefühl der erwachenden Befreiung ein tiefer Schrecken, ein geheimes Grauen als Vorbote der Seligkeit. Dasselbe kann hier im Leben nie aufhören, als der vollkommene Gegensatz gegen die Eigenliebe, welche sich in irdischer Sicherheit verhärtet. — Die Welt, so wie sie ist, findet sich in dem Menschen wieder; die Außenwelt selbst ist ein Äußeres seines Inneren. Er erkennt sich in ihr, sie in ihm. — Dieses große Selbstgespräch des Alls, in jedem einzelnen auf eigentümlich bestimmte (individuelle) Art sich wiederholend, ist das wahre Mysterium." — Wir verweilen nicht länger bei diesen Aphorismen. Es sind phantastisch-poetische Bilder auf dem Grunde der Natur; es sind tiefsinnige Ahnungen und Eingebungen. Allein die Symbolik geht nicht immer auf den Kern der Sache; sie begnügt sich oft mit äußerlichen Vergleichen [1]).

Gegen Ende des März reisten Steffens und Schleiermacher nach Berlin, wo jener bei seinem Schwager, Geh. Rat Alberti, einkehrte [2]). Während dieses Aufenthaltes, welcher vier Wochen währte, traf er wieder mit Oehlenschläger zusammen und machte die Bekanntschaft Alexanders v. Humboldt, des Schöpfers der physischen Erdbeschreibung. Letzterer vertiefte sich gern in Gespräche mit dem Naturphilosophen. Auch Johannes Müller, der geniale Geschichtsforscher mit dem tiefen Blicke, dessen Geschichte der Schweiz ein Meisterwerk ist, hat unser Steffens öfter gesprochen. Es war

---

1) Julian Schmidt, Deutsche Litteraturg. II, 441 f.

2) Mindeblade om Oehlenschläger, S. 62. Steffens meint, er habe bei Buchhändler Reimer logiert, was aber sicherlich ein Gedächtnisirrtum ist. Schleiermacher, welcher zu Reimer in näheren Beziehungen stand, war dessen Gast.

im ganzen ein buntes Leben, in das er in Berlin hineingezogen wurde. Bald befand er sich unter seinen Anverwandten, Reichardts Schwiegersöhnen, den Geheimräten Pistor [1]) und Alberti, bald bei alten Bekannten wie Fichte, „dem tüchtigen, ehrlichen, kräftigen, gutherzigen Manne" (wie Oehlenschläger ihn nennt), welcher seine Vorlesungen hielt über „Anweisung zum seligen Leben"; bald bei Henriette Herz, welche im Jahre 1803 Witwe ward und, im Vergleich mit ihrer früheren Lage, in ziemlich eingeschränkten Verhältnissen lebte, immer aber noch lebhaft und geistreich. Steffens trat zu ihr in ein nahes Freundschaftsverhältnis. Es war eine bewegte Zeit; und obgleich Steffens fast ausschließlich in litterarische Kreise kam, konnte ihm dennoch die mächtige Gärung, die wegen der politischen Lage die Gemüter beherrschte, nicht verborgen bleiben. Österreich war erst neulich von Napoleon durch den Preßburger Frieden gedemütigt worden, und auch Preußen hatte von ihm viele Kränkungen zu erdulden gehabt. Ein Krieg gegen Frankreich schien je mehr und mehr unvermeidlich. Man sehnte sich immer stärker nach einem solchen, da die Stellung Preußens, welches noch Friedrichs II. Ehren in frischer Erinnerung bewahrte, als eine unwürdige empfunden wurde. Bisher hatte es sich außer dem Spiel gehalten: war nicht endlich die Zeit gekommen, wo es sein Schwert in die Wagschale zu werfen hatte? Eine heftige Strömung ging durch die Gemüter; und in den ersten Frühlingstagen kam man „unter den Linden" zusammen, um sich gegen einander auszusprechen. Man hatte das Gefühl, es sei „die Stille vor dem Sturm". Der lebhafte Steffens wurde in hohem Grade mit fortgerissen. Sein Zorn gegen Frankreich war nicht erst von heute, und jetzt begann er, sich als Preuße zu fühlen. Die allgemeine Begeisterung sammelte sich besonders um die junge, edle, schöne Königin Luise, welche sich dem Volke in einem Mantel mit Schmetterlingsflügeln zeigte. Man betrachtete sie beinahe als den guten Engel des Landes [2]).

---

1) Pistor, im Postfache angestellt, war ein vielseitiges Talent. Er war Mechanikus, drechselte, schliff Glas, ja, war zu allem dem auch ein wenig Poet.

2) Im Widerspruch mit dem allgemeinen, durch eine Fülle geschichtlicher Zeugnisse bestätigten Urteile schreibt freilich der schmähsüchtige Varnhagen

Der Sommer ging unter beständig wachsender Spannung hin, hinsichtlich des drohenden Krieges, übrigens für Steffens unter angenehmen Verhältnissen. Sein Zuhörerkreis wuchs beständig. Im Anfang des Sommers machte er mit Schleiermacher eine Fußtour in den Harz. In 9 Tagen legten sie ungefähr 50 Meilen zurück und durchreisten die Berge in allen Richtungen. — Aber als der Herbst eintrat, brach endlich das Unwetter los, das so lange über den Häuptern geschwebt hatte. Preußen erklärte Frankreich den Krieg, und das Heer rückte aus. Bald sah das friedliche Halle die Scharen der Krieger durch seine Straßen ziehen. Die Anführer waren stolz und voll Vertrauens; ja, sie meinten, das Gespenst des 30jährigen Krieges werde den Feinden Schrecken einflößen. Wenn dieser nur nicht über Hals und Kopf davon laufen möchte, damit doch Zeit bleibe, einige Lorbeeren zu pflücken [1])! Jedoch sollte der Würfel bald geworfen werden: die Franzosen standen in Thüringen. In wenig Tagen sollte der Vorhang, der die Zukunft verbarg, aufgerollt werden. Wie wird diese erscheinen? mit Kränzen geschmückt, mit Jubel begrüßt, oder in Trauer gehüllt, in Schande gekleidet?

---

von Ense, Tagebücher I, 9: „Wer sie gekannt hat, weiß recht gut, daß sie nicht der harmlose, liebevolle Engel gewesen ist, sondern äußerst selbständig, verschlagen, und dabei versteckt, wie überhaupt die mecklenburgische Familie.“

1) Grundtvig, Verdenskrönike 1817, S. 592, sagt: „Man sah allein auf die blanken Stiefel aus Friedrichs Tagen, welche (Stiefel) noch dieselben waren, nicht auf die Beine, deren Beschaffenheit man erst entdeckte, als der Tod ihnen auf den Fuß trat.“

XII.

Unruhige Zeiten.

1806—1808.

Der 14. Oktober war in Halle ein unruhiger Tag. Das Volk wogte in den Straßen, während ein Gerücht das andere verdrängte. Bald hieß es, die Schlacht sei verloren; bald wieder, ein entscheidender Sieg sei gewonnen, und das Volk jubelte. Steffens eilte auf die nach Merseburg führende Landstraße hinaus; er befand sich in der größten Spannung. Auf einer hochgelegenen Stelle legte er sich nieder, mit dem Ohre auf dem Erdboden. Er hörte Kanonendonner, merkte aber zugleich, daß dieser sich gen Nordwest zog, und er war nicht im Zweifel, was dies bedeute, nämlich daß das preußische Heer auf der Flucht sei. Erst zwei Tage nachher erhielt man in Halle die Gewißheit, daß der große Kampf bei Jena und Auerstädt eine Niederlage Preußens war. Rings um Halle wimmelte es am 16. Oktober von preußischen Truppen; in der Ferne erschienen schon die französischen Kanonen; und unablässig hörte man schießen. Von einem hochgelegenen Garten aus beobachtete Steffens, mit einer Anzahl städtischer Beamten, den Kampf; aber sie konnten sich so wenig aus demselben vernehmen, daß die meisten glaubten, die Franzosen seien auf der Flucht. Bald wurden sie jedoch aus dieser Täuschung gerissen. Fliehende Preußen, erst einzelne, dann scharenweis, wichen gegen die Stadt zurück, und die siegreichen Franzosen rückten unaufhaltsam näher. Da war's Zeit, daß jeder an das Seine dachte. Steffens eilte, in Begleitung Schleiermachers, nachhause, um Frau und Kind sicherer unterzubringen; denn seine Wohnung lag gerade an einer

sehr exponierten Seite der Stadt. Bei Schleiermacher hielt man sich besser geborgen, da er in der Mitte der Stadt wohnte. Nachdem sie aber alles Notwendige zusammengebracht hatten und nun auf die Straße hinaustraten, hatte sich schon alles verwandelt. Sämmtliche Hausthüren waren geschlossen, die Bewohner der Stadt wie verschwunden, und man hörte schießen in der Stadt selbst. Sie mußten eilen, Schleiermacher mit Frau Steffens, ein Freund, Feldprediger Gaß [1]), mit Schleiermachers Halbschwester Nanny, Steffens mit dem Kinde auf den Armen, endlich das zitternde Kindermädchen. Als sie den Markt erreichten, über welchen sie mußten, sahen sie sich plötzlich in dem wildesten Getümmel. Er war mit Flüchtlingen, mit Kanonen und Munitionswagen ganz bedeckt; und nun sollten sie mitten durch diesen Wirrwarr ihren Weg finden. Wie es ihnen gelang, war ihnen nachher wie ein Traum. Als sie aber endlich an die Ecke der Merkerstraße, wo Schleiermacher wohnte, gelangt waren, hielt Steffens an, um sich umzusehen. Der Markt war schon geräumt; nur einzelne fliehende Preußen erschienen noch hier und da; aber aus den Straßen, die zum Flusse hinabführen, tauchten ganze Haufen Franzosen auf, und in demselben Augenblicke fiel eine Gewehrsalve, so daß die Kugeln an ihren Ohren vorüberzischten. Sie eilten fort und schlossen die Hausthür fest hinter sich zu.

Eine Zeit lang blieb's draußen ziemlich still; bald aber sahen die so glücklich Geretteten, wie französische Krieger plündernd von Haus zu Haus zogen. Die Lage war unheimlich genug; als Frau Steffens einen Augenblick zum Fenster hinaussah, wurde ein Gewehr auf sie angelegt [2]). Sieben Husaren drangen ins Haus, mit Säbeln und Pistolen drohend; und unter dem Ausruf: „Wir sind die Unüberwindlichen!“ zwangen sie zur Auslieferung ihrer Wertsachen, ihrer Uhren, der paar Thaler, die Schleiermacher besaß, und einiger silbernen Geräte [3]). Dagegen fanden sie nicht

1) Geb. 1761, in der Folgezeit Steffens' Kollege an der Universität Breslau, gest. 1831.

2) Når og fjern 1879, Nr. 367: Ein Brief von Steffens an Frau Rahbek, vom 16. Oktober.

3) Brief von Schleiermacher an Reimer vom 4. November („Aus

das auf einem Pulte zwischen Papieren liegende Geld des Predigers Gaß.

Später am Tage wagte Steffens sich auf die Straße hinaus. Die Stadt war ruhig, alle Feinde fortgezogen, um die flüchtigen Preußen weiter zu verfolgen. Aus seiner Wohnung holte er sein Geld und verbarg seine wertvollen Sachen. Den Abend und die Nacht brachten sie sämmtlich bei dem Buchhändler Schimmelpfenning zu, welcher sie nebst mehreren anderen eingeladen hatte. Die Zeit ging unter jener Art von Lustigkeit hin, die so häufig die Begleiterin desparater Lagen und Stimmungen ist. Ein alter, tauber Professor, welcher im selben Hause wohnte, mußte seinen Rheinweinkeller aufschließen; und unter allerlei Späßen vergaßen sie die verhängnisvolle Gegenwart, bis sie, auf Stühle ringsumher verteilt, gegen Morgen einschlummerten.

Am nächsten Tage rückte das Armeecorps Bernadottes ein, und hiermit wurde Ruhe und Ordnung in der Stadt wiederhergestellt. Durch Proklamationen, sowohl an die Bürger als an die Universität, wurde jedermann aufgefordert, seine gewohnten Geschäfte fortzusetzen, und zugleich Schutz und Sicherheit zugesagt. An den folgenden Tagen passierten wieder große Truppenmassen; endlich kam Napoleon selbst mit der alten Garde. Halle war die erste preußische Stadt, in welcher er sein Quartier aufschlug; er blieb hier einige Tage.

Die Steffenssche Familie wohnte während dieser unruhigen Tage noch immer bei Schleiermacher. Napoleon ritt eines Tages mit seinem Gefolge von Marschällen und Generälen durch die Straße. Ein französischer Beamter, welcher im Hause einquartiert war, forderte Steffens und Schleiermacher auf, diesen Aufzug zu betrachten; aber ihr Haß gegen Frankreich und speziell gegen Napoleon war so groß, daß sie es ablehnten, und nur auf wiederholtes Zureden warfen sie einen flüchtigen Blick hinaus, wobei sie jedoch die Personen nicht unterscheiden konnten. Steffens hat Napoleon niemals gesehen!

Ein Donnerschlag sollte bald die Freunde und die ganze Stadt

Schleiermachers Leben"); ebenfalls von Gaß an Schleiermacher, vom 11. März 1813.

treffen. Der französische Kaiser hob die Universität auf; alle Studenten sollten innerhalb 24 Stunden die Stadt verlassen. Vielleicht war er durch das Verhalten der letzteren erbittert. Sie hatten auf der Straße ihn nicht gegrüßt; ein Student, den er angeredet, hatte ihn Monsieur genannt; ihre ganze Haltung fand er drohend. So waren denn alle Dozenten plötzlich ihrer Stellung enthoben und brotlos. Steffens besaß nur etwa zehn Thaler, ähnlich Schleiermacher. Die Zukunft erschien nichts weniger als heiter.

Reichardt mit seiner ganzen Familie war vor der Ankunft der Franzosen geflüchtet. Seine Stellung war allerdings mißlich. Vor ein paar Jahren war eine Schmähschrift auf Napoleon erschienen, die man Reichardt zuschrieb, und jedenfalls hatte er an ihrer Abfassung einen Hauptanteil. Der Kaiser hatte damals von der preußischen Regierung seine Bestrafung verlangt; aber sie hatte dies zu umgehen gewußt. Nun schwebte die Strafrute über seinem Haupte, und er mußte sich durch eilige Flucht retten [1]).

Unter diesen betrübenden Umständen einigten sich Steffens und Schleiermacher, zusammenzuziehen und zwar in des ersteren geräumigerer Wohnung eine gemeinsame Haushaltung zu führen. Als ihr weniges Geld ausgegeben war, verkaufte Steffens sein Silberzeug. Sie lebten möglichst dürftig: denn keiner wußte, wie lange dieser Zustand dauern werde. „Wir leben hier so ärmlich wie nur möglich", schrieb Schleiermacher an Henriette Herz [2]), „eigentlich mehr als möglich. Denn durch den Mangel an Wein und die überwiegende vegetabilische Nahrung leidet meine Gesundheit. — Feuerung ist hier gar nicht zu haben. Wir verbrannten den letzten Spahn, haben aber zum Glücke noch einen halben Faden Holz von dem französischen Kommissar unentgeltlich erhalten. Sonst hätten wir frieren müssen."

In kurzem klärte sich jedoch der Horizont etwas auf, so

---

1) Als Diener verkleidet, kam er nach Sandow, einem Gute, das Tiecks Freund, Burgdorf, besaß. — Einige meinten, die Aufhebung der Universität sei dadurch herbeigeführt worden, daß Napoleon gemeint habe, Reichardt sei Professor an dieser Universität. Schleiermachers Briefe an Gaß, S. 57.

2) „Aus Schleiermachers Leben" II (4. November 1806).

daß Schleiermacher den 14. November schreiben kann: „Aus der ersten Not sind wir heraus, indem ich einen Teil meines Salairs erhalte, und Steffens einiges Geld aus anderer Quelle. Noch leben und wohnen wir beisammeu; aber ich weiß nicht, wie lange es währen wird, da die Frauen es dabei doch sehr unbequem haben.“ Trotz der trüben Aussichten waren sie im ganzen gutes Mutes; einzelne Freunde sahen sie täglich, darunter einige Studenten, die ungeachtet des Verbotes in Halle geblieben waren. Am Abend vergaßen sie unter lebhaften Gesprächen oft den drohenden Ernst des Augenblickes. Aber durch die Nachrichten, die über den Gang der Begebenheiten einliefen, wurden sie beständig wieder aus ihrer ruhigen Stimmung herausgerissen. Napoleon hatte den 27. Oktober seinen Einzug in Berlin gehalten. Eine völlige Betäubung hatte sich aller preußischen Behörden, besonders der Befehlshaber des Heeres, bemächtigt. Eine Festung ergab sich nach der anderen, oft an weit schwächere französische Truppen. Preußen war gefallen, und sein Fall war tief! Viele demütigten sich kriechend vor dem Eroberer; andere waren verzweifelt. Nicht aber Steffens und Schleiermacher. „Die allgemeine Auflösung ist schrecklich“, schreibt der letztere, „und man sieht auf allen Seiten einen Abgrund von Niederträchtigkeit und Feigheit, aus welchem nur einige, unter ihnen vornehmlich der König und die Königin, hervorragen. Die alte Wunde ist gewaltsam geöffnet; die Kur ist eine verzweifelte, aber die Hoffnung darf noch nicht aufgegeben werden [1]).“ — „Die Zuchtrute muß jetzt über alles, was deutsch ist, hergehen; nur unter dieser Bedingung kann nachher noch etwas Rechtes, Tüchtiges, Schönes herauskommen. Sehe ich ins Große, so bin ich ruhig. Ich bin gewiß, daß Deutschland, der Kern Europas, sich wieder in eine schöne Gestalt umbilden wird [2]).“ Wie er, ebenso dachte auch Steffens. Er weissagte Napoleons Sturz und die Befreiung Deutschlands.

Aber wozu sollte man greifen für die nächste Zukunft? Es war unmöglich, das Leben in Halle ohne Anstellung, ohne Aus=

1) Brief an Reimer, ohne Datum.

2) Brief an Henr. Herz vom 21. November.

sicht auf Erwerb fortzusetzen. Es war natürlich, daß Steffens' Blicke sich in dieser Drangsalszeit nach Dänemark richteten. Er schrieb an seine Brüder und bat sie, sich umzuhören, ob er dort auf eine Anstellung hoffen dürfe. Der Kronprinz, an welchen sie sich wandten, antwortete: „Laßt ihn nur kommen; er ist ein guter Kopf; wir können ihn schon gebrauchen." Ja, er bot sogar Reisegeld an, welches Steffens jedoch nicht annahm. Dagegen sandte Schimmelmann eine Summe [1]). Aber auch andere Freunde in Dänemark hatten sich schon in Bewegung gesetzt. J. P. Mynster, welcher in Spjellerup sich in guten Verhältnissen befand, wandte sich in seiner Bekümmernis um des Freundes Geschick, und ungewiß, wo er sich aufhalte, an Frau Rahbek und bat diese, die Summe, die er an ihn senden wollte, befördern zu wollen. Sie antwortete [2]): „Wo in aller Welt Steffens auch stecken mag, so bin ich gewiß, daß er ein armer Kaiser ist, und daß einiges Geld ihm schrecklich willkommen sein wird, zumal in einer Zeit, wo er es ebenso gut annehmen kann, wie Sie ihm solches bieten können; und ich bin daher auch unaussprechlich froh, daß Sie imstande sind, in seiner gegenwärtigen Not ihm zu helfen. — Ich besitze einige Dukaten, welche ich seit meiner Kindheit gesammelt habe: diese möchte ich der Giebichenstein so gern geben; aber ich wage nicht, Rahbek darum zu bitten." Und ein paar Wochen später schreibt sie an Mynster: „Sie können sich darauf verlassen, ich werde schon dafür sorgen, daß das Eingelegte in des Kaisers oder der Kaiserin Hände kommen wird. Ich bin so ungeheuer froh über diese gesegnete Kommission, und habe in meinem Leben noch keine so erfreuliche gehabt [3])."

---

1) Holtei, Briefe an Tieck, Nr. 4. Steffens an Tieck, vom 24. Dezember 1806.

2) Mindeblade om Oehlenschläger. Brief vom 1. Dezember 1806.

3) A. a. O. Brief vom 13. Dezember. Bei seiner Danksagung an Frau Rahbek äußerte Steffens: „Da ich keinen Menschen in der Welt kenne, zu dem ich lieber in ein solches Verhältnis treten möchte, so ist es mir von Herzen lieb, das Zugesandte annehmen und gebrauchen zu können. Die Gabe ist mir in jeder Hinsicht, teils an sich, teils als Hiobs (Mynsters) Geld, äußerst willkommen." Siehe När og fjern 1879, Nr. 368.

Nachdem er so eine vorläufige Hilfe erhalten hatte, suchte Steffens die Erlaubnis der preußischen Regierung nach zu einer Reise nach Dänemark, indem er sich fortwährend als preußischen Unterthanen betrachtet. Er befand sich augenblicklich in einer eigentümlichen Stellung, an zwei Länder geknüpft, zwischen beiden schwankend. Auf der einen Seite das Vaterland: „Ich bin wirklich ein Däne", schreibt er an Tieck, „und kann niemals aufhören, es zu sein" — hatte er drüben auch Feinde, so hatte er doch auch vielvermögende Freunde, und der Kronprinz selbst, damals Regent, wollte ihm wohl. „Auf der andern Seite fühle ich allerdings, daß ich zum deutschen Dozenten geboren bin und daß ich in der That unglücklich wäre, wenn ich an dem, was jetzt geschehen wird, nicht teilnehmen könnte." Deutschland schien ihn in diesem Augenblick am stärksten an sich zu ziehen. Er schreibt an Tieck: er wolle Frau und Kind zur Großmutter nach Hamburg bringen, hofft, ihnen einiges Geld verschaffen zu können; und er selbst wolle alsdann nach Halle zurückkehren, als Student leben und sich ernähren, so gut er könne. Oder falls dies nicht thunlich sei, wolle er lieber nach Süddeutschland gehen als nach Dänemark [1]). Im Gegenteil empfinde er keine Neigung, „wenigstens nicht für die ersten Jahre", in Dänemark eine Thätigkeit anzufassen, nach der Erfahrung, die er dort gemacht habe. Berücksichtigt man diese Stimmungen, so wird man die zunächst folgenden Begebenheiten leichter verstehen.

Kurz nach Weihnachten brach Steffens mit Frau und Kind von Halle auf. Schleiermacher blieb zurück. „Ich bin fest entschlossen, hier zu bleiben", schreibt er, „so lange ich Kartoffeln und Salz auftreiben kann. Eine einzige Ausnahme kann ich mir denken, nämlich wenn ich eine Möglichkeit absehen könnte, in das Hauptquartier meines Königs zu kommen" [2]).

Nach einer durch Sturm und Hochwasser gefährdeten Reise auf der Elbe kam die Steffenssche Familie in Hamburg an, wo die Großmutter die Frau und das Kind in die beste Obhut nahm. Der Aufenthalt zog sich mehr in die Länge, als Steffens gemeint

---

1) Der angeführte Brief an Tieck, vom 24. Dezember 1806.

2) Brief an Brinckmann, vom 22. Dezember.

hatte. Graf Schimmelmann hatte in seinem großen Wohlwollen sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, ihm eine Stellung zu verschaffen. Zuletzt war er auf eine Anstellung in dem Ökonomie- und Kommerzkollegium verfallen. Indessen, so schwierig es war, den Kronprinzen zu überzeugen, daß der Naturphilosoph hierzu die geeignete Persönlichkeit sei, so war es auch keineswegs etwas Leichtes, diesem selbst es einleuchtend zu machen, daß das für ihn ein passender Platz sein würde. Hätte er nicht des Grafen gütige Gesinnung gekannt, so mußte das Anerbieten ihm klingen wie eine Satire. Man denke sich den idealistischen Denker Steffens, welcher es nicht verstand, der Ökonomie in seinem eigenen Hause vorzustehen, als Ökonomie- und Kommerzienrat in demselben Kopenhagen, welches vor nicht langer Zeit Zeuge seiner Verhöhnung aller Philisterei gewesen war. Hieß es nicht sich selbst auf den Mund schlagen, wenn er sich jetzt des lieben täglichen Brotes willen als ehrbarer Comptoirist sehen ließ? Mit Briefen hin und her verlief die Zeit bis zum März 1807.

Während er so, ähnlich wie vormals in den Tagen seiner Jugend, berufs- und beschäftigungslos einige Monate in Hamburg zubrachte, machte er eine Bekanntschaft, die von sehr wichtigen Folgen für ihn werden sollte. Ein hessischer Regimentsauditor, Martin, welcher aus Kassel beim Einrücken der Franzosen sich geflüchtet hatte, suchte Steffens auf. Er vertraute ihm an, daß in Hessen und Hannover ein geheimer Bund sich gebildet habe, mit dem Zwecke, den Franzosen allen möglichen Schaden zuzufügen, sie in jeder Weise zu beunruhigen, und daß sie die Unterstützung Englands genössen. Steffens ging völlig hierauf ein, da der Plan mit seiner lebhaften Begeisterung für Deutschland und seinem sich immer mehr steigernden Ingrimm gegen Frankreich durchaus harmonierte.

Da der Kronprinz sich geäußert hatte, Steffens eine Audienz gewähren zu wollen, so begab sich dieser im Monat März nach Kiel, wo das dänische Hauptquartier war. Bei der damaligen unruhigen Weltlage war der größte Teil des Heeres gegen die südliche Reichsgrenze hin gesammelt. Bis jetzt hatte Dänemark noch Frieden; aber mit jedem Tage ward es ihm schwieriger, sich neutral zu halten. In Kiel fand eine Art von Hofhaltung statt.

Welches Gepräge trug diese Stadt heute im Vergleiche mit der Zeit vor zehn Jahren, als Steffens sich hier aufhielt! Es wimmelte überall von Militär; auf dem Schlosse wohnte der Kronprinz-Regent; das Universitätsleben trat völlig in den Hintergrund. Während Steffens nun alte holsteinische Freunde begrüßte, zugleich aber auch mit Bekannten aus Dänemark zusammentraf, so trat ihm der Gegensatz zwischen Dänisch und Deutsch hierbei in peinlicher Weise entgegen. Die Holsteiner hielten mit Deutschland, die Dänen mit Frankreich. Besonders trat ihm letzteres auf eine sehr verdrießliche Art bei einem alten Bekannten aus Kopenhagen entgegen, nämlich Frederik Högh-Guldberg[1]), Informator der 13jährigen Prinzessin Karoline. Laut sprach er mit deutlichen Worten seine Hoffnung aus, daß Frankreich für immer Deutschland seiner Botmäßigkeit unterwerfen werde; Holstein aber müsse nun vollständig mit Dänemark verschmolzen, und die dänische Sprache in dieser Provinz eingeführt werden. Diese unüberlegten Äußerungen erregten bei den Holsteinern natürlich großen Unwillen, und das gegenseitige Verhältnis der beiden Nationalitäten war ein sehr gespanntes.

Als Steffens sich zur bestimmten Stunde auf dem Schlosse einfand, und in den Vorsaal eintrat, so wurde er von den anwesenden Adjutanten, namentlich dem ihm bekannten v. Bülow, aufs freundlichste begrüßt. Bald darauf stand er dem ungefähr 40jährigen Kronprinzen, dem kleinen, mageren Manne mit den weißen Haaren, mit der herabhängenden Nase, gegenüber. Dieser kam ihm in seiner schlichten Weise freundlich entgegen. „Es ist mir lieb", sagte er, „daß Sie wieder zu uns gekommen sind; Sie sind ein guter Kopf; wir werden Sie gebrauchen können. Aber Vorlesungen dürfen Sie nicht halten!" Diese letzten Worte kränkten Steffens im höchsten Grade; in gereiztem Tone antwortete er: „Ich bedauere, Königliche Hoheit, daß ich alsdann mich für geschieden

---

1) Er war Sohn des rühmlichst bekannten Staatsministers. Im Jahre 1771 geboren, ist er später Lehrer für die Artillerie-Kadetten geworden. Er hat sowohl Gedichte als Jugendschriften verfaßt, allezeit ein warmer Freund seines Vaterlandes. Er starb 1851.

ansehen muß von meinem Vaterlande und dem Dienste desselben.“ Er verbeugte sich und wollte gehen. „Nun, Sie sind kurz angebunden“, sagte darauf der Kronprinz gutmütig; „wir können doch wohl mit einander reden. Ich kann Sie nicht lesen lassen, denn Sie machen meine Unterthanen verrückt.“ Steffens bemerkte: er erinnere sich recht wohl des unglücklichen Vorganges mit dem jungen Menschen, der in geisteskranken Zustand geraten sei; aber wie viele kämen von Verstand bei ihren mathematischen Studien, oder beim Grübeln über die Schrift? „Aber warum wollen Sie denn lesen?“ fuhr der Prinz fort; „Sie können ja Bücher ausarbeiten in Ihrer Wissenschaft.“ Steffens versuchte nachzuweisen, daß er vorzugsweise für den mündlichen Vortrag begabt sei; hierdurch habe er sowohl in Kopenhagen als in Halle die meisten Anhänger gewonnen. Zwar meine er wohl, auch irgendein bürgerliches Amt gebührend verwalten zu können; nachdem er aber an einer der Universitäten des dänischen Staates den Grad eines Doktors erworben habe, so besitze er doch auch die Berechtigung, Vorlesungen zu halten; und müsse er darauf verzichten, so werde er sich als ein bestraftes Individuum betrachten. Das Gespräch nahm jetzt einen schärferen Charakter an. Der Prinz ward aufgebracht und that die Äußerung: da Steffens dänische Unterstützung genossen habe, so könne er gezwungen werden, in dänische Dienste zu treten. Hierauf erwiderte dieser: er habe sich früher, seiner Pflicht gemäß, auch eingefunden, eine dänische Anstellung erhalten und danach in Gnaden seinen Abschied erhalten; jetzt sei er königlich preußischer Professor und befinde sich hier nur auf Urlaub, und vor seiner Abreise habe er die Erklärung abgegeben, daß, auch wenn die besten Aussichten sich ihm in der Heimat eröffnen sollten, er dennoch sein dienstliches Verhältnis zu Preußen nicht aufgeben werde, am wenigsten unter den gegenwärtig bedenklichen Zuständen dieses Landes. Der Kronprinz nahm hiervon Veranlassung zu einigen spitzigen Bemerkungen über die preußische Armee und fragte, ob Steffens vielleicht im Sinne habe, preußischer Soldat zu werden, um das Vaterland zu retten. Seine Stimme war dabei sehr laut geworden, und er verabschiedete Steffens, sichtlich erzürnt.

Als dieser jetzt wieder ins Vorgemach trat, fiel es ihm auf, wie die Adjutanten sich hastig von der Thür zurückzogen. Sie hatten

dagestanden und gelauscht. Keiner von ihnen grüßte Steffens. Das war also der Ausgang dieser denkwürdigen Audienz.

Steffens erfuhr nachdrücklichen Tadel wegen seines Verhaltens bei dieser Gelegenheit, und zwar in Deutschland sowohl als in Dänemark. In einer an sich mißlichen Lage befindlich, hatte er jede Aussicht auf eine Anstellung in seinem Vaterlande verscherzt. Immerhin mag etwas reizbarer Stolz hierbei mitgewirkt haben; aber leugnen läßt sich doch nicht, daß er handelte als ein Mann, welcher seinem Berufe treu blieb. Fühlte er, von Gott vor vielen anderen mit der Gabe ausgerüstet zu sein, das lebendige Wort zu führen; hatte er in der augenfälligsten Weise die Wirkung desselben bei seinen Zuhörern wahrgenommen: so wäre es unmännlich gewesen, eine Art Gnadenbrot in Dänemark auf die Bedingung hin anzunehmen, daß er — nicht reden dürfe! Durfte er so mit dem Maulkorbe umhergehen, damit er und die Seinen zu essen hätten? Und wenn man ihm Vorwürfe darüber machte, daß er sich nicht vorzugsweise an Dänemark anschloß — hatte er denn dieses nicht eine Zeit lang wirklich gewollt? Aber die leitenden Kreise waren zu kleinlich gewesen, um sein Talent gebrauchen zu können. Und hatte sich denn Deutschland ihm nicht geöffnet? Hatte er gegen dieses Land nicht auch eine Dankespflicht? Und durfte es wohl unedel heißen, daß er das Bedürfnis fühlte, die Tage der Drangsal mit demselben zu teilen und an dem Kampfe wider Napoleon teilzunehmen, jenem Tyrannen, der, gehetzt von dem Dämon des selbstsüchtigen Ehrgeizes, die Völker unter die Füße trat?

Aber Steffens war freilich in einer schwierigen Lage. Wozu sollte er greifen? Er entschloß sich, sogleich nach Kopenhagen zu reisen, zu dem Zwecke, womöglich eine Geldsumme, die ihm über die nächste Folgezeit hinüberhülfe, zu erlangen. Ein Oheim, derselbe alte Lieutenant Bang, welcher seiner Zeit ihm gern gewehrt hätte, eine neue Philosophie ins Land einzuführen, war neulich gestorben, und Steffens sollte 800 Rdl. von ihm erben, nota bene wenn dessen Witwe erst gleichfalls gestorben sein würde. Indessen hoffte Steffens, eine Anleihe auf dieses gehoffte Erbe hin erheben zu können. So reiste er denn, in Gesellschaft seines jüngeren Bruders, welcher sich in Kiel aufhielt und mit unveränderter brüder=

licher Liebe ihm anhing, über Fünen nach Kopenhagen. Hier eilte er sofort zu seinem älteren Bruder, welcher ihn mit der unangenehmen Nachricht empfing, die Universität habe schon von dem Kronprinzen eine Ordre erhalten, Steffens das Halten von Vorlesungen zu verbieten. Jener scheint angenommen zu haben, daß Steffens im Trotze das Katheder besteigen werde. Welchen Eindruck auf diesen eine derartige Maßregel machen mußte, kann sich jeder vorstellen.

Hand in Hand mit der erwähnten Nachricht ging eine entgegengesetzte: der Bruder war in Trauer gekleidet und kam eben von einem Begräbnis her, nämlich jener Witwe, nach deren Tode Steffens die bewußte Summe erben sollte. Diese unter so drückenden Verhältnissen eintreffende Nachricht ergriff das weiche Herz des Mannes. Hatten die Menschen sich von ihm gewandt, so gedachte Er seiner, welcher alles regiert. Als die Not am höchsten stieg, war die Hilfe am nächsten. Er sank unter Thränen auf die Kniee, und stand neu ermutigt auf. Niemals hatte er es lebendiger empfunden, daß ein Gott ist, dessen Hand in unser Dasein eingreift. Und dieser Lichtstrahl von oben ward von Bedeutung für sein inneres Leben, nachdem er so lange fern ab vom Glauben seiner Kindheit dahingegangen war, wenn auch nicht ohne religiöses Gefühl.

Der greise Professor Bang war in diesem Jahre Universitätsrektor, und es gelang Steffens, ihn zu bewegen, daß er von der Bekanntmachung des kronprinzlichen Verbotes Abstand nahm. Und ungeachtet der Oheim mit seinem Neffen höchlich unzufrieden war, erwies er ihm dennoch seine gewohnte Güte und sorgte dafür, daß das ganze Erbe ihm sogleich ausgezahlt wurde.

Es waren kaum einige Wochen, die Steffens unter obwaltenden Umständen in Kopenhagen zubringen konnte; und rasch eilten die Tage vorüber, teils mit weniger angenehmen Besuchen, z. B. bei Schimmelmann, welcher ihm sein Betragen vorhielt, und beim Polizeimeister Kaas, welcher das Verbot des Kronprinzen ihm offiziell mitteilte, teils in dem Kreise der näheren Freunde [1]). In

1) Vermutlich war es bei A. S. Oersted, wo er Baggesen traf, welcher

H. C. Oersteds Begleitung machte er einen Ausflug zu Mynster in Spjellerup. Dieser fand ihn, trotz seiner traurigen Aussichten, wie gewöhnlich gutes Mutes [1]). Von dort ging's über Laaland nach Heiligenhafen (Holstein) und weiter nach Hamburg, so daß er Kiel aus dem Wege ging. Während es auch dort an Vorwürfen seitens seiner Freunde nicht fehlte, fand seine Frau sich besser in die getäuschten Erwartungen, da es ihr höchlich widerstrebte, nach Dänemark zurückzukehren.

Das Jahr 1807, welches mit ernster Miene für Steffens angefangen hatte [2]), sollte bis zu Ende ein Jahr der Sorge und Bedrängnis bleiben. Seine Lage veränderte sich nicht; und er mußte Trost finden in den Besuchen, die er teils allein, teils mit der Familie bei verschiedenen teilnehmenden Freunden in Holstein und Schleswig machte. Allein Besuche dieser Art, welche zugleich eine Art Versorgung sind, müssen auf die Länge drückend werden.

---

ihm „schreckliche Komplimente" machte, unter anderem folgenden Vers auf ihn dichtete:

„Mens hin og denne gjör sin Kur
Til den saa knibske Fru Natur
Med Suk og Knäfald mangefold,
Tar Steffens hende frisk med Vold."

Deutsch:

„Der spröden Dame, Frau Natur,
Macht mancher andre wohl die Kur
Mit Kniefall, Seufzern, O und Ach!
Freund Steffens steigt ihr frisch aufs Dach."

Frau Rahbek schreibt den 14. März über Steffens: „Daß er jetzt alle Lust verliert, in seinem Vaterlande zu leben, kann ich ihm doch eigentlich nicht übelnehmen; denn was kann's nützen, ihm noch so brillante Konditionen vorzuschlagen, wenn man ihm den Mund verbinden will? Denn seinen Mund gebrauchen ist doch das eigentliche Talent unseres Freundes, was ich natürlich nicht in argem Sinn verstehe. Denn ich halte viel von Steffens, trotz aller seiner Windbeutelei, welche von seiner Person unzertrennlich ist — d. h. von seinem äußeren Wesen; denn was sein innerstes angeht, so muß ich es für sehr liebenswürdig halten." Windebladе om Oehlenschläger, S. 117.

1) Mynster, Meddelelser, S. 168.

2) Sein Bruder Niels starb in demselben Jahre, auf einer Reise von seiner Station, nämlich Drontheim, zu dem Kronprinzen in Kiel, plötzlich in Hadersleben auf dem Heimwege.

Es waren namentlich einige jüngere Männer aus Fichtes Schule, mit welchen er durch Rist und Gries in Verbindung getreten war, zu welchen er aber bisher noch nicht in näherer Beziehung gestanden hatte. So verbrachte er denn einige Wochen auf dem Gute Seekamp bei Kiel, dessen Besitzer Erik v. Berger hieß, ein edler, wissenschaftlich gebildeter Mann, verheiratet mit einer Tochter des Grafen Holck, welcher seiner Zeit Günstling König Christians VII. und Teilnehmer an dessen tollen Streichen gewesen war. Berger hatte mehrere Jahre als Landwirt gelebt; aber die Wirklichkeit entsprach den idyllischen Vorstellungen nicht, die er sich zuvor von einem solchen Leben gemacht hatte; und er litt an Schwermut. Er war besonders für philisophisches Forschen beanlagt. So konnten denn beide, Steffens und er, ihre Sorgen mit einander vergessen und sich in Untersuchungen vertiefen, welche für sie beide gleiches Interesse hatten [1]).

Ein anderer Mann, der ihn einlud, hieß Hülsen, dessen Besitz ein Bauernhof in Wagersrott (Landschaft Angeln) war, jedenfalls ein sehr merkwürdiger Mann. Er hatte in reiferem Alter in Jena studiert, ehe Steffens dorthin kam. Ein ausgezeichnet klarer Denker, hatte er sich bekannt gemacht durch seine Beantwortung der Berliner Preisaufgabe: „Nachweis der Fortschritte der Metaphysik seit Leibnitz und Wolf." Sein Nachweis ging darauf hinaus, daß diese Wissenschaft, anstatt irgendeinen Fortschritt gemacht zu haben, vielmehr aufgehört habe zu existieren. Er schloß sich der romantischen Schule an und machte aus dem, was andere Romantiker nur auf dem Papier fertig brachten, einen wirklichen Ernst, nämlich ein romantisches Leben zu führen, indem er der Natur teils zu dienen, teils sie zu genießen beflissen war. In dieser Weise hatte er früher in Preußen auf dem Lande gelebt, und ebenso lebte er jetzt in bescheidenen Verhältnissen, in aller Stille in Angeln unter seinen Kühen und Pferden; aber der große, ernste Mann mit dem rabenschwarzen Haar und Bart machte sogleich den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit [2]). Auch

1) Berger ward später Professor der Astronomie und Philosophie in Kiel, wo er 1833 starb.

2) Über Hülsen s. Haym, Die romantische Schule, S. 447 ff. Er starb 1810.

einen Nachbar Möller, einen gleichgesinnten, gemütlichen Süddeutschen, mit einer adeligen Dame verheiratet, besuchte Steffens. Es war diesem Manne, wie mehreren anderen, ergangen: die Lust, ein freies Leben zu führen, um unabhängig den Studien obliegen zu können, hatte ihn endlich in die bescheidene Stellung einer angelschen Familie hineingeführt.

Längere Zeit brachte Steffens (mit der Familie) bei Nikolaus Thaden zu, welcher Hausvoigt und Eigentümer von Sönderuphof bei Flensburg war, einem Ditmarscher, welcher durch eigenen Fleiß sich emporgearbeitet hatte. Es war ein frischer, kecker, dabei herzlicher Mann, welcher mit seiner gleichgesinnten Ehefrau Doris Licht und Fröhlichkeit um sich her verbreitete. Mit ungeheuchelter Gastfreundlichkeit öffnete Thaden sein Haus den Bedrängten; und diese würden sich in den freundlichen, altväterlichen Umgebungen wohl gefühlt haben, wenn nicht andere Umstände jene Zeit zu einer besonders drückenden gemacht hätten [1]), Steffens hatte unverdrossen das Garn nach verschiedenen Seiten ausgeworfen, um womöglich eine Stellung zu gewinnen. So hatte er sich denn an Fichte in Berlin gewandt, erhielt aber von diesem derben Manne eine streng zurechtweisende Antwort, indem er, der kürzlich selbst in Kopenhagen gewesen war, Steffens sein unbesonnenes Benehmen vorhielt. Dieser wandte sich demnächst auf Tiecks Rat an Professor J. H. Voß in Heidelberg, welcher bei der dortigen Universität von großem Einflusse sein sollte, dazu ein Freund Reichardts; aber die Antwort lautete vornehm kränkend, voll von Vorwürfen und von Geringschätzung seines wissenschaftlichen Strebens. Schelling bewies seine Treue und gab sich alle Mühe, in München ihm einen Platz zu verschaffen; aber seine Bestrebungen blieben erfolglos. So verging jene Zeit für Steffens unter Verdruß, Ärger und Täuschungen. Hierzu kamen auch die Begebenheiten auf dem großen Schauplatze der Welt, Englands Überfall, das Bombardement Kopenhagens und die Wegführung der Flotte [2]), Begebenheiten, die alle ihn tief erschütterten. An Rah=

1) Diese Männer werden in Rists „Lebenserinnerungen" an mehreren Stellen erwähnt, so I, 142 f., 240 ff.

2) Der Premier-Lieutenant Peter Steffens hatte von dem Kronprinzen

beks, welche in diesen Tagen des Schrecklichen viel ausgestanden hatten, schreibt er von Seekamp aus: „O, ihr Armen, ihr Guten, die ihr an unserem Geschicke so herzlich teil nahmt — und jetzt! Mit Beben müssen wir fragen, wie es euch geht. — O Dänemark, Geburtsland, Freunde! Lebet ihr, habet ihr Hoffnung, habet ihr Trost? — Kann ein Wort zu uns sich durchschleichen, schreibt uns! Verhehlt uns nichts! Hat der unsägliche Jammer nicht die Erinnerung ertötet, so denket unserer Angst, unserer Thränen, unserer Unruhe — Ihr teueren Geliebten! — Die Blitze rasen, die Erde zittert, die Willkür ist losgelassen und zerstört Städte und Länder; die Bosheit hat sich erhoben, und die dänische Flotte, die dänische Ehre ist in fremden Händen — wer kann unter solchen Ereignissen noch leben? O, ihr Tapferen, eurer Ehre ist ewig; euer Jammer ist euer Ordenszeichen! — Wäre ich doch so glücklich gewesen, euer Schicksal zu teilen![1]" — Aus jedem Worte liest man die mächtige Bewegung des Gemütes, sowie seine Liebe zum Vaterlande.

Als nun aber Dänemark sich eng an Frankreich anschloß, indem der Kronprinz ein Bündnis mit Napoleon abschloß, so mußte seine Verstimmung nur noch zunehmen. Es war ihm zumute, als erblicke er nichts als Ruinen, sowohl was seine eigene Lage als die des Vaterlandes betraf, endlich auch im Blicke auf seine Adoptivheimat, Preußen, welches bei dem Tilsiter Friedensschlusse (im Juli 1807) alle seine westlich der Elbe gelegenen Besitzungen abtreten mußte, und nur ein Schattenkönigreich blieb, unter den Flügeln des gallischen Adlers, ein Reich mit nur fünf Millonen Einwohnern. Das westliche Deutschland wurde größtenteils zu einem neuen Reiche gemacht, dem Königreich Westfalen unter Napoleons jüngstem Bruder, Jerome, und auch Halle war demselben

---

den gefährlichen Auftrag erhalten, sich nach Kopenhagen mit einer Ordre, daß die Orlogschiffe in den Grund gebohrt werden sollten, hineinzuschleichen. Er wurde aber durch die englischen Vorposten angehalten und als verdächtig auf eines der Schiffe gebracht. Hier sollte er eben freigelassen werden, als ein gefangener dänischer Soldat ihn erkannte und ausrief: „Ei, das ist ja unser Lieutenant!"

1) K. M. Rahbeks „Brevvexling og hendes Korrespondenter", S. 53.

einverleibt. So herrschte überall, wohin Steffens Blicke sich richteten, lauter Verwirrung und Zerstörung.

Als der Herbst vor der Thür war, zog die Familie sich nach Hamburg zurück, Frau Steffens in das Haus ihrer Großmutter, um ihre Niederkunft abzuwarten, Steffens aber in das schöne Landhaus der Frau Sieveking, in Neumühlen, unfern der Stadt. Dieses war ein großes und reiches Haus, dessen längst verstorbener Besitzer einer der größten Kaufleute Hamburgs gewesen war. Die eigentliche Glanzzeit war zwar vorüber; doch sammelten sich um die gebildete, in ihrem Urteil besonnene und milde Witwe, während des Winters in Hamburg, des Sommers in Neumühlen, viele hervorragende Persönlichkeiten. Sonntags konnten oft die Zimmer die buntgemischte Menge von Gästen aller Nationen, Alter und Farben nicht fassen. Alsdann mußten Tische an Tische geschoben, abends aber Sophas und Stühle in Betten verwandelt werden. Ungeachtet einer stark rationalistischen Denkweise waren die Genossen des Hauses von aufrichtiger Religiosität durchdrungen; und die mütterliche Teilnahme, die Steffens vonseiten der Frau erfuhr (sie hieß unter den Freunden nicht anders als „Mutter Sieveking"), mußte ja auf den hart bedrängten Mann wohlthuend wirken. Auch die beiden ehrwürdigen Alten, Reimarus und seine Gattin — er als Naturforscher bekannt, sie als Schriftstellerin, gewissermaßen die Häupter des Sievekingschen Geschlechts — übten auf Steffens ihre Anziehungskraft. Er kam häufig zu ihnen, wiewohl er manche Schelte von der greisen, korpulenten Dame, welche auf ihrem schwarzen Sopha wie festgewurzelt saß, einstecken mußte. Sie wollte nichts von seiner Philosophie wissen, noch weniger von seinem Auftreten gegenüber dem dänischen Kronprinzen, was sie ihn immer wieder fühlen ließ, in ihrer derben, aber wohlmeinenden Weise.

Hamburg war damals nicht mehr, was es gewesen war. Das reiche Leben des Welthandels, wie es im Jahre 1794 das Erstaunen des jungen Naturforschers erregt hatte und besonders durch die günstige Lage der Stadt während der Revolutionskriege [1]) befördert

1) Das Jahr 1799 war für die Geschichte Hamburgs von entscheidender Bedeutung. Damals fallierten 136 große Handelshäuser. „Perthes' Leben" I, 114.

worden, war längst vorüber. Jetzt war es von den Franzosen besetzt; aller Handel mit England bei Todesstrafe verboten; im Hafen lagen die Schiffe zu Hunderten abgetakelt. Keine Stadt hat schlimmer als Hamburg unter Napoleons Gewaltherrschaft gelitten. Außer französischen Truppen lagen hier augenblicklich auch spanische, welche später nach Dänemark verlegt wurden; und es diente während des zu erduldenden Druckes zu einigem Troste, daß letztere ebenso heftigen Haß gegen das französische Regiment fühlten wie die Deutschen. Der spanische Befehlshaber, General la Romana — später bekannt geworden durch die Klugheit und Energie, mit welcher er, in Dänemark, den größten Teil seines Armeecorps von dem französischen Joche befreite und auf englischen Schiffen in die Heimat zurückführte, um gegen Napoleon zu kämpfen — ein kleiner, intelligenter Mann, begegnete unserem Steffens öfter, welcher über dessen Vertrautheit mit der deutschen Litteratur erstaunte. In Perthes' Buchladen am Jungfernstiege traf er öfter mit dem Spanier zusammen; dort versammelten sich überhaupt die bedeutendsten Männer, sowohl Hamburger als Fremde. Friedrich Perthes, Führer des größten norddeutschen Buchhandels, war noch ein jüngerer Mann, nur wenig Jahre älter als Steffens, ein Mann, der als Schwiegersohn von Mathias Claudius, dem Wandsbecker Boten, nicht bloß in dieser äußeren, sondern auch in geistiger Verwandtschaft mit dem genannten „echten Sohne Martin Luthers" stand. Perthes, der geist- und kenntnisreiche, kluge, thatkräftige Mann, war zugleich eine tiefe, christliche Natur, dazu ein wahrer deutscher Vaterlandsfreund, immer bereit, der guten Sache mit Rat und That zu dienen. Er stand in lebendiger Gemeinschaft mit beinahe allen hervorragenden patriotischen Persönlichkeiten in ganz Deutschland, unter anderen auch mit Steffens.

Aber den vertrautesten Umgang hatte dieser in Hamburg doch mit dem etwas jüngeren genialen Maler Philipp Otto Runge, welcher seine künstlerische Ausbildung in Kopenhagen und Dresden erhalten hatte (schon im Jahre 1810 gestorben). Eine tief religiöse Gesinnung [1]), strenge Sittlichkeit, eine muntere, kräftige Natur,

---

1) „Wenn einer unter den Deutschen in dem letzten Jahrhundert echte Mystik und Theosophie repräsentiert, so ist es Runge", wie Perthes sich äußerte; „denn in ihm, wie in keinem andern, vereinigen sich Jakob Böhmes

waren die charakteristischen Züge des jungen Mannes, welcher, Fremden gegenüber verschlossen, im Kreise seiner Freunde voll Witz war und von Gedanken überströmte. Er erinnerte etwas an Novalis. Das Ahnungsvolle, das Symbolische, spielten eine große Rolle auch in seinen Gemälden; ebenso glich er ihm, was den hektischen Glanz in seinen Augen, die Röte seiner Wangen betraf, welche einen frühzeitigen Tod weissagten [1]). Manche Stunde verbrachte Steffens mit ihm in seiner bescheidenen Wohnung im vierten Stockwerk, wo er glücklich und echt poetisch mit seiner kleinen, einfachen Ehefrau und zwei niedlichen Kinderchen lebte.

Der kürzlich aus Italien heimgekehrte junge Hr. v. Rumohr, ein reicher, unabhängiger Mann, welcher mit ungewöhnlichem Talent sich dem Studium der Kunst und Kunstgeschichte hingab, lud Steffens ein nach seinem Gute in der Nähe Lübecks. Und da des letzteren Frau glücklich niedergekommen war mit einer Tochter, welche den Namen Anna erhielt, hinderte ihn nichts, der Einladung Folge zu leisten. Um diese Zeit erfuhr er freilich, daß die Universität Halle von der westfälischen Regierung wiederhergestellt war; auch erhielt er bald danach die offizielle Anzeige davon, nebst der Aufforderung, seinen Posten aufs neue anzutreten. So froh er sein mußte, wieder in Thätigkeit gesetzt und versorgt zu sein, so fühlte er doch keinen lebhaften Trieb, sich zu beeilen, um als Unterthan einer fremden, verhaßten Herrschaft installiert zu werden. Da er nun gar nicht vor Frühjahr das Amt anzutreten brauchte, so verlebte er diesen Winter 1807—1808 bei Hrn. v. Rumohr; und obgleich dieser Mann wegen seines unstäten, launischen Wesens bekannt war — bald konnte er die Liebenswürdigkeit selbst und ungemein aufopfernd sein, wie Tieck es erfahren hatte, welchen er während seines traurigen Gichtleidens in München und Italien aufs getreueste pflegte, bald konnte er wieder kalt, abstoßend und auffahrend sein [2]) — so

---

großartige theosophische Anschauungen mit Susos mystischer Liebesinnigkeit.“ Perthes' Leben I, 134 f. Er war in besonderem Grade mit Märchen u. dgl. vertraut, und von ihm stammt z. B. das so bekannte niederdeutsche: „Van den Fischer un sien Fru.“ (Rist, Erinnerungen II, 45.)

1) Runge ward 33 Jahre alt, und wurde auf seinem Krankenlager von Luise Reichardt gepflegt.

2) R. Köpke, Ludw. Tieck I, 315 ff.

scheint es doch, daß Steffens davon nicht zu leiden gehabt hat. Sie brachten beide fast die ganzen Tage, jeder in seinem Zimmer, unter einsamen Studien zu und sahen sich nur bei den Mahlzeiten. Dann konnten sie wohl in Wortstreit geraten, welcher indes immer friedlich endete. „Steffens hat vielen Kummer“, schreibt Rumohr an Tieck, „und ich manchen Ärger; so kommt es zuweilen, daß es scheint, als stritten wir uns. Aber wir gehen als Freunde aus einander, nachdem wir den Irrtum eingesehen haben [1].“ Es war für Steffens eine wahre Erquickung, nach dem langen Umherschweifen sich wieder in seine Wissenschaft vertiefen zu können. Endlich, in den ersten Tagen des Frühjahrs, mußte er aufbrechen. Hr. v. Rumohr [2]) half großherzig dem armen Professor mit einer ziemlich bedeutenden Geldsumme; und so zog dieser denn mit seiner Familie südwärts, um in Halle zum zweitenmal eine Wirksamkeit zu beginnen. Die Zeit der Irrfahrten war vorüber; aber immer lag noch die Zukunft in dunkle Wolken gehüllt. Diesmal grüßte er die wohlbekannte Stadt nicht mit jener jugendlichen, heiteren Hoffnung; er kehrte wieder als der im Schicksalskampfe erprobte Mann. Und dennoch leuchtete im Hintergrunde eine Hoffnung, welche von Steffens innerem Leben unzertrennlich war. Das war die Hoffnung, mitzuwirken bei Deutschlands Befreiung und Wiederherstellung.

---

1) Holtei, Rumohrs Brief vom 12. Januar 1808.

2) Rumohr, welcher sich als Gelehrter und Schriftsteller einen bedeutenden Namen erworben hat (auch stand er dem König Friedrich Wilhelm IV., schon als Kronprinzen, nahe), starb 1843.



XIII.

Unter dem Joche.

1808—1811.

„Ach, wie verändert!“ so mußte Henrik Steffens wohl aufseufzen, als er im Frühjahr 1808 seine Wohnung in Halle aufs neue aufschlug. Wie war die vormals doch ziemlich lebhafte Stadt jetzt so wunderlich öde und ungemütlich! Sie schlug die Ehre, dem Königreiche Westfalen unter dem jüngsten Bruder des „großen Napoleon“ einverleibt zu werden, sichtlich nicht hoch an, sah auch die französischen Soldaten, welche an Stelle der preußischen Besatzung eingerückt waren, durchaus nicht gern. Überall empfand man, daß auf der guten, deutschgesinnten Stadt ein schwerer Druck lastete. Und wie mußte Steffens so manchen guten Freund, welcher unter der Ungunst der Zeiten Halle verlassen hatte, schmerzlich vermissen! Am empfindlichsten war ihm der Verlust Schleiermachers, welcher im vorigen Sommer nach Berlin gezogen war, weil das fremde Joch ihm unleidlich war, und nun daselbst Vorlesungen hielt. Eben dahin war auch Fr. A. Wolf übergesiedelt. Giebichenstein lag öde und verlassen. Reichardt hatte eine Anstellung als Kapellmeister in Kassel, am Hofe des Königs Jerome, angenommen, und seine Familie war ihm dahin gefolgt. Ein Trost in der Verlassenheit war es, daß der treue Reil noch am Platze war, sowie auch der (durch seine Dantestudien bekannt gewordene) reformierte Prediger Blanc. Diese beiden Freunde mußten jetzt für alle die anderen zum Ersatz dienen.

Und wie kümmerlich stand es um die Universität! Sie war zu einem Schatten ihrer früheren Bedeutung geworden. Kaum

der vierte Teil der früheren Studentenzahl fand sich zusammen, und diese geringe Anzahl ließ eben nicht viel spüren von dem Flügelschlag des Geistes: Steffens fühlte sich fast überflüssig. Als er seine Vorlesungen eröffnete, sammelten sich um ihn sechs bis sieben Zuhörer, so daß sein Studierzimmer der passendste Hörsaal ward; und wuchs auch die Anzahl mit der Zeit, so blieb sie doch gegen die frühere immer gering. Von seiner lieben Naturphilosophie konnte er nur wenig Gebrauch machen; die erfahrungsmäßigen Fächer, wie Physik und Mineralogie, zogen die Zuhörer herbei. Mehrere neue Professoren waren hierher versetzt worden, deren Stimmung gegen Steffens keine sehr freundliche war. Man kritisierte ihn scharf, und das herrschende Urteil ging dahin, daß er zwar große Gaben besitze, zu überreden, mit sich fortzureißen; aber es seien nur vorübergehende Eindrücke, welche keine Vergleichung aushielten mit der ruhigen, besonnenen Anweisung anderer Lehrer.

Im Monat Mai erhielt die Universität den Besuch des Königs Jerome. Dieser junge Fürst, welcher in Kassel ein so üppiges, verschwenderisches Leben führte, daß von ihm viele unglaublich klingende Geschichten umliefen, war ein zwar gutmütiger, dabei aber ausschweifender Herr, dessen Persönlichkeit einen ziemlich unbedeutenden Eindruck machte. Er war eine von seinem mächtigen Bruder geleitete Puppe, obschon ihm gewisse Gaben, ja eigener Wille, keineswegs ganz abgingen. Auf dieser Reise begleitete ihn sein Staatssekretär, welcher zugleich die Oberaufsicht über die Universitäten führte [1]; und dieser Mann war kein anderer als der oben erwähnte, berühmte Geschichtschreiber Johannes v. Müller. Es machte einen tragischen Eindruck, ihn in dieser Stellung zu erblicken: denn er war als einer der vorzüglichsten Vaterlandsfreunde Deutschlands bekannt, ja beinahe als ihr Mittelpunkt angesehen worden. Im Jahre 1804 war er königlicher Historiograph zu Berlin geworden. Das Jahr darauf hatte er eine Aufforderung, für Vaterland und Freiheit zusammenzuhalten, mit den Worten beantwortet: „Es ist eine Erquickung, solchen deutschen Gefühlen zu begegnen. Die Zeit ist jetzt da, wo alle Gleichgesinnten sich brüderlich zusammenschließen müssen, um die Nation zu retten.

1) Nämlich Göttingen, Halle und Marburg.

Nur hierfür hat noch das Leben für mich einen Reiz" [1]). Als aber Napoleon nach der Besetzung Berlins ihm die Ehre erzeigt hatte, sich in einem langen Gespräche mit ihm zu unterhalten, so wurde er von dem Eindrucke der mächtigen Persönlichkeit desselben dergestalt überwältigt, daß mit seinen Ansichten eine große Veränderung vor sich ging. Jetzt erblickte er in ihm ein großes Werkzeug Gottes: „Ich denke an die Propheten in den alten Tagen", schreibt er, „welche aus den Zeichen der Zeit erkannten, daß Gott ein Neues schaffen wolle. Jeremias weinte seine bitteren Thränen; aber er sah, daß sein Volk dem babylonischen Könige überantwortet war, und er riet, daß man sich darein finde. — So ist es jetzt, durch die Wunder von 1806; die Nationen im Garn des Vogelfängers gefangen; bald ist alles „empire français", ob für 70 Jahre, wie im babylonischen Reiche, oder 700 Jahre, wie im römischen Reiche, wer kann es wissen?" [2]). Da er die Dinge aus diesem Gesichtspunkte betrachtete, so war es eben nicht zu verwundern, daß er die Stellung eines Minister-Staatssekretärs beim Könige von Westfalen angenommen hatte. „Ich werde Deutschland nicht vergessen", äußerte er, „so wenig als Daniel, welchem niemand seine hohe Stellung in Babel übel nahm, Jerusalem am Hofe vergaß" [3]). — Steffens fühlte sich bei dem Anblicke des im Grunde ihm so teuren Johannes v. Müller tief bewegt. Die große, etwas vierschrötige Gestalt, mit den interessanten, obgleich groben Gesichtszügen, nahm sich traurig aus in der steifen, französischen Uniform. In einem Gespräche mit ihm unter vier Augen gewann er die Überzeugung, daß der arme Mann in seinem Inneren zerrissen war und keine Hoffnung für die Zukunft hegte. Es erschütterte ihn, zu sehen, wie einer der besten Männer des Volkes so sein Vaterland aufgab und sich selbst der Verachtung preisgab.

Die Universität Helmstädt wurde aufgehoben, einige der Lehrer derselben nach Halle versetzt; aber nichts vermochte, einiges Leben hervorzurufen. Schwer und träge schlich die Zeit dahin. Auf

1) „Fr. Perthes' Leben" I, 181.

2) „Fr. Perthes' Leben" I, 173. — Es wurden weder 70, noch 700 Jahre, sondern nur 7.

3) „Fr. Perthes' Leben" I, 192.

Steffens' Vorschlag machte die Regierung den Versuch, ein Bergwerks-Institut in Halle zu errichten, welchem er vorstehen sollte; es wollte aber ebenso wenig gedeihen, wie irgendetwas sonst; nur ein Zögling fand sich ein. Unter solchen kümmerlichen Verhältnissen, welche außerdem für ihn noch verschlimmert wurden durch beständige Nahrungssorgen, da die Einkünfte sowohl durch die geringe Zahl der Zuhörer als durch drückende Abgaben einschmolzen, mußte er seinen Trost hauptsächlich im Familienleben aufsuchen, sowie in stiller wissenschaftlicher Arbeit [1]). In einer Hinsicht ward ihm das Einsiedlerleben zum Segen. Er wurde mehr als früher zur Besinnung und Selbstkritik aufgefordert, und hierdurch in seinen Augen manches in ein anderes Licht gestellt. So erkannte er selbst nunmehr die Übertreibungen in seiner Schrift: „Grundzüge in Aphorismen", und war ehrlich genug, öffentlich diese einzugestehen. Und was seine religiöse Stellung betrifft, so sagt er von sich selber in diesem Zeitpunkte, daß sogar in solchen Augenblicken, wo er sich als ein Titan vorkam, er nicht aufgehört habe, ein Kind zu sein, und daß er dadurch von einer Vorstellungsweise, wonach Gott nichts anderes sein soll außer dem Bewußtsein, befreit worden sei. Eine wirklich religiöse Anschauung keimte damals in ihm, ohne daß er schon imstande war, von den Konsequenzen eines einseitigen Denksystems sich loszureißen.

Sein lebhaft empfänglicher Geist wurde durch mancherlei verschiedene Interessen in Beschlag genommen: durch den bekannten Dr. Gall war die Phrenologie stark in Mode gekommen. Steffens beschäftigte sich viel mit dieser Lehre; und liest man seine Schilderungen von Personen, mit denen er in Berührung gekommen war, so erhält man den Eindruck, daß er einen sehr entwickelten Sinn für die Auffassung persönlicher Eigentümlichkeiten besaß. Hiermit hing es zusammen, daß er Reils Untersuchungen des Gehirnes mit gespanntem Interesse verfolgte.

Um dieselbe Zeit war für die germanische Poesie des Mittelalters eine allgemeine Begeisterung erwacht, namentlich bei

---

1) So ließ er im Jahre 1810 erscheinen: „Geognostisch-geologische Abhandlungen", welche nach Hoffmanns „Geschichte der Geognosie" eine Menge wertvoller und folgenreicher Bemerkungen, besonders über die Verhältnisse der Steinkohlenbergwerke und über das norddeutsche Flachland enthalten.

Tieck, welcher vieles, was dahin gehörte, ans Licht gezogen hatte, von der Hagen, welcher das Nibelungenlied herausgab, und Klemens Brentano, welcher sich durch jene Sammlung altdeutscher Lieder unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn“, verdient machte. Mit dem zuletzt erwähnten Dichter ward Steffens in jener Periode genauer bekannt. Er war seiner Zeit in Jena mit ihm zusammengetroffen. Damals war Brentano noch jung und wenig entwickelt; jetzt aber, da er zu längerem Aufenthalt nach Jena kam, hatte er den Namen des bedeutendsten der jüngeren Romantiker. Seiner äußeren Erscheinung nach war er etwas unter mittlerer Höhe, schön von Gestalt und Angesicht, doch bleich und mager; die schwarzen, krausen Haare hingen unordentlich um sein Haupt. Seine Augen waren braun, feurig, aber ihr Blick unruhig [1]). Er übte namentlich auch auf Steffens eine besondere Anziehungskraft durch sein frisches Wesen, seine munteren Einfälle, seinen glänzenden Witz; indessen kam alles auf ein leeres Jagen ohne Zweck und Ziel, auf ein ironisierendes Spiel mit den Dingen, auch den höchsten, hinaus. Frauen riß er vollständig mit sich fort, rührte sie zu Thränen, besonders durch seine Selbstbekenntnisse, lachte sie aber nachher aus. Seine Phantasie war in beständig unruhiger Bewegung, seine Erzählungen oft sehr unwahr, und sein Leben nichts weniger als makellos [2]).

Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, damals nicht viel über 20 Jahre alt, von hervorragender Tüchtigkeit, erwarben sich schon Verdienste durch die Neubelebung von Denkmälern deutscher Vorzeit. Sie hatten sich die Aufgabe gestellt, jene Zeit zu durchforschen, als die Natur gleichsam noch unmittelbar zu den Menschen sprach, als Poesie und Geschichte verschmolzen, besonders das früheste Mittelalter, seine Sitten, Rechte, Sprache und Dichtungen. Sie zogen Sagen, Heldenlieder, Märchen ans Licht; und

1) Oehlenschläger, Erinbringer III, 198.

2) Köbke, L. Tieck I, 354. — Zuletzt hat Brentano in streng katholischer Frömmigkeit und Askese Ruhe gesucht; 6 Jahre lebte er in der Nähe der Nonne Katharina Emmerich in Dülmen, sie und ihre Stigmatisationswunder an Kopf und Seite, Händen und Füßen („die Mahle des Erlösers“) fast bis zur Anbetung bewundernd. Nachher wohnte er in München und starb 1842.

da das Altertum Deutschlands und des Nordens einander berühren, wandten sie ihre Aufmerksamkeit auch dem ehrwürdigen Erbe des Nordens, seiner Mythologie und den Volksliedern zu. Wilhelm Grimm hielt sich ein Jahr lang in Halle auf, um eines Herzleidens wegen unter Dr. Reils Behandlung zu sein; er wohnte in demselben Hause mit Steffens, und dieser half ihm bei der Deutung und Übersetzung dänischer Heldenlieder. Mit Freuden vertiefte sich Steffens in die alte Gesangeswelt; es war in den schweren Zeiten ein Trost, auf den frühlingsfrischen Gipfeln der Vergangenheit atmen zu dürfen.

Schon seit einiger Zeit hatte die preußische Regierung die Idee in Betracht gezogen, in Berlin eine Universität zu stiften, als geistigen Mittelpunkt des Reiches. Der Entschluß wurde in den Tagen der tiefsten Erniedrigung des Reiches gefaßt, kurz nach dem Frieden von Tilsit, und am 5. September 1807 erging die betreffende Kabinettsordre. Hinsichtlich ihrer künftigen Wirksamkeit wurden verschiedene Pläne ausgearbeitet. Fichte wollte, daß sie eine Art moralischer Zwangsanstalt sein solle, um das, woran es am meisten fehle, nämlich guten Willen, herauszuarbeiten. Schleiermachers Bedenken schloß sich mehr an das Gegebene an, ebenso eine von Steffens herausgegebene Broschüre: „Über die Idee der Universitäten.“ Diese war in einem so freimütigen Tone abgefaßt, daß man ihm mit Recht sagte: „Sie würden verloren sein, hätten Sie nicht in einer Sprache geschrieben, welche für die Franzosen ein völliges Sanskrit ist“ (nämlich deutsch, dazu philosophisch). Er hatte darin ziemlich unzweideutig auf eine Wiedererhebung Deutschlands hingezielt. Steffens wünschte innigst, an der neuen Hochschule angestellt zu werden; und lange trug er sich mit dieser Hoffnung, nachdem namentlich Humboldt lebhafte Erwartungen bei ihm erweckt hatte [1]). Seine Freunde, am meisten Schleiermacher, waren für diesen Zweck sehr thätig [2]), welcher aber zu mächtige Widersacher fand. Auch Reil wurde nach Berlin berufen; und nun setzten er sowohl als Schleiermacher alles für Steffens in

1) Steffens' Brief an Schleiermacher vom 15. Februar 1810.

2) Er schreibt an Henriette v. Willich (seine nachherige Braut): „Ich habe wohl von Steffens zu Dir gesprochen, wie wunderbar lieb ich ihn habe; aber das weißt Du wohl nicht, wie sehr er mir für meinen ganzen Wirkungskreis

Bewegung, ja, wollten sogar auf ihre eigene Besoldung verzichten, damit er aus derselben salariert würde. Alles blieb erfolglos [1]. Am 3. August 1810 wurde die Universität eingeweiht, an welche eine Reihe glänzender Namen geknüpft wurde [2], unter welchen aber Steffens nicht war. Diese getäuschte Hoffnung war für ihn ein harter Schlag.

Auch im Familienleben erfuhr Steffens in diesen Jahren mehr als eine Widerwärtigkeit. Seinen häuslichen Kreis hatte er sich dadurch erweitert, daß Frau Reichardt mit ihren Töchtern ihre Wohnung bei ihm aufgeschlagen hatte, nachdem der Aufenthalt in Kassel durch Reichardts unbesonnenes Benehmen gegenüber dem westfälischen Hofe gestört worden war. Dieser selbst hatte seine Zuflucht nach dem südlichen Deutschland genommen. Die alternde, im höchsten Grade verwöhnte Frau Reichardt, welche bisher das giebichensteinsche Landhaus nie zu verlassen pflegte, fühlte sich unbehaglich in der engen Behausung und unter den drückenden Verhältnissen, ja geradezu unglücklich, so oft sie zu Fuße auf die Straße gehen sollte, sie, welche vormals stets eine Equipage zu ihrer Verfügung gehabt hatte. Da sie überdies bei aller äußeren Würde ungeduldig und reizbar war, so läßt sich denken, daß dieser Zuwachs des Hauses für Steffens nicht ohne Beschwerde war. Aber von einer ernsteren Prüfung wurden die Eheleute betroffen, da das in Hamburg geborene Kind, Anna, ihrer schönen Mutter ähnlich, unerwartet starb, während der Vater sich auf einer kleinen geognostischen Reise befand. Durch einen Eilboten herbeigeholt, fand er sie nur als Leiche vor. Ein in demselben Jahre, 1810, geborener Sohn starb, einige Monate alt.

---

wert ist, sowie auch für die jungen Menschen, die wir zu bearbeiten haben, wie wir ganz notwendig zusammengehören, und wie er selbst mich mehr als irgendein anderer belebt und mich vorwärts bringt." (Vom 27. November 1808.)

1) Schleiermacher machte das Anerbieten, von Michaelis 1810 — 1812 im ganzen 1000 Thaler von seinem Salair abzugeben. („Aus Schleiermachers Leben" IV, 175.)

2) Fichte ward der erste Rektor. Von den Professoren sind zu nennen: Schleiermacher, Hufeland, Savigny, Marheineke, de Wette, Solger, v. d. Hagen, A. v. Humboldt, Bernhardi, Niebuhr, Arnim, Fr. v. Raumer, Reil und Wolf.

Eine freudige Überraschung war es für Steffens, als er in diesen Drangsalsjahren einen Besuch bekam von seinem jüngsten, liebsten Bruder, welcher seit langer Zeit sein Vertrauter war. Friedrich VI. wünschte einige seiner Offiziere während des französisch=österreichischen Krieges beim Generalstabe Napoleons angebracht zu sehen; unter anderen auch Peter Steffens. Als sie aber zu der französischen Armee kamen, wurden sie abgewiesen und mußten den Heimweg antreten. Steffens erhielt durch seinen Bruder den Rest jenes in Kopenhagen ihm zugefallenen Erbteils ausbezahlt; allein infolge des gesunkenen Wertes der dänischen Staatspapiere war es auf einige Louisd'or eingeschrumpft. Glücklicherweise konnte er diese Täuschung mit leichtem Sinne hinnehmen, ungeachtet seine Umstände wieder sehr zerrüttet waren.

Unter den jüngeren Freunden, die sich an Steffens näher anschlossen, müssen wir den Grafen Haxthausen nennen, einen begabten, ziemlich vielseitigen Mann, welcher, mit dem Plane einer Orientreise beschäftigt, in Halle orientalische Sprachen studierte. Durch die politischen Verhältnisse wurde er übrigens an der Ausführung seines Planes verhindert, und seine Vaterlandsliebe war zu stark, als daß er bei den damaligen drohenden Zuständen Deutschland den Rücken kehren mochte. Er liebte die Naturphilosophie, und Steffens teilte sich ihm völlig mit. Stuhr und v. Willesen waren Namen zweier anderer von Steffens' liebsten Schülern in jener Zeit des Druckes in Halle. Der letztere war Militär und beteiligte sich später wacker am Kriege; er ward zuletzt General und ist in Dänemark dadurch bekannt geworden, daß er das schleswig=holsteinische Heer bei Idstedt anführte und freilich keine Lorbeeren pflückte. Der andere, ein Schleswiger, ist später in Berlin Dozent der Geschichte geworden und hat sich um die Mythologie des Orients verdient gemacht.

Am Schlusse des Jahres 1809 machte Steffens eine Reise nach Jena. Der Besuch dieser Stadt, welche so viele und werte Erinnerungen aus der Drang= und Sturmzeit seines Jugendlebens erweckte, hatte jedesmal für ihn etwas Wehmütiges. Wo waren sie hin, jene Geister, die damals der Stadt einen unvergänglichen Glanz verliehen hatten? Gries und Frommann traf er noch; die übrigen aber waren längst zerstreut. Die Zeit, in welcher die

Romantiker zusammenhielten und scharenweis ihren Aufflug nahmen, war verschwunden. Schelling war 1803 nach Würzburg gezogen, später als Professor nach München. Er hatte sich gleichsam von der Welt abgeschlossen; nur selten gab er durch eine neue Schrift ein Lebenszeichen. Mit seiner Karoline lebte er noch recht glücklich. Ludwig Tieck erwarb sich fortwährend neuen Ruhm durch seine dichterischen Leistungen, jedoch als ein gichtbrüchiger Mann. Zwar machte er sich in der Folgezeit auch durch Herausgabe altdeutscher und englischer Litteratur verdient, jedoch so, daß seine Thätigkeit öfter durch langes Siechtum unterbrochen wurde. Friedrich Schlegel war kürzlich mit der ihm angetrauten Dorothea (Veit) zur katholischen Kirche übergetreten, kämpfte indes eine Zeit lang mit Nahrungssorgen. Er hatte sich auf indische Studien geworfen, wurde aber bald darauf nach Österreich berufen, um diplomatische oder publizistische Dienste zu leisten. Ein ähnliches Los fiel dem Bruder Wilhelm zu. Nachdem er Frau Staël=Holstein mehrere Jahre begleitet hatte, wußte er sich in Wien zu vornehmen Kreisen Zugang zu verschaffen; und mit der aristokratischen Tendenz, welche ihm sowie dem Bruder eigen war, erreichte er Auszeichnungen, wie die Erhebung in den Adelsstand, die Ausstattung mit Orden, die Verwendung zu diplomatischen Sendungen. Mit einem gewissen Verdrusse blickten später beide Brüder auf ihre jugendlichen Bestrebungen und zugleich auf ihre Jugendfreunde zurück. Schleiermacher war also in Berlin. Sein Name war bald auf aller Lippen. Hatte er doch für seinen tiefen und umfassenden Geist einen weiten Wirkungskreis gefunden; augenblicklich aber war sein Lieblings= und Hauptgedanke die Auferstehung seines unterdrückten Vaterlandes. — Ja, in alle Winde zerstreut waren sie, die vormals in Jena in trautem Vereine lebten. Und nun Steffens selbst — konnte er auf sich selbst anders als mit einem Gefühle der Wehmut blicken? Er, der Mann der geflügelten Rede, er mußte wie ein Vogel mit gestutzten Flügeln in dem tristen Halle sitzen!

In Jena bekam er einen lebhaften Eindruck davon, wie Goethe alles beherrschte. Übrigens schloß dieser sich immer mehr in sich selber ab und entfremdete sich so dem Verständnis der Zeit, um nur sein eigenes Leben ungestört zu leben. Man machte ihn

nicht allein zu einer Auktorität, sondern zu einem Orakel; und wie hoch Steffens ihn auch stellte, wollte er sich auf eine Menschenvergötterung doch nicht einlassen. Er war diesmal in Jena öfter in Goethes Gesellschaft, welcher ihm die alte Liebenswürdigkeit zeigte. Sie besuchten gemeinsam eine Mineraliensammlung, welche Steffens bei Ausarbeitung eines Handbuches über Mineralogie benutzte; sie unterhielten sich über Optik und Osteologie, mit welcher Goethe sich eingehend und selbständig urteilend beschäftigte. Es war alles wie in alten Tagen. Etwas anders war es Oehlenschläger gegangen, welcher kurz zuvor auf seiner Heimkehr von mehrjährigen Reisen in der Fremde den großen Dichter besuchte. Er fand eine sehr kühle Aufnahme. Goethe lehnte es ab, der Vorlesung des kürzlich, in deutscher Sprache gedichteten „Correggio“ zuzuhören, so daß der dänische Dichter tief verstimmt seine Reise fortgesetzt und in Halle bei Steffens seinen Ärger ausgeschüttet hatte. Im Gegensatze hierzu wurde dieser nunmehr nebst seiner Frau zu Goethe nach Weimar eingeladen; und sie verbrachten hier einen interessanten Tag, zusammen mit Frau Goethe [1]), seinem Sekretär Riemer und dem Dichter Zacharias Werner. Letzterer war ein ungefähr 40jähriger Mann, welcher sich besonders durch „Die Söhne des Thals“ und „Das Kreuz an der Ostsee“ einen Namen als Dichter erworben hatte. Jedoch trugen seine Werke wie sein Leben etwas Ungesundes und Verschrobenes an sich. Er hatte sichtlich von der Überspanntheit seiner im Wahnsinn gestorbenen Mutter etwas geerbt. Er war eine lange, dürre Gestalt mit linkischer Haltung, hatte ein mageres Gesicht mit ungewöhnlich langer Nase. In der Tasche trug er zerknitterte, beschmutzte Papiere: das waren seine Gedichte. Von Goethe aufgefordert, fing er an, diese vorzulesen; als er aber in einem Sonnett den Mond mit einer Hostie verglich, so ging diese Romantik Goethe zu weit, wie denn auch Steffens von diesem Vergleich unangenehm berührt wurde. Der große Dichter brach in ganz ungewöhnliche Heftigkeit gegen Werner aus, und verließ das Zimmer. Man war gewohnt, Goethe nicht anders als mit ruhigem, gleichmäßigem

1) Goethe hatte bekanntlich während der Kriegsunruhen von 1806 seine bisherige Geliebte, Christiane Vulpius, geheiratet.

Gesichtsausdrucke zu sehen, so daß jene Scene als eine Begebenheit galt, die in Weimar von Mund zu Mund ging [1]).

In der Neujahrsnacht 1809 war Steffens auf dem Ballfeste zugegen, das jährlich in Weimar stattzufinden pflegte. Diesmal war Goethe nicht dabei. Steffens gedachte jener Neujahrsnacht, da er, vereint mit den großen Geistern, das neue Jahrhundert begrüßt hatte. Ach, die Zeiten ändern sich! —

Wir kommen jetzt auf das zu sprechen, wodurch in dieser trüben Zeit mehr als durch irgendetwas Steffens' Gemüt in Bewegung gesetzt wurde, doch nicht das seine allein, sondern unzählige andere zugleich in ganz Deutschland: das war die gemeinsame Not, der ungeheuere Druck unter den Händen eines mächtigen Feindes. Ein Kampf auf Leben und Tod stand bevor. Der Mutlose läßt in solchen Zeiten die Hände in den Schoß sinken und tröstet sich mit einer falschen Resignation; wer aber „Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hat", der bereitet sich zum Kampfe, möge dieser zum Siege führen oder zum Untergange. Und Steffens gehörte zu der letzteren Klasse von Menschen. Er hatte ein Herz für das Land, welches ihm zur Heimat geworden war; er empfand Liebe zu dem höheren Leben, das sich hier regte; es fehlte ihm nicht an unverzagtem Mute, namentlich nicht an Hoffnung.

Die Niederlage, die Preußen erlitten hatte, war eine ungeheuere. Es existierte nur noch durch Napoleons Gnade als ein Schattenreich, eingeschrumpft und ohnmächtig. Während die westliche Hälfte des Landes völlig in Frankreich einverleibt war, hatte der französische Adler seine Klauen auch über die östliche ausgestreckt, welche wenigstens noch den preußischen Namen trug. In den wichtigsten Festungen lagen französische Besatzungen. Es war ein Sturz aus stolzer Höhe, so schroff und unerwartet, wie die Geschichte nur wenige Seitenstücke dazu zeigt. Aber eine Niederlage kann in ihrem eigenen Inneren Keime der Wiedererhebung bergen, wenn das Volk in sich geht und sich ermannt; der Sturz

1) Z. Werner, welcher nach einem unruhigen, ausschweifenden Leben Katholik geworden war, kam später als Prediger nach Wien, wo er unter ungeheuerem Zulaufe, besonders der vornehmen Welt, von schwulstigem Pathos und zugleich groben Plattheiten überströmende Reden hielt, mit Verfluchung der Ketzer. Er starb 1823.

selber kann ein Wendepunkt zu einem besseren und edleren Leben werden. Und dieses ward er für Preußen. Es ist ein schöner Anblick, ein Volk aufstehen zu sehen zu hochherzigem Kampfe für Vaterland und Freiheit. Und mag auch in neuerer Zeit sich vieles zwischen Dänen und Deutschen aufgetürmt haben, so lassen doch jene ihr Urteil dadurch nicht in solchem Maße blenden, daß sie kein Auge haben sollten für das Großartige in Deutschlands Auferstehung. Aber zu dieser wäre es nicht gekommen, wenn es nicht einen Kern im deutschen Volke gegeben hätte, eine Schar vom „Geschlechte der Edlen". „Keine Stütze soll halten", schrieb Perthes in einem Briefe aus der Zeit der Niederlage, „sie brechen alle zusammen, damit jedermann sich nur an Gott halte und sich in sich selbst bereite, bis das Gericht kommt, und das Gericht ist nahe" [1]).

Auf die Vorstellungen der Königin Luise war Freiherr v. Stein, welcher vor nicht lange erst [2]) seinen Abschied als Minister erhalten hatte — und das mit den Worten: „er sei ein störrischer, trotziger und ungehorsamer Diener des Staates" — aufs neue an die Spitze der Regierung gestellt worden [3]). Und dieser geniale, für sein Vaterland begeisterte Mann, „eine vulkanische Natur, mit einem Angesichte wie ein Jupiter", griff das große Werk mit eiserner Hand an, die Auferstehung eines neuen Preußens vorzubereiten, nachdem das alte zusammengestürzt war. „Der große Gedanke einer inneren Wiedergeburt der deutschen Volkskraft ist wohl in keiner Seele so warm ergriffen worden als in der seinen. Von ihm rührte der Grundgedanke eines neuen Systems her" [4]). Zwar mußte Stein schon im November 1808 abtreten, und infolge der Erbitterung Napoleons gegen ihn nach Österreich flüchten [5]); aber

1) Fr. Perthes' Leben I, 183. Brief an Jacobi.

2) Am 2. Januar 1807.

3) Am 30. September 1807.

4) Fr. Bülau, Geschichte Deutschlands 1806—1838, S. 86.

5) In dem napoleonschen Bulletin las man über ihn: „Le nommé Stein voulant exciter troubles en Allemagne." Aber auf deutschen Bildern Steins sah man folgende Unterschrift: „Stein, alles Schlechten Anstoßstein, alles Guten Grundstein, deutscher Ehre Schlußstein." Siehe (Freiherr v. Hormayr) „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" I, 92.

das begonnene Werk wurde von Hardenberg fortgeführt, einem mehr geschmeidigen und nüchtern kalkulierenden Manne, welcher es verstand, gegenüber Napoleon eine doppelte Rolle zu spielen. Eine Reihe von Verordnungen kündigte eine neue Zeit für Preußen an. In Zukunft sollte nur persönliches Verdienst, nicht aber Geburt, das Recht zum Staatsdienst verleihen. Eine freie Verfassung wurde in Aussicht gestellt; jeder Rest von Leibeigenschaft wurde aufgehoben, und noch manches andere Neue trat ins Leben. Besonders aber fand in militärischer Hinsicht eine große Veränderung statt: eine ganz neue Heeresordnung wurde nach und nach eingeführt mit allgemeiner Wehrpflicht. Die Männer, die in dieser Hinsicht sich das größte Verdienst erwarben, waren Scharnhorst und Gneisenau. Der erstgenannte ward der eigentliche, lebendige Mittelpunkt des Heeres; mit einer unerschütterlichen Willenskraft verband er die ruhigste Überlegung und große Gewissenhaftigkeit. Je mehr und mehr gewöhnte man sich im ganzen Lande umher, auf diesen Mann aufzusehen, welcher damals 50 Jahre alt war und in seinem ganzen Auftreten kaum an die gewöhnliche steife Haltung preußischer Offiziere erinnerte, eher einen Gelehrten vermuten ließ. Ihm zur Seite stand August Gneisenau, ein jüngerer Offizier, welcher sich durch die heldenmütige Verteidigung Kolbergs ausgezeichnet hatte [1]). „Er war aber kein hochgebildeter Mann; in seinem Auftreten lag etwas Schwerfälliges. Er war aber ein ritterlicher Held, edel von Gesinnung und bescheiden, eine schöne, stolze Erscheinung, von allen geachtet und geliebt.“ „Kein Mann ist mir teurer gewesen“, sagt Steffens von ihm [2]). Diese beiden, welche an vielen anderen Offizieren kräftigen Beistand fanden, arbeiteten unverdrossen an der Heran-

---

1) Während im Jahre 1806 eine Festung nach der andern sich beeilte mit der Übergabe an die Franzosen, hielt Kolberg eine langwierige Belagerung aus bis zum Friedensschlusse. Aber es war besonders „unserem alten Gneisenau zu danken, daß wir uns eines so ehrenvollen Triumphes freuen konnten.“ (Nettelbeck, Kolbergs Belagerung.)

2) Gneisenau schreibt 1809: „Mich plagt kein Ehrgeiz. Mein Blick in die Zukunft wird nur dann hell, wenn ich mir die Möglichkeit denke, dem fremden Joche zu entgehen. In einem solchen Kampfe werde ich gern meinen Untergang finden.“ („Lebensbilder“ I, 274.)

bildung eines neuen Heeres. Und wie schwierig war das in einer solchen Zeit, wo des Eroberers mißtrauisches Auge auf ihren Schritten ruhte! Durch einen geheimen Artikel hatte Preußen sich verpflichtet, während der ersten sechs Jahre nur eine Armee von 12000 Mann zu unterhalten. Aber durch verkürzte Dienstzeit und häufige Einberufung und Einübung neuer Mannschaften brachte man es dahin, daß Preußen, ohne jene Verpflichtung zu brechen, als endlich der Tag der Abrechnung kam, ein geübtes Heer von 150000 Mann, sowie auch Waffen und Festungen, in gutem Stande hatte.

Und nun unter dem Volke selbst — wie viele edle Arbeiter meldeten sich aus seiner Mitte, welche auch Hand anzulegen bereit waren, um die gesunkenen Mauern aus dem Schutte zu erheben, und welche zum Kampfe rufen wollten, wenn die Stunde einmal schlagen werde! Der kühne und großdenkende Fichte hielt in dem Winter 1807—1808, während Berlin von den Franzosen besetzt war, seine berühmten „Reden an die deutsche Nation“. Der Trommelwirbel des Feindes in den Straßen war das passendste Accompagnement zu diesem Aufrufe. Mit glühendem Patriotismus, unter bitteren Anklagen gegen Frankreich, betonte er insbesondere die Wahrheit, daß, wenn das deutsche Volk sich aus dem Grabe aufrichten solle, in welches es versunken war, eine neue und bessere Jugend heranwachsen müsse; und solches müsse durch eine andere als die bisherige Erziehung geschehen, eine solche, die geeignet sei, stahlharte Männer mit einem festen Willen zu erziehen, und welche kämpfen wollten für die Freiheit und das Land, welches sie liebten. Neben ihm wirkte Schleiermacher, welcher an Liebe zum Vaterland durchaus nicht Fichte nachstand, und welcher ebenfalls bald eine sehr populäre Persönlichkeit ward. Der tiefe, stille Denker trat unerschrockenen Mutes mit in den Kampf für die edelsten Güter, und scheute weder Anstrengung noch persönliche Gefahr, um das Volk zu wecken. Ernst Moritz Arndt von Rügen wies auf die Tage der Vergangenheit zurück, auf die altdeutsche Thatkraft, auf jene Tage, als Hermann die deutschen Legionen besiegte, um seine Volksgenossen zu ähnlichen Thaten anzuspornen. Seine kraftvollen Lieder weckten in den Herzen des Volkes mächtigen Wiederhall. Allerdings artete hier und dort, besonders in einem Teile

des jüngeren Geschlechtes dieser Patriotismus in eine verkehrte Deutschtümelei aus, welche in gewissen Abzeichen oder auch in der Vernachlässigung des Äußeren die altdeutsche Größe und Herrlichkeit darzustellen vermeinte; aber solche Verirrungen durften sich nicht auf jene Männer berufen.

Während Napoleon und seine übermütigen Handlanger das Volk in straffen Zügeln hielten, wuchs der Ingrimm des letzteren gegen seine Unterdrücker immer mehr an; und da laute und offene Kundgebungen nicht stattfinden durften, so machte der Unmut sich Luft in geheimen Verbindungen. Das Geheime, an und für sich dem deutschen Volkscharakter zusagend, war an seinem Platze, sofern unter seinem Schutze die späteren Erhebungen vorbereitet wurden. Der Hauptgewinn der zum Teil resultatlosen Geheimbündelei war, daß das Volk dadurch wach gehalten wurde, bis dahin, als die Stunde schlug. Der Polizeipräsident von Berlin, Justus Grüner, war eines der wichtigsten Glieder dieser Thätigkeit. Er umspannte Deutschland mit seinen geheimen Netzen und verstand, ein doppeltes Spiel zu spielen, oft mit großer persönlicher Gefahr. Seine Persönlichkeit war eine stark ausgeprägte: ein magerer, beweglicher Mann mit brandrotem Haar und scharf beobachtendem Blick; das bleiche Gesicht trug den Stempel leidenschaftlicher Sinnlichkeit. Unermüdlich in seinem Treiben, war er ein Mann, dem man die größte Verfolgung seines Planes zutrauen durfte. Ein anderes der Häupter war Graf Chassot, zu dem Kreise der Ehrenmänner gehörend, die alles für das Wohl des Vaterlandes einsetzten: ein kräftiger, vornehmer Ritter, welcher gleichfalls davon durchdrungen war, daß nur durch Weckung der schlummernden Volkskraft eine neue und bessere Zukunft aufgehen könne. Die geheimen Verbindungen breiteten sich besonders in Norddeutschland, und nicht am wenigsten im Königreich Westfalen, aus. Es gab derselben mehrere; am bekanntesten ward der sogenannte „Tugendbund“ [1]), welcher den 30. Juni 1808 die königliche Bestätigung erhielt und seinen Hauptsitz in Berlin hatte.

---

1) Im mittleren und südlichen Deutschland war er vollkommen unbekannt, und im nördlichen niemals zahlreich. („Lebensbilder“ II, 265.)

Die von den Preußen fast angebetete schöne Königin Luise [1]) war ebenfalls dem geheimen Treiben nicht fremd. Aber eine große Anzahl der besten Männer des Landes stellte sich insgeheim in die Reihen jener Kämpfer, einige geradezu als Mitglieder dieser oder jener Gesellschaft, viele ohne solche bindende Verpflichtung dennoch wirksam an allem teilnehmend, wobei ihre Kräfte zu gebrauchen waren. Denn, wie ein deutscher Geschichtschreiber sagt, die wahre Sachlage war diese: „Das ganze Reich war eine große Verschwörung, an deren Spitze die Regierung und ihre wichtigsten Organe standen. Man verschwor sich zur Einigkeit, zu thätigem Widerstand, zu männlicher Würde, zur Vorbereitung auf die Zeit, in welcher man handeln könne. Man verschwor sich vor allem, sich selbst und alles um sich her zu heben, keine Opfer, keine Anstrengung zu scheuen und sich nicht zur Ruhe zu geben, bis der preußische Name aufs neue unter den Völkern geehrt und groß sei [2])." Im Auslande hatte man wichtige Verbindungen, namentlich in England, wo der Hannoveraner Graf Münster „das eingeweihte Band war, welches jenes Pfeilbündel treuer, verschworener Deutschen zusammenhielt, und aus den Klippen Albions Hilfsquellen ohne Ende hervorspringen ließ [3])." Ebenso in Österreich, wo Staatsmänner wie Stadion und der hochbegabte, mitten in seiner maßlosen Lebenslust dennoch unbeugsame Gentz, jeden Widerstand gegen Frankreich kräftig unterstützten.

In diesem anfangs verborgenen, nachher offen ausgebrochenen Kampfe für Vaterland und Freiheit hat die Romantik eine ihrer besten Früchte gezeitigt; denn sie war es, welche die Gedanken ihrer zahlreichen Jünger über das gemeine Trachten nach des Leibes Notdurft, über die spießbürgerliche Sorge und Mutlosigkeit emporhob zu höheren Interessen, zu dem Streben, in die leuchtenden Spuren der Vergangenheit zu treten, empor zu ritterlichem, uneigennützigem Kampfe. Besonders hatte sie die Herzen der Jugend, der Frauen, gewonnen; kein Wunder daher, daß ungeachtet aller

---

1) Während der Hof in Königsberg weilte, wurde sie von jemanden gepriesen als „die Heilige, welche Herzen und Seelen milde bewegt".

2) Bülau, Geschichte Deutschlands, S. 84.

3) „Lebensbilder" I, 77.

unklaren Schwärmerei der Sieg ihr zufallen mußte. Eine romantische Strömung ging durch jenes jahrelange Ringen; und bei einzelnen Begebenheiten macht sich in dem Schwunge, der Wort und Werk bezeichnete, die romantische Seele des Ganzen bemerklich [1]).

Während Napoleon in den Jahren 1807—1811 auf seiner Siegesbahn beständig fortschritt, bereitete sich so im geheimen die Stunde vor, wo man wie ein Mann gegen den Gewaltigen aufstehen konnte. „Es ist kaum zu glauben", schreibt Perthes im Jahre 1809, „wie einstimmig die Menschen sind; so eins, wie jetzt, ist Deutschland nie gewesen [2])."

Daß nun ein Mann so warmen Herzens und so erregbaren Sinnes, wie Steffens, sich gedrungen fühlen mußte, mit den Vaterlandsfreunden in Reihe und Glied zu treten, ist leicht begreiflich; und wir erblicken in ihm einen der eifrigsten Kämpfer. Sein offener Charakter, eher geneigt, ohne Überlegung aufzubrausen, als eine Sache im geheimen zu treiben, paßte daher weniger gut zur Teilnahme an geheimen Verbindungen. In solche war er aber, wie oben gemeldet, schon während seines Aufenthaltes in Hamburg eingetreten; und er blieb ein wirksames Mitglied, bis sein Aufenthalt in Halle im Jahre 1811 ein Ende nahm. Unter den kümmerlichen, drückenden Verhältnissen, wie sie damals mit seiner Professur verbunden waren, ward diese seine politische Thätigkeit mit ihrer Arbeit, ihren Aufregungen und Gefahren ein heilsames Mittel, seine Spannkraft aufrecht zu halten.

Im Oktober 1808 hielt Napoleon den bekannten Kongreß zu Erfurt, wo außer dem Kaiser von Rußland, Alexander I.,

1) Grundtvig schreibt hierüber in seiner „Weltchronik" (1817), S. 667: „Jedoch es war nicht alles Wind — und der Kampf gegen Napoleon war der Nachruhm der Romantiker. Es war historisches Blut in jenen Wilden, welches wunderlich hervorsprudelte, daher auch bald verrauschte in märchenhaften Romanzen, maß- und regellosen Dramen; aber man stimmte einen Ton an, welcher nicht aussterben darf, wenn der Mensch leben soll; man schlug Saiten an, die einzigen, die mit Hilfe des Christentums und unter seiner Hand in die Völker Leben bringen; und daß wirklich die alten Deutschen teilweise in ihren Kindern wieder auferstanden, beweist unwidersprechlich, daß die Auferstehung möglich ist." —

2) „Fr. Perthes' Leben" I, 200.

4 Könige, 2 Großherzöge, 42 Fürsten 26 Minister, um ihn als die Sonne versammelt waren, und wohin er den berühmten Schauspieler Talma hatte kommen lassen, um „vor einem ganzen Parterre königlicher Personen zu spielen. Bei derselben Gelegenheit nahm er auch die Huldiguug von Großen im Reiche des Geistes entgegen, wie Goethe und Wieland, welche sich geehrt fühlten, den Orden der Ehrenlegion zu erhalten [1]). In denselben Tagen fand in Dessau eine geheime Zusammenkunft von Patrioten statt. Schleiermacher, Steffens, Buchhändler Reimer und Prediger Blanc waren mit anderen zugegen; man verhandelte über die Mittel und den Fortgang der Volkserweckung. Man verabredete sich, die Bewegungen der Franzosen genau überwachen und alle Nachrichten aus jeder Gegend an General Chassot nach Berlin einsenden zu wollen. Man fühlte sich hoffnungsfroh; einer der Verschworenen schrieb kurz nachher an Stein: „Die Stimmung der Nation ist jetzt derart, daß ich gewiß bin, wir können uns allein retten; aber alle Maßregeln müssen rasch und mit Energie ergriffen werden. Der Himmel gebe, daß man diesen Zeitpunkt nicht unbenutzt lasse" [2]). Während sie noch beisammen waren, traten zwei Männer ein, welche Perücken, einen künstlichen Bart trugen und geschminkt waren. Sie kamen von Erfurt, wo sie eine Gelegenheit abgewartet hatten, Napoleon niederzuschießen; in dem Augenblicke aber, als dieser auf einem Spazierritt ihnen in die Schußlinie kam, war Kaiser Alexander hindernd dazwischen gekommen. Sowohl Steffens als seine Freunde betrachteten ein solches Attentat mit dem Abscheu, den es verdiente, und es war ihnen leicht ums Herz bei der Kunde, daß es mißlungen war.

Im Frühjahr 1809 brach der Krieg zwischen Frankreich und Österreich aus. Durch Deutschland ging allgemein die Erwartung, daß die Stunde der Erhebung da sei. Die Thätigkeit der geheimen Gesellschaften regte sich aufs lebhafteste; man hoffte, Preußen werde mit Österreich gehen, und in den verlorenen Provinzen werde man einen Volksaufstand herbeiführen. Auch auf Steffens' Gaben und Kräfte rechnete man. Mehrere preußische

1) Napoleon sagte zu Goethe: „Vous êtes un homme!"
2) Jul. Schmidt a. a. O., II, 563.

Offiziere schweiften verkleidet im Königreich Westfalen umher; einer derselben, Namens Hirschfeld, war speziell ausersehen, mit Steffens in Verbindung zu treten. Es war ein kleiner, verwegener Mann, eine Art praktischer Romantiker, welcher Schiller deklamierte und mit abenteuerlichen Plänen umging. Eines Tages hatte er sich in den Kopf gesetzt, er wolle König Jerome entführen, ihn nach einem halbverödeten Schlosse am Harze bringen und hier in ein Gewölbe einsperren. Steffens mußte ihn mit Hilfe des Generals Chassot verhindern, dieses unsinnige Vorhaben zu experimentieren, welches in keinem Falle der Sache zugute kommen konnte. Übrigens bestand Steffens' Geschäft darin, teils selbst, teils durch seine Freunde zuverlässige Nachrichten über die durch Halle ziehenden französischen Truppen zu gewinnen. Da nun Halle zu der französischen Militärstraße gehörte, war die Arbeit keine leichte; und er ward der Spionage überdrüssig und weigerte sich ihrer zuletzt. Die Korrespondenz mit der obersten Leitung zu Berlin war schwierig und höchst gefährlich. Die Briefe wurden durch besondere Boten hin und her getragen, und in solcher Weise abgefaßt, daß der wichtigere Inhalt mitten in Sätze gleichgültigen Sinnes eingefügt war, so daß, falls der Feind darüber kommen sollte, der eigentliche Sinn ihm verborgen blieb. Der Empfänger war im Besitze eines Stückes Papier mit offenen Streifen; legte man dieses über den Brief, so blieben nur diejenigen Sätze, auf die es ankam, offen, wogegen die nichtssagenden zugedeckt wurden. Da indessen die Komposition eines solchen Briefes sehr mühsam war, so stand man von der ganzen Methode ab und benutzte unsichtbare Tinte, mit welcher man die Nachrichten zwischen die Zeilen eines gleichgültigen Briefes schrieb. Mit Hilfe einer chemischen Wäsche ließ man dann diese Tinte deutlich hervortreten. Da jedoch dem Feinde dieses Verfahren ebenfalls bekannt sein konnte, so war die hiermit verbundene Gefahr groß genug. Eines Tages überbrachte ein Bote, welcher von den Franzosen verfolgt war, in Schweiß gebadet den Brief an Steffens; als dieser ihn öffnete, hatte der Schweiß so gewirkt, daß die Geheimschrift deutlich zu lesen war.

Mit dem vormaligen hessischen Beamten Martin, welchen Steffens seiner Zeit in Hamburg kennen gelernt hatte, stand er in ununterbrochenem, ebenso mißlichem Briefwechsel. Er erhielt

von ihm häufige Besuche, welche peinlich waren, da sie den Argwohn der Machthaber auf Steffens lenken konnten, während sie in der Regel von geringem Belang waren.

Der Frühling 1809 war eine stark bewegte Zeit. In Kassel versuchte Oberst Dörnberg die Bevölkerung zum Aufstand gegen die Fremdherrschaft zu drängen, und zu gleicher Zeit begann Major Schill sein kühnes Unternehmen. Dieser junge Mann hatte sich bei der Belagerung Kolbergs hervorgethan und war Anführer eines Kavallerie-Regiments in Berlin geworden. Hier war die Schwärmerei für ihn zu einer förmlichen Modesache geworden, besonders unter den Damen, und die Königin ging hierbei voran. Die Patrioten, namentlich Scharnhorst und Gneisenau, welche lebhaft wünschten, Preußen in den Krieg gegen Napoleon hineingezogen zu sehen, wozu aber der schwankende und etwas lässige König sich nicht entschließen konnte — sie hofften, einen Zwang auf denselben ausüben zu können mittels einer raschen Volkserhebung; und hierzu schien ihnen Schill der rechte Mann zu sein. Er gewann ohne Schwierigkeit sein Regiment für sich, so daß die Soldaten gelobten, ihm zu folgen, wohin er sie führen werde. Als Banner diente ihnen das Halstuch der Königin, welche selbst es an die Fahnenstange gebunden hatte. Man hoffte, daß, wenn Schill mit seiner Husarenschar auszöge, die übrigen Regimenter sich begeistert ihm anschließen würden. Allein so geschah es nicht. Am 28. April verließ Schill, an der Spitze seines Regiments, ohne Nachfolge Berlin und ging bis Wittenberg. Das kühne Unternehmen war aber kein erfolgreiches, zumal nur wenige einzelne sich ihm anschlossen. Bald ging die Nachricht ein, daß Dörnbergs Aufstand in Kassel verunglückt war, und daß die Österreicher in Bayern eine Niederlage erlitten hatten. Zurück konnte Schill nicht gehen, da sein eigener König alsdann gezwungen war, das eigenmächtige Vorgehen zu strafen. Nur eine Rettung war für ihn möglich, wenn er sich nämlich einen Weg zur Nordküste bahnen und auf englischen Schiffen entkommen konnte.

Eine Abteilung der Schillschen Kriegerschar kam unter Rittmeister Brunnow nach Halle, und es war eine Lust, diese ausgewählten, mutvollen Leute in ihrer entschiedenen, ruhigen Haltung vorüberziehen zu sehen. Die Stadt war voll Jubels: es war ja

lange her, daß man keine preußischen Soldaten gesehen hatte; man fragte sich, ob denn die Stunde der Befreiung jetzt geschlagen habe. Einer der Offiziere hatte eine geheime Unterredung mit Steffens; man wünschte, er möchte die Studenten auffordern, zu den Waffen zu greifen. So geneigt er hierzu auch war, zumal er wußte, daß die ganze Expedition einer Aufforderung des „Tugendbundes“ Folge leistete, so gab er dennoch die besonnene Antwort, daß, sobald die preußische Armee dem Beispiele Schills folgen werde, er alles zu thun bereit sei, um die studierende Jugend mit fortzureißen; oder, falls Schill gegen Kassel vorrücke und dieser Zug gelinge, so werde er ebenfalls bereit sein, zu handeln; zöge Schill sich aber zu seiner Rettung nordwärts zurück, so wäre es ja unverantwortlich, irgendjemanden aufzufordern, daß er dessen mißliches Schicksal teile. Kurz darauf verließen die kühnen Parteigänger die Stadt, wo man alsbald davon erzählte, wie Schills Corps sich mitten durch überlegene Feinde bei Magdeburg durchgeschlagen habe und nunmehr eilig in nördlicher Richtung weiterziehe. Es erreichte Stralsund, wo es sich einschloß und befestigte, um englische Schiffe abzuwarten. Über 3000 Holländer, in Gemeinschaft mit 2000 Dänen (unter General Ewald) stürmten die Stadt im Mai und nahmen sie ein, jedoch erst nach einem verzweifelten Straßenkampfe, in welchem Schill zugleich mit vielen seiner Waffenbrüder fiel. Die übrigen wurden gefangengenommen, die Offiziere erschossen und die Gemeinen als „brigands“ behandelt.

In Halle herrschte die größte Spannung. An den Straßenecken wurden Plakate angeschlagen, die Napoleons Sieg über die Österreicher bei Eckmühl (den 22. April) verkündeten, und daneben las man Steckbriefe, in welchen jeder, der den Häuptern des Kasseler Aufruhrs sein Haus öffne, oder ihnen zur Flucht behilflich sei, mit der Todesstrafe bedroht wurde. Unter ihnen wurde auch Martin genannt.

Eines Abends, als Steffens Besuch bei sich hatte von mehreren Verwandten und Freunden, wurde er hinausgerufen, da jemand ihn zu sprechen wünsche. Es war Martin, welcher bat, Steffens möge ihn während der Nacht beherbergen, und am nächsten Morgen ihm, zugleich mit vier anderen Verfolgten, die sich in

einem Gasthause aufhielten, forthelfen. Es blieb nichts übrig, als zu thun, wie wenn nichts Sonderliches geschehen sei. Er führte Martin in die Gesellschaft ein; allein die sichtliche Unruhe, in der dieser auftrat, die Verschlossenheit und Angst, die ihn beherrschte, mußten allen auffallen. So bald als möglich ließ Steffens ihm sein Nachtlager anweisen; aber vergeblich suchte er nach dem Weggange des unheimlichen Gastes das Gespräch in Gang zu bringen. Man war schweigsam und verlegen.

Eine von Steffens' Schwägerinnen war an einen Beamten zu Halle, Namens Stelzer, verheiratet. Dieser hatte einen Bruder, welcher ebendaselbst procureur du roi war, in welcher Stellung er aber auch verdächtige Persönlichkeiten aufspüren sollte. Von beiden Brüdern hielt Steffens viel, und er wußte, daß auch der „procureur“ ein deutschgesinnter Patriot war. So vertraute er sich ihm denn sofort in jener schwierigen Frage an, und fand ihn bereitwillig zur Hilfe. Stelzer sorgte dafür, daß in Giebichenstein rechtzeitig ein angeschirrter Wagen halten sollte, um die Verfolgten weiterzubringen. Beim ersten Tagesgrauen begleitete Steffens den Martin durch die menschenleeren Straßen. Auf der langen Saalbrücke trafen sie zwei gleichfalls steckbrieflich Verfolgte, welche nach Böhmen zu flüchten beabsichtigten; in der Vorstadt Passendorf warteten noch vier andere Parteigenossen. Und jetzt geleitete Steffens sie alle nach Giebichenstein, wo er sie endlich wohlbehalten auf dem Wagen sah. Sie entkamen glücklich. Martin gelangte nach Berlin; und da er seitdem sich an geheimen Untersuchungen nicht beteiligte, so bekam Steffens nichts weiter mit ihm zu schaffen.

Aber auch Hirschfeld brachte Steffens bei mehreren Veranlassungen in die bedenklichste Lage. Er wurde ebenfalls von der Polizei verfolgt, aber mit einer eigentümlichen „Unverfrorenheit“ exponierte er immer wieder, wie sich selbst, so auch seine Freunde der Gefahr. Beständig mit einem recht augenfälligen, weißfarbenen Überrock bekleidet, kam er ab und zu durch Halle, wo er dann Zusammenkünfte mit Steffens hielt, die aber dieser gemeiniglich durchaus überflüssig fand. Eines Morgens um fünf Uhr wurde Steffens durch ein gewaltiges Klopfen gegen die Hausthür aus dem Schlafe geweckt; die Nachbareu steckten neugierig die Köpfe

aus den Fenstern. Es war Hirschfeld, welcher ihn wissen lassen wollte, daß der Herzog von Braunschweig durch Halle kommen werde — etwas, was an sich gar keine weitere Bedeutung hatte. Steffens schaffte ihn glücklich aus einem Hinterpförtchen hinaus. Kurz darauf wurde er von der Polizei gesucht, welche erfahren hatte, daß er in der Stadt sei; da war er aber entwischt. Man faßte aber sein Felleisen ab, und Steffens ging eine Zeit lang in der Angst umher, man möchte Briefe von ihm gefunden haben; jedoch hörte er danach weiter nichts. Seit diesem Vorfalle hat er Hirschfeld nicht gesehen; dieser ging nach Spanien, wo er gefallen ist.

Es war den 26. Juli, als der Herzog von Braunschweig auf einem ähnlichen tollkühnen Zuge, wie der Schills gewesen war, Halle passierte. Mit einem kleinen Armeecorps, der sogenannten „schwarzen Legion“, welche vor dem Tschako ein Paar kreuzweise gelegter Totengebeine als Wahrzeichen trug, kam er aus Österreich, welches ihn unterstützte. Der Zweck war die Wiedereroberung Braunschweigs. Da aber Österreich gleich darauf Waffenstillstand schloß, so war er im Stiche gelassen. Er mußte also, ebenso wie Schill, nach dem Norden herauf. Glücklich drang er mit seinen 2000 Mann mitten durch eine Armee von 15,000 Feinden und erreichte auch in vierzehn Tagen, nach einer Reihe von elf Gefechten, endlich Bremen, wo er sich einer Anzahl von Schiffen bemächtigte und entkam. Diese gelungene Expedition der schwarzen „Rachelegion“ entflammte in hohem Grade das Nationalgefühl, obgleich im Grunde für die Sache Deutschlands dadurch nichts ausgerichtet war.

Nachdem Österreich gedemütigt war und mit Frankreich Frieden geschlossen hatte (Oktober 1809), folgte auf die bewegte Zeit eine schwere und drückende Periode. Napoleon stand mächtiger als jemals da; alle Hoffnung schien für Deutschland verloren. Handel und Wandel war zerstört; große Verarmung und hierdurch herbeigeführte Verbrechen verbreiteten sich rings umher, auch in Halle. Viele ergriff eine finstere, fast verzweifelte Stimmung. Um diese Zeit geschah es, daß Stein auf Napoleons Verlangen seinen Abschied erhielt. Auch Scharnhorst mußte sich, weil die Franzosen ihm nicht trauten, zurückziehen. Eine Zeit lang setzte Gneisenau

sein Werk fort; aber sogar dieser Mann trat zuletzt in die Dienste Englands, des einzigen Landes, wo man noch frei atmen konnte. Viele der besten Männer Preußens thaten das Gleiche. In Westfalen war der Druck noch größer, aber auch die Erbitterung der Gemüter aufs höchste gestiegen. Der im Grunde edle, aber irregeleitete Johannes v. Müller stieg damals gebrochenen Herzens ins Grab.

Aber unter der großen Trübsal loderte die Liebe zum Vaterlande immer stärker, zugleich mit dem Hasse gegen den Tyrannen. War Steffens gleich in mehrfacher Hinsicht übel gestellt, so konnte sein rastloser Geist doch nicht in dumpfe Mutlosigkeit versinken. Sein Auge spähte nach den Zeichen, welche die Stunde der Erlösung ankündigen sollten; und selbst in den finstersten Tagen war er versichert, daß die Erhebung nicht lange mehr auf sich warten lassen werde. Und wie er, ebenso auch andere. Gegen Ende des Jahres 1809 sandte der edle Perthes zu Hamburg eine Einladung an angesehene Männer in ganz Deutschland, bei der Herausgabe einer neuen Zeitschrift: „Vaterländisches Museum“, sich zu beteiligen, welche ein vereinigendes Band für die Freunde des Vaterlandes bilden, übrigens möglichst vielseitig seinem Inhalte nach sein sollte. Auch Steffens erhielt eine solche Aufforderung, auf welche er bereitwillig einging. „Die Mannigfaltigkeit Ihres Museums“, schrieb er, „hat mich keineswegs wundergenommen, teurer Freund. Das Eigentümliche der gesamten Litteratur muß ergriffen werden, und diese bewegt sich in den mannigfaltigsten Richtungen. Wenn nur jede Abhandlung etwas in seiner Art Tüchtiges bringt, so spricht sich in dem Ganzen von selbst die Einheit des deutschen Geistes aus. So wie die Natur das Lebendige nicht äußerlich verbindet, sondern läßt es sich innerlich frei bewegen, so liegt es, wie ich denke, auch uns ob, überall die Übereinstimmung des Einzelnen mit dem Ganzen zu suchen. Mag auch eine Zweiteilung sich in unserer Nation regen und anscheinend Geister von Geistern trennen: auch die Natur erschien im wildesten Kampfe mit sich selbst, ehe das herrlichste Leben, der Mittelpunkt der Schöpfung, hervortreten sollte. So kräftig ist der Kern der deutschen Nation, daß eine ewige Vergangenheit in ihr lebt und mit Sicherheit eine

ewige Zukunft weissagt“ [1]). — Im Frühjahr 1810 trat die Zeitschrift ins Leben, und brachte viele bedeutende Beiträge von bedeutenden Männern; aber schon beim Ausgange des Jahres kam sie ins Stocken, weil die Herausgabe unmöglich ward, nachdem Hamburg um diese Zeit in Frankreich einverleibt war. Von allen Seiten wurde das Eingehen dieser Zeitschrift als ein nationales Unglück betrachtet.

Ein Patriot, mit welchem Steffens um diese Zeit in das innigste Freundschaftverhältnis trat, war Heinrich v. Krosigk, auf dem Gute Poplitz, ein kräftiger, handfester Mann, von unerschütterlichem Charakter. Oft verbrachte Steffens bei ihm mehrere Tage, und freute sich des schönen Parks, welcher den Herrensitz umgab, wo das Wild mit den Haustieren friedlich zusammen graste und mitten in der unruhigen Weltlage sich ein kleines Idyll darbot. Hier hatte Krosigk auch, in seiner Trauer über den Wechsel der Zeiten und Dinge, eine Säule aufgerichtet mit der Inschrift: „Fuimus Troes“. Den anspruchsvollen Franzosen gegenüber trat er ruhig und unerschrocken auf, und verstand, ihnen Achtung einzuflößen, unter anderem auch durch seine Bereitwilligkeit, auf Pistolen ihnen zu begegnen, wenn man sich etwa nicht verständigen konnte oder wollte.

Inzwischen trat eine Begebenheit ein, die Anlaß gab zu einer Veränderung in Steffens' ganzer Stellung. Die Universität Frankfurt an der Oder wurde aufgehoben, da sie Berlin zu nahe lag, und die Stiftung einer anderen, nämlich in Breslau, beschlossen. Steffens, welchen man bei der Berliner Hochschule übergangen hatte, erhielt jetzt eine Berufung dorthin, mit der Zusage eines höheren Salärs. Seine Freude war groß. Zwar lag Breslau etwas abseits, fern von der eigentlichen Bewegung des Lebens; aber er kam hierdurch aus der unliebsamen Stellung heraus, in welche er wie eingekeilt war, heraus aus der Knechtschaft unter einem verhaßten, fremden Joche, und bekam endlich einmal die Aussicht auf ein mehr sorgenfreies Auskommen. Dieses geschah im Jahre 1811.

Bevor er diese Gegend verlassen sollte, wo er so verhängnis-

---

1) „Fr. Perthes' Leben“ I, 210.

volle Jahre verlebt hatte, machte Steffens noch einen Besuch an den beiden ihm so werten Orten, Jena und Weimar. Beim Abschiede von Goethe war Steffens tief bewegt; es mochte ihm ahnen, daß er zum letztenmal den merkwürdigen Mann sah, welcher so große Bedeutung für ihn gehabt hatte. Übrigens lebte Goethe noch etwa zwanzig Jahre.

Kurz nachher machte Steffens eine Reise nach Berlin, um seine neuen Verhältnisse in Ordnung zu bringen. Mit Freuden begrüßte er diese Stadt in dem Bewußtsein, nun wieder preußischer Unterthan werden zu sollen. Aber dabei regte sich doch auch Wehmut, wenn er mehrere Freunde hier als Lehrer an der neuen, großartigen Universität sah, an welche auch er so große Hoffnungen geknüpft hatte. Er fühlte sich als einen Ausgestoßenen, der nicht würdig geachtet war, Teilnehmer bei dem rühmlichen Wettlaufe der großen Geister zu werden. Jedoch war noch anderes da, wovon seine Gedanken eingenommen wurden. Es war ein bewegter Zeitpunkt. Der große Komet, welcher in jenem Sommer am Himmel erschien, hing über den Häuptern wie eine drohende Prophezeiung; und noch drohender waren die Zeichen der Zeit. Das Verhältnis zu Napoleon war ein sehr gespanntes; Rußland nahm dem französischen Eroberer gegenüber eine immer feindlichere Haltung an: ein Krieg zwischen ihnen beiden gehörte zu den nächstbevorstehenden Möglichkeiten. Preußen konnte allen Grund haben, sich an Rußland anzuschließen, und das um so mehr, da Napoleon in mehr als einer Hinsicht seine Verpflichtungen gegen ersteres außeracht gesetzt hatte. Gerade während Steffens sich in Berlin aufhielt, war die Stimmung in den Regierungskreisen eine russenfreundliche; aber der König konnte keinen Entschluß fassen, noch weniger als früher, nachdem die Königin Luise (im Sommer vorher) gestorben war. Gneisenau schrieb um diese Zeit (im August): „Wenn unser König nur den Entschluß fassen könnte, zu seiner Verteidigung alsbald die passendsten Mittel anzuwenden, so wären wir in Wahrheit in einer glänzenden Stellung. Wir haben in diesem Augenblicke 124,000 Mann, die vollkommen ausgerüstet sind, und können so viele hinzufügen, wie wir Gewehre dafür haben“ [1].

---

1) „Lebensbilder aus dem Befr. II, 247.

Aber das Unglück war, daß der König jetzt, wie immer, nicht wußte, was er thun sollte. In der Berliner Bevölkerung äußerte sich eine sehr kriegerische Stimmung. Im ganzen hatte während der letzten Jahre das gesellschaftliche Leben in dieser Stadt eine große Veränderung erfahren; durchgehends herrschte ein besserer Ton. Anstatt roher, prahlerischer Militärs sah man viele kenntnisreiche, ernstgesinnte Offiziere. Die Frauen hatten angefangen, den früheren „esprit“ mit deutscher Gesinnung zu vertauschen. Die ästhetischen Genüsse spielten nicht mehr die Hauptrolle; vielmehr lenkten die Gespräche meistens bald auf die Lebensfrage ein von der Wiederauffstehung des Vaterlandes. Jedoch gewahrte Steffens unter dem Volke große Gegensätze. Einige waren tollkühn und verwegen, andere voll Furcht; manche hegten die weitgehendsten Hoffnungen, während andere in schlaffe Resignation versanken. Daß Steffens selbst entschieden auffeiten derer stand, die offenen Kampf wünschten und diesem hoffend entgegen gingen, versteht sich. Aber alles war in Aufregung und zum Teil in verworrenem Zustande.

Nachdem Steffens im Juli nach Halle[1]) zurückgekehrt war, um seinen nahe bevorstehenden Aufbruch vorzubereiten, sollte ihm die damals in der Luft liegende politische Unruhe persönlich recht fühlbar werden. Er bekam eines Tages unerwartet den Besuch eines preußischen Garde-Kapitäns, Boltenstern, welcher von Gneisenau mit einem wichtigen Auftrage an ihn geschickt war. Nachdem dieser Mann Steffens über die Lage der Dinge und die Wichtigkeit des Augenblicks verständigt hatte, ersuchte er ihn, die zuverlässigsten Nachrichten über die Truppen des Feindes herbeizuschaffen, ferner genaue Kunde über den Vorrat von Waffen und Pulver, welcher etwa im Besitz der Bevölkerung sein möge, sodann ein Verzeichnis der Männer herzustellen, die im entscheidenden Momente bereit sein würden, für das Vaterland zu

1) In einem Briefe an Schleiermacher vom 9. August spricht er seine Dankbarkeit aus „für die herrliche, so ungetrübte Zeit, wie ihm seit lange keine zuteil geworden sei, für die Wiedertaufe der Freundschaft“. „Aus Schleiermachers Leben“ IV, 183. — Schleiermacher war jetzt verheiratet mit der Predigerwitwe H. v. Willich.

kämpfen und als Leiter einer Volkserhebung hervorzutreten. Um diese als Zeichen besonderen Vertrauens ihm gegebenen Aufträge ausführen zu können, vereinigte er sich mit seinen Freunden Blanc, Krosigk und Haxthausen, und es gelang ihm, mehrfache genaue Berichte nach Berlin einzusenden. Sie selbst stellten insgeheim Waffenübungen an, um in der Stunde der Gefahr auftreten zu können. Schon lange war Steffens Mitglied einer Gesellschaft gewesen, die ein paarmal in der Woche sich im Pistolenschießen übte. Auch dem Wildjagen lag man bei Gutsbesitzern und Pächtern in der Umgegend eifrig ob, um eine größere Fertigkeit zu erwerben; und Steffens, welcher einen scharfen Blick hatte, war kein schlechter Schütze. Diese Bekanntschaften auf dem Lande konnten benutzt werden, um auf die bäuerliche Bevölkerung zu wirken. Indessen — alle diese Anstrengungen sollten nicht weiter verwandt werden. Schon im August wurde Steffens und seinen Freunden bedeutet, alles ruhen zu lassen, da der Konflikt zwischen dem französischen und dem preußischen Hofe ausgeglichen sei, was so viel sagen wollte: der unschlüssige König hatte wieder dem französischen Einflusse nachgegeben.

Jetzt nahte die Zeit, da Steffens mit seiner Familie nach Breslau übersiedeln sollte; er wartete nur auf eine Summe Geldes, die ihm zur Deckung der Umzugskosten versprochen war. Da bekam er, wie einen Gruß zum Abschied aus seiner trübseligen Stellung im Königreich Westfalen, einen nicht geringen Schrecken. Ein jüngeres Mitglied des Bundes hatte einen Freund getroffen, Namens Martens, und hatte ihm alle ihre Pläne und Vorhaben in der Überzeugung anvertraut, daß derselbe ein durchaus treuer Vaterlandsfreund sei. Er that sich nicht wenig darauf zugute, daß er ein neues, bedeutendes Mitglied gewonnen habe: denn der erwähnte Martens sei in einer derartigen Stellung, daß er der Sache der Freiheit zu großem Vorteil gereichen könne. Er war nämlich westfälischer Polizeikommissar. Als Steffens hiervon hörte, erschrak er heftig: denn es galt ihm als ausgemacht, daß der junge Mann hinters Licht geführt sei, und daß sie alle verraten seien.

Die Lage war bedenklich; es blieb aber nichts anderes übrig, als der Versuch, jenen Polizeibeamten zu täuschen. Bald da-

nach traf von diesem ein Schreiben ein, des Inhalts: er habe mit dem größten Interesse die Schrift von Steffens: „Über die Idee der Universitäten" gelesen; und da er ein Verlangen nach seiner Bekanntschaft habe, so wolle er nach Halle kommen. Jetzt war guter Rat teuer. Steffens sah das Damokles=Schwert über seinem Haupte schweben. In dieser Not schrieb er an Schleiermacher von der Klemme, in der er sich befinde, und bat zugleich, alles zu thun, um augenblicklich Reisegeld für ihn herbeizuschaffen. Dieses kam auch wenige Tage darauf; allein auch Martens war inzwischen angekommen. Steffens erhielt von ihm ein Billet mit dem Ersuchen, ihn im Gasthofe zu besuchen, da er eines Unwohlseins halber nicht ausgehen dürfe. Steffens mußte thun, als sehe er hierin nichts Arges. So begab er sich denn zu ihm und befand sich alsbald einem Manne gegenüber, der einen unheimlichen Eindruck machte. Dieser erging sich in langen Lobreden über Steffens, begann aber danach, in vertraulichem Tone über ihre geheimen Pläne zu reden. Steffens antwortete in kalter, überlegener, abwehrender Weise, that, als sähe er das ganze geheime Treiben als ein thörichtes an, und als habe er sich demselben nur zu dem Zwecke angeschlossen, um größere Thorheiten zu verhindern, machte endlich Herrn Martens darüber Vorwürfe, daß er eine zweideutige Rolle spielen wolle. Und hiermit verließ er den Polizeikommissar.

An jedem Tage, der bis zur Abreise verging, war Steffens darauf gefaßt, daß er arretiert werde, bewahrte aber dessenungeachtet seinen gewöhnlichen, guten Mut, obgleich er die Empfindung hatte, auf einem Vulkane zu wandeln, der in jedem Augenblicke ihn verschlingen könne. Gerade um diese Zeit war's, wo er einen Besuch von einem (später zur Berühmtheit gelangten) Landsmanne erhielt, dem damals 26jährigen H. C. Sibbern, welcher, kürzlich erst zum Doktor der Philosophie promoviert, auf seiner sofort angetretenen großen Reise insbesondere Steffens aufsuchte. Über diesen schrieb er nachhause: „Munter, voll von Leben und Hoffnung, schlicht und offen giebt er sich, gerade so, wie er immer gewesen sein soll" [1]). Und ebenso erschien er, als ebenfalls da=

1) C. L. N. Mynster, Breve til og fra F. C. Sibbern. (Brief vom 14. September 1811.)

mals der Inspektor der westfälischen Universitäten, Joh. v. Müllers Nachfolger, Leist, nach Halle kam und sich von Steffens umherführen ließ.

Die Spannung dauerte bis zum letzten Augenblick. Am Abend vor der Abreise war die Steffenssche Familie draußen auf dem verödeten Landsitze zu Giebichenstein bei Reichardts; der Schwiegervater war kurz vorher eingetroffen. Von Reisekoffern und Gepäck umgeben, saßen sie da, in dem wehmütigen Vorgefühl des Scheidens, Steffens aber noch mehr durch die Überzeugung gemartert, daß er in dieser Nacht werde verhaftet werden. Der Polizeikommissar fand sich auch ein; aber anscheinend zeigte er große Teilnahme und that durchaus keinen weiteren Schritt, sei es, daß ihm die nötigen Beweismittel fehlten, oder daß er sich wirklich hatte täuschen lassen. Genug, nach einer unruhigen, schlaflosen Nacht entkam die Familie am nächsten Tage glücklich über die westfälische Grenze, bis hierher von dem treuen Haxthausen begleitet.

Viele Freunde vermißten Steffens schmerzlich; denn in Halle, wie überall, hatte er die Herzen für sich gewonnen. „Mit der innigsten Freude habe ich gesehen“, schreibt Sibbern, „wie Steffens seine Freunde liebt, und wie sie wiederum ihn, die Seele ihres Kreises, lieb haben, wie sie sogar aus der Umgegend sich in Halle eingefunden hatten und ihn umlagerten, bis zur gestrigen Abschiedsstunde“ 1).

Aber auch, nachdem er selbst entkommen war, ängstete Steffens sich um das Geschick seiner zurückgebliebenen Freunde. Erst mehrere Monate nachher erhielt er Nachrichten; sowohl Blanc als Krosigk, Willesen und mehrere andere waren gefänglich eingezogen, und zwar namentlich zufolge der Bemühungen des Polizeikommissars Martens. Durch die Untersuchungen wurde vor anderen Steffens kompromittiert; und später hat er erfahren, daß, hätte die westfälische Regierung sich seiner bemächtigt, er hingerichtet sein würde. Noch in Breslau kam eines Tages eine anonyme Warnung in seine Hände: „Seien Sie vorsichtig; reden Sie niemals über Politik; sogar in Breslau sind Sie nicht sicher.“

Seine Freunde kamen später auf freien Fuß. Krosigk ist in

1) C. L. N. Mynster a. a. O. (Brief vom 1. Oktober 1811.)

der Völkerschlacht bei Leipzig gefallen; Blanc ward Feldprediger; Haxthausen ging zuerst nach England und lebte seitdem als Graf und Gutsbesitzer in Bayern.

So hatte Steffens' zweiter Aufenthalt in Halle von Anfang bis zu Ende einen dunklen und drohenden Hintergrund. Dennoch war er in glücklicher Stimmung, er, welcher ungeachtet der umgebenden Dunkelheit die lichten Hoffnungssterne durchschimmern sah; und nachher sollte er erkennen, daß diese drangsalvollen Zeiten nicht ohne wahrhaften Segen waren. Denn der edle, wahrheitsuchende Mensch wächst in den Tagen der Drangsal.

XIV.

In Breslau.

1811—1813.

Mit gemischten Gefühlen zogen Henrik Steffens und seine Gattin mit ihrem Töchterchen den langen Weg gen Osten, um einen festen Wohnsitz in einem der Winkel Deutschlands zu finden. Schlesien konnte ja nicht einmal vollaus zu Deutschland gerechnet werden, da der größte Teil der Bevölkerung von slavischer Rasse war. Breslau war damals eine Stadt von 70,000 Einwohnern. Umgeben von halb abgetragenen Wällen, erstreckte es sich längs beider Ufer der Oder. Die Stadt machte den Eindruck des Gedrängten; die Straßen waren eng und finster, mit Häusern von fünf, sechs bis sieben Stockwerken. Kirchen gab es viele, auch Klöster, da die Bevölkerung zum großen Teil katholisch war; außerdem große Kasernen. Auf den Märkten sah man lange Reihen von Buden, bei welchen ein lebhafter Handel stattfand, besonders mit Eisen= und Holzwaren, Mühlsteinen, vor allem der in dieser Provinz so viel fabrizierten Leinwand. Die neu errichtete Universität erhielt ihren Sitz in dem früheren Jesuiten=Kollegium, einem sehr langen und ansehnlichen Gebäude. Steffens wurde als Wohnung ein palaisartiges Haus angewiesen, welches vormals das Konviktorium für katholische Studenten gewesen war; hier befanden sich zugleich die physikalischen Sammlungen und der Hörsaal. Es ging aber noch ein ganzes Jahr darüber hin, ehe die Räumlichkeiten so instand gesetzt waren, daß er sie beziehen konnte; dafür wohnte er denn eine lange Reihe von Jahren sehr ansehnlich. Im

Erdgeschoß war die Bank, weshalb vor dem Hause eine Schildwache stand. Eine Treppe hoch wohnte Steffens; über ihm Karl v. Raumer [1]), verheiratet mit Frau Steffens' Schwester, Friederike, seit kurzem gleichfalls als Professor der Mineralogie zu ihrer aller Freude angestellt. Ganz oben war eine große Uhr. Nach dem Hofe hinaus erstreckten sich lange Bogengänge [2]).

Es war im Oktober 1811. Die neuen Professoren und Studenten sammelten sich; die Universität wurde feierlich eröffnet. Als Einleitung zu der beginnenden Wirksamkeit hielt Steffens einige Vorträge über den Zweck dieser neuen Stiftung und über das Studentenleben im ganzen, wobei er sowohl gegen sittliche und gesellige Roheit, als auch gegen ein steifes, pedantisches, des rechten Lebens entbehrendes Wesen zu Felde zog. Zu der einen wie der andern Rüge war Grund. Die Studenten zerfielen nämlich in zwei Klassen. Diejenigen, die von der aufgehobenen Universität Frankfurt herüberkamen, waren rohe Bursche, dagegen die katholischen, aus Schlesien stammenden, zwar an strenge, katholische Zucht gewöhnt, aber sehr unwissend. Aus diesen zwei verschiedenen Elementen bildete sich eine höchst unglückliche Mischung [3]). Steffens gewann anfangs gar nicht den Beifall der Studentenschaft, teils weil er ihr Unwesen überhaupt angegriffen hatte, teils weil er im Hörsaale auf ein anständiges Betragen hielt. Dieses Mißfallen gab sich bald sehr deutlich zu erkennen. Eines Tages trat er in den Saal, welcher ungewöhnlich angefüllt war. Die Studenten saßen da mit ihren großen dreieckigen Hüten auf den Köpfen und empfingen ihn mit einem allgemeinen Getrampel. Er erklärte nun mit wenig Worten, daß er unter diesen Umständen seine Vorlesungen schließe, und daß entweder dieser — Ungeist von der Hochschule weichen müsse, oder auch er selbst. Er berichtete den

1) K. v. Raumer, geb. 1783 in Wörlitz bei Dessau, zwei Jahre nach seinem Bruder Friedrich, dem namhaften Historiker. Er war Geognost und Geograph, hatte unter Steffens in Halle studiert, nachher unter Werner in Freiberg und in Paris. Mit wissenschaftlicher Thätigkeit verband er ein warmes, christliches Herz.

2) Zeuthen, Mine första 25 Aar, S. 102 f.

3) Die Anzahl der Studenten belief sich im ersten Halbjahr kaum auf 200. Siehe „Schleiermachers Briefwechsel mit Gaß, S. 101.

Vorgang an die Behörde, welche ihm aufs beste zur Seite trat. Einige Studenten wurden mit Relegation bedroht, jedoch auf Steffens' Fürbitte verschont wurden. Er setzte indes seine Vorlesungen erst alsdann fort, als die Zuhörer ein dahin gehendes Gesuch an ihn gerichtet hatten. Durch sein entschiedenes Auftreten schaffte er sich für die Zukunft Ruhe; es gestaltete sich danach ein wirklich gutes Verhältnis. Es währte nicht lange, bis unter den Studierenden auch hier sein gewohnter, weckender Einfluß gespürt wurde [1]).

Und nicht wenige Breslauer freuten sich je mehr und mehr, daß sie einen Mann, wie Steffens, unter sich hatten. Einige waren in Halle seine Zuhörer gewesen; andere kannten ihn aus seinen Schriften. Er konnte daher vor einem gemischten Kreise — Beamten, Geistlichen u. a. m. — eine Reihe von Vorlesungen eröffnen [2]). Das gesellschaftliche Leben ward ein sehr angenehmes und anregendes. Teils kamen ihm mehrere Beamtenfamilien mit großer Aufmerksamkeit entgegen, teils bildete sich ein Professorenklub, in welchen auch andere auf Vorschlag aufgenommen werden konnten; und bei seinem übersprudelnden Leben mußte Steffens in diesem Klub eine hervorragende Rolle spielen [3]). Ernsteren Charakters war die „Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur", welche alle Zweige des Wissens umfaßte und sich in ganz Deutschland Anerkennung verschaffte. Steffens schloß sich derselben mit Eifer an.

Was aber die Politik betrifft, welche in Halle seine Sinne und Kräfte so sehr in Beschlag genommen hatte, so konnte er unmöglich ihr ganz entsagen. Hierzu waren die Zeitereignisse zu spannend und setzten sein warm fühlendes Gemüt zu sehr in Bewegung.

1) „Er (Steffens) bringt in die Köpfe mancher Menschen eine heilsame Bewegung. Nur schade, daß er wenig vorfindet, woran seine Ideen anknüpfen können, weshalb Mißverständnisse unvermeidlich sind; aber etwas Gutes kommt doch jedenfalls aus der Gärung heraus." Gaß an Schleiermacher, den 17. Dezember 1811.

2) Ich habe einige und neunzig Zuhörer, welche aus Beamten und Bürgern der Stadt bestehen." Brief an Tieck, den 17. Februar 1812.

3) „Die häufigen Gesellschaften und die Verbindungen, in die ich durch meine Vorlesungen gekommen bin, stören mich nicht wenig." Brief an Tieck den 17. Februar 1812.

Ihm, wie allen deutschen Patrioten, war es ein bitterer Kelch, daß der König von Preußen am 29. Februar 1812 mit Napoleon ein Bündnis schloß für dessen nahe bevorstehenden Krieg gegen Rußland. Die unmittelbare Folge war, daß, so wie Scharnhorst und Gneisenau ihren Abschied aus dem Staatsdienst schon genommen hatten, auch Fichte seinen Posten als Rektor der Universität niederlegte. Das ganze Unternehmen gegen Rußland, mit den unermeßlichen Kriegerscharen, die aus so verschiedenen Ländern zusammengerafft waren, glich in seinen Anfängen einem Triumphzuge. War doch bisher das Glück dem großen Eroberer niemals untreu geworden. Die Stimmung in Dentschland war daher außerordentlich gedrückt: selbst die wärmsten Vaterlandsfreunde sahen nur grau in grau; jedenfalls lag die Hoffnung in dunkler Ferne. „Ich bereite mich", so schrieb einer derselben, „vor, hinunterzufahren im Glauben, ohne den Anbruch der besseren Zeit selbst zu sehen; aber meine Kinder will ich derselben würdig machen" [1]). Es war peinlich für Steffens, daß er seit seiner Ankunft in Breslau gar nichts von der Wirksamkeit der geheimen Verbindungen hörte. War auch sie vielleicht aufgegeben worden? Da erschienen im Frühjahr Gneisenau, Justus Grüner, Chassot und Moritz Arndt unerwartet in Breslau, wodurch nicht geringes Aufsehen in der Stadt erregt wurde. Sie suchten Steffens auf, welcher jetzt erfuhr, daß die Hoffnung nicht aufgegeben sei, daß die geheimen Fäden sich noch immer durch ganz Deutschland erstreckten bis nach England und Österreich, daß der Entschluß feststehe, sich gegen den Weltherrscher zu erheben, so bald die Stunde geschlagen habe. Die meisten Abende verweilten diese Männer bei Steffens und erörterten die Lage der Dinge. Wie wurde da bei ihm die niemals ganz erstorbene Hoffnung und der Mut neu belebt! Im Gegensatze gegen die vielen schlaffen und verzagten Seelen, welche sich bei dem gegenwärtigen Knechtschaftszustande zu beruhigen suchten, schreibt Steffens: „Wer ist mit der Geschichte so unbekannt, daß er nicht aus ihr gelernt hätte, daß die Völker, die mit keckem Widerstande bis zum letzten Augenblicke ausharrten, selbst wenn sie vernichtet schienen, einen Keim der Wiedergeburt in sich bewahrten,

1) Nicolovius an Perthes. („Fr. Perthes Leben" I, 231.)

während das furchtsame Volk, welches sich ergab und einen hektischen Krankheitsstoff in sich aufnahm, am sichersten zu sein meinte, wenn es dem Tode am nächsten war“[1]).

Das Jahr 1812 ging langsam zu Ende: ein Siegesbulletin nach dem andern war vom Kriegsschauplatze eingelaufen; am Schlusse des Jahres gingen dumpfe Gerüchte um von großen Verlusten der Franzosen. Aber erst, als um Weihnachten das 29. Bulletin Napoleons eintraf, erfuhr man die eigentliche Wahrheit, daß die große Armee vernichtet worden. Napoleon selbst eilte als einsamer Flüchtling im tiefsten Inkognito durch Schlesien. Welch eine Bewegung der Gemüter im ganzen Umfange der unterjochten Länder! Überall die Frage: „Was nun?“ Der eine blickte den anderen an; man wartete auf das Signal der Erhebung; man sah sich nach Anführern um in dem Kampfe, der gewiß bevorstand. Und in welche Unruhe mußte ein Steffens geraten, dieser feurige, so leicht erregbare Mann! Wie beklagte er sein Schicksal, daß er jetzt, wo die Würfel fallen mußten, wo die so lange zurückgehaltene Glut hervorbrechen mußte, sich in einem abgelegenen Winkel des Reiches befand, anstatt im Zentrum der Bewegung, wo, wie er fühlte, sein rechter Platz war. Mit bitterer Empfindung hieß es in ihm: „Sechs lange, schwere Jahre hast du auf diesen Augenblick gewartet, als den glücklichsten deines Lebens; jetzt stehen die großen Ereignisse vor der Thür: du aber wirst außen verbleiben; und während deine Freunde die That auf dem großen Schauplatze ausführen, wirst du hier müßig sitzen!“

In solchen bewegten Zeiten kann das tägliche Leben nicht seinen Gang gehen. In den Straßen Breslaus wimmelte es; man fühlte das Bedürfnis, einander zu sehen, zusammen zu sprechen, und doch wußte niemand, was zu unternehmen sei. Für den stillen Philosophen Sibbern, welcher sich in Breslau niedergelassen hatte, um zu Steffens Füßen zu sitzen, war es eine seltsame Zeit. Wer konnte sich jetzt in das Reich der Ideen vertiefen, da das große Weltdrama aufgeführt werden sollte[2])!

1) Steffens, Was ich erlebte VII, 45.

2) Sibbern war den 13. November nach Breslau gekommen und wohnte bei Steffens. Er erzählt, dieser habe drei Vorlesungen gehalten, über Naturphilosophie, experimentale Physik und physische Geographie, im ganzen elf

Aber wie verworren war die Lage der Dinge! Während das Volk auf das Zeichen wartete, um zu den Waffen gegen Napoleon zu greifen, war König Friedrich Wilhelm sein Bundesgenosse. Es war, als hätte er die Augen gar nicht aufgethan für das, was sich im Volke regte, oder nicht das Herz, selbst nunmehr, da der mächtige Löwe schwer verwundet war, einen Strauß zu wagen. Er war eine der Seelen, die nur mit kleinen Zahlen rechnen können. Noch im Januar 1813 sagte er zu dem französischen Botschafter, St. Marsan: „Ich bin Frankreichs natürlicher Alliierter. Ich werde die Opfer tragen, die noch getragen werden müssen, um die künftige Ruhe und Wohlfahrt meiner Familie (!) und meines Volkes zu sichern. Sagen Sie dem Kaiser, daß, sofern er mir Geld giebt, ich noch 50,000—60,000 Mann zu seinen Diensten stellen und ausrüsten könne“ [1]). Unter solchen Umständen war das Volk im Grunde ohne Haupt. Daher mußten thatkräftige und patriotische Männer die Sachen selbst in die Hand nehmen. General York, welcher in den östlichsten Provinzen ein Corps kommandierte, schloß am 30. Dezember auf eigene Hand eine Übereinkunft mit den Russen (Diebitsch), und Stein mobilisierte in denselben Gegenden die Landwehr. Rings umher regte es sich.

Während Steffens noch seufzte, ein unthätiger Teilnehmer sein zu sollen, traf plötzlich die Nachricht ein, daß der König mit seinen höchsten Dienern nach Breslau kommen werde, und daß alle brauchbaren Lokalitäten der Stadt für die Regierung in Beschlag genommen werden sollten. Die leitenden Männer in des Königs Umgebung hatten solches ins Werk gesetzt, damit er an diesem abgelegenen Orte mehr Freiheit behalten möchte, um einen entscheidenden Entschluß zu fassen [2]). Am 2. Januar kam er an, begleitet

Stunden wöchentlich. Und er versichert, daß „die gute Zeit für Steffens bei weitem noch nicht vorüber sei; vielmehr stehe er in voller Frische noch mitten drinnen.“ Breve til og fra F. C. Sibbern.

1) St. Marsans Brief an den Herzog von Bassano; Berlin, den 12. Januar 1813. Wie wenig der König den rechten Blick hatte für das, was im Volke vorging, ersieht man aus folgender, gleichfalls dort mitgeteilten Äußerung desselben: „A' moins qu'ils n'y soient poussés par des demandes de sacrifices insoutenables, ils ne remueront pas.“

2) „Ich behaupte, daß die Erhebung im Jahre 1813 nur geschehen ist, weil der König nicht einwirkte, sondern überwunden und beiseite geschoben

von seinen Kindern, vom Staatskanzler Hardenberg, vielen Beamten, einer großen Anzahl Generäle, unter anderen Scharnhorst. Gneisenau wurde erwartet. Der französische Botschafter, St. Marsan, war gleichfalls im Gefolge. In Steffens' Innerem wogte und braufte es. Also sollten seine traurigen Gedanken doch nicht in Erfüllung gehen; Gott der Herr lenkte es so, daß er sich gerade in dem wichtigsten Momente im Brennpunkte der Aktion befand. Unzählige Menschen strömten in diesen Tagen nach Breslau; Truppen sammelten sich in der Stadt und ihren Umgebungen. Überall wogte es hin und her in unruhiger Verwirrung.

Kapitän Boltenstern war unter den eben Eingetroffenen. Er fand Steffens und erzählte ihm: am nächsten Tage werde ein Aufruf des Königs an die preußische Jugend, sich freiwillig zu stellen, veröffentlicht werden. Steffens las eine Abschrift desselben, wobei es ihn aber sogleich frappierte, daß mit keinem Worte der Feind, gegen welchen der Kampf losgehen sollte, genannt wurde. War es Rußland oder Frankreich? In ängstlicher Spannung legte Steffens sich am Abend nieder; die Nacht verlief unter wüsten, verworrenen Träumen. Als er am Morgen aufstand — es war einer der ersten Tage des Februars — stürmten in seinem Kopfe vielerlei Gedanken. Die Zeit war gekommen, zu handeln. Plötzlich ging es ihm auf: „Es steht ja bei dir, den Krieg zu erklären; deine Stellung erlaubt es dir; und was der Hof beschließen will, nachdem es geschehen ist, kann dir gleichgültig sein.“ Er wollte den Funken ins Pulverfaß schleudern; des Brennstoffes war im Volke genug; er war entschlossen, das rechte Wort zu reden für den Augenblick. Niemanden vertraute er sein Vorhaben, nicht einmal seiner Frau. Um 8 Uhr ging er, wie gewöhnlich, in den Hörsaal und hielt seine Vorlesung für den kleinen Kreis, welcher sich in dieser unruhigen Zeit um seine Naturphilosophie versammelte. Um 11 Uhr sollte er eine zweite Vorlesung halten über physische Erdbeschreibung. Als er jene erste Vorlesung geendet hatte, sagte er: „Meine Herren! Ich sollte um 11 Uhr

war, überwunden von den Franzosen, beiseite geschoben von York, Hardenberg, Scharnhorst, Blücher. Preußen war damals ein Gemeinwesen ohne König; doch wurde der Name geehrt und benutzt.“ Varnhagen v. Ense, Tagebücher I, 60.

noch einmal lesen; ich will aber die Stunde benutzen, um über einen Gegenstand, der wichtiger ist, mit Ihnen zu reden. Seiner Majestät Aufruf an die Jugend, freiwillig zu den Waffen zu greifen, ist schon ergangen, oder wird noch heute an Sie ergehen. Dieser Aufruf soll Gegenstand meiner Rede sein. Machen Sie meinen Entschluß überall bekannt. Ob die anderen Vorlesungen zur selben Zeit versäumt werden, daran liegt nichts. Ich erwarte so viele, als der Saal fassen kann!" In voller Hast wurde diese Nachricht rings umher verbreitet. Um jene Zeit befanden sich in Breslau kriegslustige junge Leute in großer Zahl. Der patriotisch gesinnte Rektor der Hochschule, Professor Augusti, hatte mit persönlicher Gefahr das Seine gethan, um sie gerade zu dieser entscheidungsvollen Zeit nach der Stadt zusammenzuziehen, unter dem Vorwande, daß akademische Inskriptionen ausgeteilt werden sollten [1]).

Lange vor 11 Uhr hatte sich in und um Steffens' Wohnung eine zahllose Menge Menschen angesammelt. Nicht allein der Hörsaal war mehr als besetzt: Fenster, Gänge, Treppen, ja die Straße, noch bedeutend weitab vom Hause, waren alle gedrängt voll Leute jedes Standes. Steffens hatte die Zwischenzeit in großer, innerer Bewegung zugebracht. Jetzt sollte es denn hervorbrechen; was jahrelang ihm schwer auf dem Herzen gelegen; jetzt sollte er, von allen der erste, vor ganz Deutschland proklamieren, daß die Stunde der Befreiung geschlagen habe. Seine Gedanken zu ordnen war er nicht imstande; aber an dem Beistande des Geistes zweifelte er nicht. Unter Thränen fiel er auf seine Kniee und fand Ruhe im Gebet. Darauf drängte er sich denn, unverzagt und seiner Sache gewiß, bis zum Katheder hindurch, und redete zu der horchenden Menge geflügelte Worte, so wie er eben zu reden verstand. Hinterher war es ihm unmöglich, Rechenschaft von dem zu geben, was er gesagt; so viel konnte er aber in dieser Hinsicht bezeugen: „Ich verkündete nichts Neues und Fremdes. Was ich sagte, war die stille Rede aller; und eben darum machte es starken Eindruck als ein Wiederhall der begeisterten Seele eines jeden." Zugleich erklärte er, daß er natürlich mit seiner eigenen Person an dem bevorstehenden Kampfe teilnehmen werde.

1) Bülau, Geschichte Deutschlands, S. 154.

2) Steffens, Was ich erlebte VII, 75.

Erst jetzt erzählte Steffens seiner Familie das Geschehene. Die Seinen hatten es freilich geahnt. Die Reichardts waren gerade zu Besuch da; und daß sie mit gemischten Empfindungen von dem kühnen Schritte des Schwiegersohnes hörten, läßt sich begreifen. Inzwischen erhielt Steffens durch eine studentische Deputation die Aufforderung, am folgenden Tage in einem größeren Lokale seinen Vortrag zu wiederholen, was er auch that. Die Begeisterung, mit der er die Jugend erfüllte und hinriß, kannte keine Grenzen.

Aber wie konnte ein so kühnes Auftreten des Professors ablaufen? — Der französische Botschafter, welcher alsbald davon Kunde erhielt, beklagte sich, daß einer der Universitätslehrer es wagen dürfe, Frankreich den Krieg zu erklären, und das unter den Augen des Königs. Hardenberg ließ Steffens wissen, daß er ihm nichts in den Weg legen werde, bat ihn indes, Napoleons Namen nicht nennen zu wollen, was er auch nicht gethan hatte. Aber so bald wie möglich eilte Steffens zu Scharnhorst, welcher doch der Mann war, zu dem alle mit Recht am meisten aufblickten. Und Scharnhorst ging ihm entgegen, umarmte ihn und rief aus tiefbewegtem Herzen: „Steffens, ich wünsche Ihnen Glück! Sie wissen gar nicht, was Sie gethan haben!“ Nein, das wußte er nicht vollaus; aber bald stand es deutlich vor aller Augen, daß Steffens den ersten Anstoß zu einer Bewegung gegeben hatte, welche sich mit reißender Gewalt über das große Reich verbreitete. Am 27. Februar schloß der König ein Bündnis mit Rußland, wovon aber erst am 16. März die Anzeige an Frankreich erging.

Mit Recht widerfuhr Steffens die Ehre, als „der erste Freiwillige von 1813“ bezeichnet zu werden [1]). Aber zu Tausenden strömten jetzt die Jünglinge ihm zu, um sich in die Reihen der Krieger einschreiben zu lassen; und er hatte von diesem Andrange nicht geringe Beschwerde [2]). Durch ein königliches Schreiben wurde ihm der Dank dafür ausgesprochen, daß er seine Zuhörer aufgefordert habe, für das Vaterland zu den Waffen zu greifen; auch

1) Karl v. Holtei, Briefe an Tieck, Tl. IV.

2) Allein in ihren Wohnungen hatten Steffens und K. v. Raumer (welche beide ja unter demselben Dache wohnten) 16 junge Freiwillige einquartiert. Siehe K. v. Raumer, Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814, S. 8.

wurde er vorläufig von seinen Amtsobliegenheiten dispensiert. Durch ein zweites, wenige Tage nachher eingetroffenes königliches Schreiben wurde er als Volontär beim Gardejäger-Bataillon angenommen, mit der Erlaubnis, die Uniform eines Sekonde-Lieutenants zu tragen. Dabei blieb es sein permanentes Geschäft, eine Art Bureau zur Annahme von Freiwilligen zu halten. Über diese sollte ein sorgfältiges Verzeichnis geführt, und sie sollten in verschiedene Abteilungen gesondert werden. Ferner sollte er für die Einkleidung der Freiwilligen Sorge tragen. Geldbeiträge gingen unterdessen von allen Seiten aufs reichlichste ein. Alle gaben gern, selbst ärmere Leute, so daß die Gewinnung der erforderlichen Summen keine Schwierigkeit hatte. Aber Steffens sollte dafür sorgen, daß die Arbeiten behufs der Bekleidung ausgeführt würden. Da er aber keine praktische Natur war, so verursachten ihm solche Verrichtungen viele Plage. Auch diente es ihm gerade nicht zu sonderlichem Vergnügen, sich von einem Unteroffizier einexerzieren zu lassen, wiewohl dieser gegen ihn sehr höflich war, oder wenn er als Lieutenant nun selbst sich im Kommando der Soldaten zu üben hatte. Erst durch Reflexion mußte er herausfinden, was rechts, was links war! Indessen konnte nach Verlauf weniger Wochen der Bataillonschef gestatten, daß Steffens sich mit fünfzig der stattlichsten jungen Leute, alle wohl uniformiert, dem Könige vorstellte; und dieser redete ihn in den gnädigsten Ausdrücken an [1]).

In immer weiteren Kreisen breitete sich die durch Steffens zum Ausbruch gekommene Bewegung aus. In Breslau eröffnete der bekannte Turnlehrer Otto Jahn, von welchem wir weiter unten näheres hören werden, in derselben Straße, wo Steffens wohnte, ein Werbe-Comptoir. Jedoch bezweckte dieses die Anwerbung eines solchen freiwilligen Corps, welches nicht dem großen Heere sollte eingeordnet werden und daher für manche romantisch gesinnte Jünglinge eine besondere Anziehungskraft haben mußte. Unter dem Namen „Lützowsche Jäger“ machten sie nachher im Kriege viel von sich reden. Unter den Freiwilligen Breslaus war auch Karl

1) Die Zahl der Studenten betrug damals 360, von welchen nur ungefähr 70 zurückblieben. Siehe Schleiermachers Briefwechsel mit J. Chr. Gaß, S. 111.

v. Raumer, welcher ebenso wie Steffens eine Anstellung als Volontär-Offizier erhielt. In allen Städten des Königreichs drängten sich Freiwillige heran. Allein in Berlin stellten sich innerhalb drei Tagen 11,000, meistens den höheren Ständen angehörig. Als H. C. Oersted um diese Zeit in Paris einem Franzosen von Steffens' Auftreten erzählte, so antwortete dieser: „O, jetzt werden wir geschlagen; denn jetzt sehe ich drüben die nämliche Begeisterung, wie wir sie in unseren Freiheitskriegen fühlten [1]).

Die Landwehr wurde überall aufgeboten, die schwarze und weiße Nationalkokarde eingeführt, ferner das Ehrenzeichen des „Eisernen Kreuzes" am Geburtstage der seligen Königin Luise, den 10. März, gestiftet. Gneisenau schreibt den 14. März aus Breslau: „Von dem Geiste, welcher in der Nation herrscht, kann man nicht genug reden. Fürstensöhne, Kinder der reichsten Familien, strömen hierher und nehmen Dienste als Gemeine. Männer in Amt und Würden geben ihre einträgliche Stellung auf und thun das nämliche. Es herrscht ein herrlicher Enthusiasmus" [2]). Am 15. März hielt Kaiser Alexander feierlichen Einzug in Breslau als Bundesgenosse, und alle Truppen waren zu seinem Empfange auf den Beinen. Bei dieser Gelegenheit paradierte Steffens mit seiner Abteilung zum erstenmal. Am 17. März erließ König Friedrich Wilhelm einen Aufruf an sein Volk, worin es hieß: „Dies ist der letzte entscheidende Kampf, welchen wir für unser Dasein, unsere Unabhängigkeit, unsere Wohlfahrt führen. Kein anderer Ausweg ist uns möglich, als ein ehrenvoller Friede oder ein rühmlicher Untergang" [3]).

Der Aufbruch stand bevor; es war keine Zeit zu vergeuden, da Napoleon schon zum Kampfe fertig war. Die letzten Abende konnte Steffens noch im Schoße seiner Familie zubringen. Endlich mußte er sich losreißen. Der Abschied war wehmütig; sollten sie sich noch wiedersehen? Konnte er, der 40jährige, gelehrte Grübler, welcher oft an leiblicher Schwachheit, namentlich Magenkrämpfen, litt, konnte er die Beschwerden des Krieges überstehen? — Jedoch, er selbst war, wie gewöhnlich, frischen Mutes.

---

1) H. C. Oersted, Saml. Skrifter, S. 8.

2) Hormayr, Lebensbilder II, 282.

3) Cäsare Cantu, Allgem. Gesch. (a. d. Italien.) VII, 247.

Die Abteilung, bei der er stand, wurde nach Lissa in der Nähe von Breslau, verlegt. Hier wurde sie noch zum Abschiede dem Könige präsentiert; obgleich aber Steffens von seinem Freunde und Kompagniechef Boltenstern genau instruiert war, wie er mit dem Säbel salutieren solle, so mißglückte es doch so vollständig, daß sein Freund hierüber ganz außer sich geriet. Eine mißliche Einleitung zu seinem Offiziersleben! Ein Vorzeichen, daß seine Freunde ihn auf einen verkehrten Posten gestellt hatten. Um zu einem Offizier gebildet zu werden, war es wohl zu spät; aber auf andere Weise konnte er sich beim Heere nützlich machen. Der Mann, welcher kühnen Mutes bei der Erhebung des Volkes voranging, war zu gut, um zum Gelächter zu dienen.

Wir werden ihn jetzt auf der blutigen Straße begleiten, um zu sehen, wie er auch in so ungewohnter Stellung auf die eine und andere Art eine förderliche Wirksamkeit zu üben verstand, wenn auch nicht in dem Umfange, den seine glühende Begeisterung, seine unverwüstliche Arbeitslust, sein persönlicher Mut es ihm wünschenswert machten.

XV.

Steffens im Kriege.

1813—1814.

Von beiden Seiten drängte man sich der blutigen Entscheidung entgegen. Napoleon hatte neue Armeen junger Mannschaft ausgeschrieben, und das entsetzliche Verhängnis, das in Rußland ihn ereilt hatte, hatte weder seinen eigenen Mut gebrochen, noch den seiner Franzosen. Große Länder, unter anderen das westliche und das südliche Deutschland, standen noch auf seiner Seite. Und welche elektrisierende Macht lag allein in dem Namen Napoleons! Sein Plan war, die ihm zugebote stehende Truppenmacht so weit vorrücken zu lassen, daß er die Elblinie von Hamburg bis Schlesien behaupten könne.

Auf der entgegengesetzten Seite standen Rußland und Preußen. Der Kaiser von Österreich, Napoleons Schwiegervater, hielt sich noch außen vor. Preußen aber war nicht dasselbe mehr, wie im Jahre 1806; wie wir gesehen, hatte man nicht vergebens den Volksgeist aufgerufen. Es war vorauszusehen, daß ein heißer Kampf bevorstand, welcher nicht aufhören sollte, ehe nicht die eine oder die andere der mit einander ringenden Mächte zur Ohnmacht geworden.

An der Spitze des preußischen Heeres stand der 70jährige General Blücher, welcher gerade der rechte Mann war am rechten Platze. Er war der volkstümlichste Krieger in Deutschland, und vom „Tugendbunde" schon längst zum Rächer des Vaterlandes ersehen,

ein Mann der alten Schule, ohne viele Bildung und mit ziemlich viel soldatischer Derbheit behaftet. Aber er warunerschrocken, dazu voll glühenden Hasses gegen den Feind und ebenso glühender Liebe zu seinem Volk und Land; er war ein Vater seiner Soldaten, und diese ehrten und liebten ihn darum auch. Man nannte ihn General „Vorwärts"; denn alle wußten, daß er ungern eine andere Ordre gab als: „Vorwärts!" sogar unter den mißlichsten Umständen. Er selber hatte Glauben an den Sieg und Glauben an seine Mission; und was an militärischer Theorie ihm abging, ersetzte er zum großen Teil durch glückliche Eingebungen. Hierzu kam, daß er eine merkwürdige, volkstümliche Beredsamkeit besaß, und diese, in Verbindung mit seinem ganzen schlichten und derben, zutrauenerweckenden Auftreten war's, was ihn in den Augen aller Soldaten zu dem Manne stempelte, der das Vaterland retten werde. Aber ihm zur Seite stand der ebenso hochgebildete als besonnene Scharnhorst als Chef des Generalstabes.

Das preußische Heer rückte aus Schlesien vor und marschierte ungefähr westwärts, ziemlich rasch; denn der Feind stand noch nicht nahe genug, um diesen Vormarsch hindern zu können. Ein russisches Heer unter Wittgenstein folgte.

Der gelehrte Professor Steffens, welcher ja nun in einen Sekondelieutenant bei den Gardejägern verwandelt war, sollte jetzt die wechselnden Geschicke eines Feldzuges erfahren. Der Marsch ging durch die Lausitz nach dem von vormals ihm so teuren Dresden, wo er einige recht interessante Tage in Gesellschaft des berühmten Barons Stein, früheren Staatsministers, verlebte, welcher sich damit amüsierte, die deutschen Philosophen als unpraktische Grübler anzugreifen. Steffens konnte dann zur Entgegnung auf seine gegenwärtige Stellung hinweisen, als ein Zeugnis dafür, daß er kein bloßer Grübler sei, sondern sich auch aufs Praktische lege. Freilich fiel ihm das schwerer, als er sich vorgestellt hatte. Er war und blieb ein recht linkischer Lieutenant, und der Chef des Bataillons hatte an ihm seinen beständigen Ärger. Bald trat hierin doch eine Änderung ein. Während des weiteren Vorrückens wurde in einer Nacht Generalmarsch geschlagen; und schleunigst kam die Mannschaft auf die Beine, und auch Steffens fehlte nicht. Er wurde mit einer kleinen Abteilung abgesandt,

um den Feind zu beobachten. „Von welcher Seite, meinen Sie, wird er kommen?“ fragte er seinen Chef. „Das werden Sie schon erfahren“, lautete die barsche Antwort. Steffens marschierte also ab, stellte ein paar Vorposten aus, dazu einen Zwischenposten, und meinte, er habe sich korrekt genug verhalten. Einige Zeit nachher kam der Chef, um nachzusehen, und nun brach über den unglücklichen Professor-Lieutenant ein Donnerwetter los. Er habe den Feind ja gerade von der verkehrten Seite erwartet! Er sei ein linkischer, unbrauchbarer Mensch, einer von den albernen Gelehrten! Diese und andere Schmähungen mußte er stillschweigend einstecken, während mehrere der Leute, unter anderen Studenten aus Breslau, zuhörten. Das ward für Steffens doch zu viel. Noch am selben Tage ging er, mit Erlaubnis seines Kapitäns, ins Hauptquartier, wo er Scharnhorst traf. Dieser erklärte sofort, er solle hier bleiben, und nicht wieder zum Bataillon zurückkehren. Er wurde zur Disposition gestellt und erhielt eines von Scharnhorsts Pferden. Diese veränderte Stellung würde für ihn sehr angenehm gewesen sein, wäre ihm nur eine Thätigkeit angewiesen worden; da man aber nicht wußte, wozu man ihn gebrauchen sollte, mußte er müßig umhergehen, was für den bisher rastlos thätigen Mann höchst peinlich war.

Bisher hatten die Truppen sich beständig in westlicher Richtung, zuletzt an Altenburg vorüber, fortbewegt, ohne vom Feinde angefochten zu werden. Jetzt aber trat eine Wandlung der Scene ein, nachdem nämlich Napoleon auf dem Schauplatze des Krieges erschienen war. Die französische Armee, welche längs der Saale gestanden hatte, rückte vor; und nun begann eine Reihe von Kämpfen. Als Steffens zum erstenmale ins Feuer kam, war es gerade sein vierzigster Geburtstag, der 21. Mai. Es war eben die Schlacht bei Groß-Görschen. Da Scharnhorst seines Pferdes selbst bedurfte, mußte Steffens froh sein, daß er nach langem Umherlaufen eine elende, hagere Schindmähre bekam, die kaum aus der Stelle zu bringen war. In dieser betrübten Lage ritt er nun zurück, um sein Hauptquartier zu finden, was aber nichts leichtes war. Hier und dort erblickte er Truppen, ohne zu wissen, ob es Freunde oder Feinde seien. Endlich entdeckte er weiter hinaus eine bedeutende Abteilung preußischer Infanterie; und ehe er sich recht

besonnen hatte, befand er sich unmittelbar vor der Front, und seine stolze Rosinante schien gar nicht geneigt, den vorrückenden Soldaten auszuweichen. „Was Teufel wollen Sie hier?“ donnerte ihm eine Stimme in die Ohren, und ein hoher Offizier ritt ihm drohend entgegen. Es war General York. Der arme Reiter peitschte in verzweifelter Laune auf seine Mähre los, bis er endlich das Hauptquartier erreichte. Die Schlacht begann, und bald war auch das Hauptquartier im Feuer; denn Blücher war immer aufgelegt, sich zu exponieren. Steffens blieb keineswegs frei vom Kanonenfieber, besonders als er mit einem Auftrage an General Wittgenstein fortgeschickt wurde. Was ihn jedoch am meisten plagte, war seine Berufslosigkeit, während rings um ihn alles vollauf zu thun hatte. Auch hierdurch wurde sein Mut auf eine schwere Probe gestellt.

Die Schlacht wurde von den Preußen verloren, welche nunmehr einen Rückzug antreten mußten. Die schwerste Folge aber war der Verlust eines Scharnhorst, welcher verwundet war und bald danach starb [1]). Sie richteten jetzt, von den Franzosen verfolgt, ihren Marsch aufs schleunigste ostwärts über Meißen. Steffens, von dem Wunsche beseelt nach irgendeiner nützlichen Thätigkeit, bekam den Auftrag, die Versorgung des Heeres mit Salz, nämlich aus den Meißener Niederlagen, zu leiten. Als er aber dieser Stadt nahte, war der Feind schon in Begriff, einzurücken; nur mit genauer Not rettete er sich im letzten Augenblick über die Elbe.

Beständig ging es rückwärts. Die Preußen zogen sich nach Bautzen, nahe der schlesischen Grenze. Eines Tages wurde Steffens beauftragt, eine Ordre an einen hohen Offizier zu über=

1) Nach seiner Verwundung reiste Scharnhorst, ohne seiner Wunde zu achten und ungeachtet der Vorstellungen anderer, welche seiner nicht entraten wollten, in möglichster Eile nach Wien, um Österreich zur Teilnahme am Kriege zu bewegen, erhielt aber unterwegs die Weisung, jetzt nicht dorthin zu kommen, weil die Sachen noch nicht hinlänglich reif seien. Im tiefsten Unmute kehrte er um, kam nach Prag; und hier verschlimmerte sich sein Zustand. Bald nachher verschied er. Siehe Varnhagen v. Ense, Tagebücher I, 302.

bringen, der mit seinem Corps auf der entgegengesetzten Seite von der Herrnhuter Kolonie Kleinwelke stand. Auf dem Rückwege wurde er von feindlichen Reitern verfolgt, hatte aber glücklicherweise jetzt einen besseren Renner. Es machte auf ihn einen tiefen Eindruck, da er auf seinem eiligen Ritt durch Kleinwelke die Schwestern paarweise und stille zur Kirche wallen sah. Dieser Gegensatz zwischen dem tiefen Frieden in dem Städtchen und dem Schrecken des draußen tobenden Krieges hatte etwas besonders Ergreifendes. Als er dem Hauptquartier nahekam, fand eben in der Nähe desselben ein lebhafter Kampf statt; er mußte über einen stark beschossenen Hügel reiten, hatte indes jetzt seine frühere Furcht völlig überwunden, so daß er ruhig seines Weges ritt. Während der bedeutenden Schlacht, welche sich jetzt bei Bautzen entwickelte, und welche diesen und den folgenden Tag währte, hielt Steffens sich beim Hauptquartier auf einer Berghöhe auf, von wo eine weite Aussicht war über die ganze Umgegend. Nachts hüllten sie sich in ihre Mäntel und schliefen auf der Erde, ohne ein Bivouacfeuer anzuzünden; dagegen sah man rings umher den Himmel von dem Wiederschein der brennenden Dörfer gerötet, deren Steffens achtzehn zählte. Beim Sonnenaufgang erhob er sich von einem kurzen Schlummer. Es war der lieblichste Frühlingsmorgen; man konnte von Frieden träumen; alles schien zu schlafen. Da hörte man zuerst ein paar einzelne Gewehrschüsse; danach dröhnten mehrere Kanonenschüsse über die Ebene hin, und bald war alles, nah und fern, lauter Leben, lauter Kampf, und die Schrecken des Krieges in vollem Gange. Die Schlacht endete mit der Niederlage der Preußen. Blücher war außer sich [1]).

Unter unablässigen Gefechten wurde nun der Rückzug über die Grenze Schlesiens hinaus bis Reichenbach fortgesetzt. Als Steffens erfuhr, man beabsichtige, südöstlich denselben weiter gegen die Sudeten, über Schweidnitz hinaus, fortzusetzen, zugleich, daß Breslau nicht verteidigt werden solle, so verließ er das Heer mit Urlaub, um seine Familie nach einem besser geschützten ländlichen Aufenthalte zu bringen. Dabei bekam er den Auftrag, die Land-

1) „Bei Groß-Görschen und bei Bautzen fehlte es an aller Einheit; niemand führte eigentlich den Oberbefehl.“ V. v. Ense, Tagebücher I, 302.

wehr im Gebirge zu organisieren; aber sein Bemühen stieß bei vielen der reichen Fabrikherren dieser Gegend auf unmutige Opposition, da ihnen ebensowohl vor ihren eigenen Arbeitern, wenn diese bewaffnet und vereinigt wären, bange war, als sie auch vonseiten des Feindes ein gewaltsameres Vorgehen fürchteten infolge einer solchen Maßregel. Indessen wurde dieses Geschäft bald abgebrochen, indem am 4. Juni ein Waffenstillstand geschlossen wurde.

Während der wenigen Monate, die dieser währte, herrschte unter den Freunden des Vaterlandes nicht geringe Besorgnis, daß er in einen Friedensschluß übergehen möchte auf einer für Deutschland unheilvollen Grundlage [1]). Auch Steffens teilte in hohem Grade diese Furcht. Zum Glücke wurde er gerade zu dieser Zeit auf eine Weise beschäftigt, welche seine Zeit und Kräfte völlig in Anspruch nahm. Er sollte — ähnlich wie er schon früher einmal in Halle verwandt worden war — auch jetzt über die ganz in der Nähe stehende feindliche Armee Nachrichten einziehen, über ihre verschiedenen Corps und möglichen Veränderungen in ihrer Stellung. Hierzu benutzte er nun sowohl besoldete Spione als auch Freunde und Bekannte. Seine Verbindungen erstreckten sich bis nach Dresden, während er selbst die nächste Zeit in Schmiedeberg am Fuße des Riesengebirges weilte. Nach und nach flößte diese Beschäftigung ihm immer lebhafteres Interesse ein. Oft war er so glücklich, wichtige Nachrichten ins Hauptquartier bringen zu können, so z. B., als er auf einem Ausfluge erfuhr, der Feind sei auf neutralen Boden übergetreten, eine wichtige Nachricht, die sofort zur Kunde des Höchstkommandierenden gebracht wurde. Sie bewirkte an ihrem Teil, daß Blücher seinerseits gleichfalls den Waffenstillstand brach, ehe dieser ganz abgelaufen war.

Als nun der Krieg am 16. August ausbrach, war inzwischen die politische Lage wesentlich eine andere geworden. Österreich hatte einen Bund mit Preußen und Rußland geschlossen. Jetzt drangen große Heeresmassen gegen Napoleon vor; in Böhmen

1) In jenen Tagen dichtete der Sänger von „Leier und Schwert". Theodor Körner, welcher bald nachher den Tod fürs Vaterland starb, das Lied: „Herz, laß dich nicht zerspalten!"

240,000 Mann unter dem Österreicher Fürst Schwarzenberg, im nördlicheren Preußen 150,000 unter dem Kronprinzen von Schweden (Bernadotte), in der Mitte das schlesische Heer unter Blücher, aus preußischen und russischen Corps bestehend, unter den Generalen York, Sacken, Langeron und St. Priest. Nach Scharnhorsts Tode war der edle Gneisenau als Stabschef Blüchers eingetreten, und eine glücklichere Wahl konnte gar nicht getroffen werden. Diese zwei unter sich höchst verschiedenen Männer konnten vortrefflich mit einander arbeiten, so wie sie einander auch gegenseitig anerkannten und ehrten. Eines Tages warf Blücher in einer Gesellschaft nach seiner launigen Weise die Frage auf: „Wer kann seinen eigenen Kopf küssen?“ und gab die Antwort, indem er hinging und Gneisenau küßte.

Steffens erhielt Ordre, sich an die Avantgarde St. Priests anzuschließen und auch ferner Nachrichten einzuziehen. Diese Truppe bestand aus Russen. Er war somit von Blüchers Hauptquartier getrennt, und nahm keinen Anteil an der Schlacht bei der Katzbach, am 26. August, wo derselbe einen glänzenden Sieg über Macdonald davontrug, während tags darauf das Südheer von Napoleon selbst bei Dresden geschlagen wurde. Nach diesem Siege rückte der französische Kaiser gegen Blücher und drängte ihn zurück, ohne daß es indessen zu einer Schlacht kam. Das schlesische Heer wurde den ganzen September hindurch von Napoleon dergestalt in Schach gehalten, daß es durchaus nicht vorrücken konnte; der Kaiser aber vermied absichtlich eine Schlacht. Die Zeit verlief unter kleinen Vor- und Rückmärschen und nichts entscheidenden Zusammenstößen. Dies ging in der Lausitz vor und an ihren Grenzen. Steffens hatte zur Bedeckung eine Abteilung Kosaken erhalten, sollte es aber beständig auf Nachforschungen anlegen. Er lernte diese dienstwilligen und entschlossenen Leute schätzen, welche jede Art von Aufträgen vortrefflich auszuführen wußten und den Sinn seiner Befehle so leicht errieten, obgleich sie seine Worte nicht verstanden. Die russischen Offiziere hatten eine gewisse oberflächliche französische Bildung und mochten gern mit französischem Unglauben großthun. Steffens gewahrte aber, daß dieser mit einem beträchtlichen Grade von Aberglauben verbunden war, Gegensätze, die sich ja häufig berühren. In Radmeritz gab St. Priest in dem

adeligen Fräulein-Kloster für seine Offiziere einen Ball, welchem auch Blücher mit seinem Gefolge beiwohnte. Hier ward Steffens Gegenstand einer eigentümlichen Huldigung. Während des Balles sah man die alte Äbtissin, an der Spitze eines Teiles ihrer Fräulein, in festlichem Aufzuge sich bewegen und zu dem berühmten Professor hinschreiten, welchen sie mit einer Anrede begrüßte. Diese Scene erregte unter den Offizieren nicht geringes Staunen, aber auch viel heimliches Gespötte. Während so das ganze Fest ihm wenig Freude machte, befand er sich desto besser die folgenden Tage, wo er sein Quartier in dem stillen Herrnhut hatte, im Schoße einer freundlichen Familie, und wo er sich für einige Augenblicke hinausträumen konnte aus den wilden und wüsten Kriegsstürmen. Aber es ging wieder vorwärts über Löbau gen Bautzen, in nahe Berührung mit dem Feinde. Hier kam er, zum ersten- und letztenmal während des ganzen Krieges, in eine Art persönlichen Handgemenges. Als er eines Tages auf der nach Bautzen führenden Straße ganz allein ritt, sah er vor sich einen Ulanen; und in der Meinung, es sei ein Preuße, ritt er ihm entgegen, wurde aber auf wenige Schritte Entfernung mit einem Pistolenschusse begrüßt. Es war ein Pole. Steffens antwortete auf dieselbe Weise. Keiner von ihnen hatte getroffen; aber der Pole, welcher sich zu weit vorausgewagt hatte, jagte davon, und Steffens fühlte keine Lust, ihn zu verfolgen.

In Bautzen wurden dem militärischen Professor anstatt jener Kosaken schlesische Landwehrmänner zur Verfügung gestellt, während er den Feind weiter rekognoszieren sollte. Diese Leute folgten ihm nun während des ganzen folgenden Feldzuges, konnten ihm aber den Verlust seiner Kosacken nicht ersetzen. Die Stimmung in Blüchers Hauptquartier, welches eben jetzt in Bautzen lag, war eine sehr belebte geworden, da die verbündeten Heere sich immer näher um Napoleon zusammenzogen, und sie ihm bedeutend überlegen waren. Gneisenau sagte eines Tages: „Meine Herren, wir werden noch in diesem Jahre Trauben am Rheine verspeisen; verstehen Sie mich recht, die letzten Trauben, die im November noch an den Weinranken hängen.“ Dieses ging auch in Erfüllung.

Inzwischen rückte Blüchers Heer gen Nordwest, längs des

rechten Elbufers; und am 3. Oktober fand der Übergang über den Fluß statt, beim Schlosse Wartenburg, nicht weit von Wittenberg. Der Übergang selbst, mittels einer Schiffbrücke, ging in einer schönen Morgenstunde ziemlich leicht vor sich; gleich darauf aber entspann sich ein langer und blutiger Kampf, welcher übrigens gänzlich erspart werden konnte. Das Nordheer unter dem schwedischen Kronprinzen vereinigte sich jetzt mit Blücher; beide Heere standen Napoleon gegenüber, welcher seine Truppen noch beständig um Dresden her im Lager stehen hatte.

Um Kenntnis von den Absichten des Feindes zu gewinnen, wurde Steffens auf einen Ausflug über Dessau nach Halle abgeordnet. Wie seltsam, auf diese Weise seine alte Heimat wieder sehen zu sollen! In Giebichenstein traf er seinen jetzt sehr kränkelnden Schwiegervater [1]), welcher seinetwegen in großer Unruhe war, da feindliche Piquets umherstreiften. In Halle erfuhr er, daß sein Freund Blanc, welcher gefangen gesessen hatte, entkommen war und sich als Feldprediger beim Heere befand. Tags darauf kam das Hauptquartier nach Halle, und Gneisenau bezog Steffens' frühere Wohnung. Es waren bewegte Tage, denn eine Hauptschlacht stand unmittelbar bevor. Napoleon rückte am 14. Oktober gegen Leipzig vor. Er verfügte über 150,000 Mann mit 700 Kanonen, die Verbündeten dagegen über mehr als das Doppelte. Am 16. nahm die Schlacht ihren Anfang; und die gegenseitige Stellung war diese, daß Napoleon Leipzig besetzt hielt, der Feind dagegen einen großen Kreis rings um ihn her bildete. Während die Hauptarmee der Alliierten auf der südlichen Seite vergebens gegen Murat bei Wachau kämpfte, und der Sieg sich ammeisten nach letzterer Seite neigte, stand Blücher auf der nördlichen Seite, Marmont gegenüber, bei Möckern. Hier fand ein verzweifelter, blutiger Kampf statt; das schlesische Heer litt unermeßlich; endlich aber gehörte ihm der Sieg [2]). Steffens nahm keinen Anteil an der Schlacht; denn sogleich beim Beginn derselben wurde er von Gneisenau an den schwedischen Kronprinzen abgesandt, mit der Aufforde-

---

1) Reichardt starb im nächsten Jahre, im Juni 1814.

2) Namentlich erlitt Yorks Corps außerordentliche Verluste.

rung, in möglichster Eile zum Ersatze herbeizurücken. Nach langem vergeblichem Umherirren fand er diesen erst, als der Tag zu Ende war, in Landsberg (unfern Merseburg). In einer fast leeren Stube fand er Bernadotte, welcher auf dem mit einigen Matratzen bedeckten Boden lag; sein südländisches, gelbes Gesicht mit der großen, krummen Nase und dem kleinen Barte stach gegen die weißen Betttücher und Nachtmütze seltsam ab. Nachdem Steffens seinen Auftrag ausgerichtet hatte, ward ihm der Bescheid: der Kronprinz werde mit seinem Corps alsbald aufbrechen. Hierauf begab er sich in die Mitte der schwedischen Truppen, um eine zweite Ordre Gneisenaus auszuführen, daß er nämlich ihre Begeisterung für den Kampf erwecken solle, indem er sie an die ruhmvollen Schlachten erinnerte, die in der Vorzeit unter Gustav Adolf bei Leipzig geschlagen waren. Steffens, als geborener Skandinave, war besonders geeignet, die Schweden anzureden. Die ganze Nacht hindurch trieb er sich unter den Kriegern umher, welche schon den Aufbruch vorbereiteten; aber vergebens bemühte er sich, die Saiten der Begeisterung anzuschlagen: weder Offiziere noch Gemeine fühlten für diesen Krieg, welcher den speziell schwedischen Angelegenheiten ziemlich ferne lag, ein sonderliches Interesse.

Der 17. Oktober war ein Ruhetag für Freund und Feind. Am Abend ritt Steffens mit seinem Diener über die weite Fläche, um zu Blüchers Hauptquartier zurückzukehren. Jeden Augenblick stießen sie auf Leichen; je weiter sie kamen, desto mehr wurden ihrer; hier und dort lagen sie in dichten Haufen. Steffens ward unheimlich zumute; war es ihm doch, als umschwebten ihn die Geister der Gefallenen. In der Ferne leuchtete ein Bivouacfeuer. Waren es Freunde, oder Feinde? Gleichviel, wenn's nur lebende Menschen waren, wenn er nur herauskam aus dieser schrecklichen Gesellschaft! Als er näher kam, sah er, daß es russische Truppen waren. Hin und wieder erschienen darunter nackte Gestalten, welche an dem lodernden Feuer beschäftigt waren, eine eigene Art Reinigung vorzunehmen, indem sie ihr Unterzeug in Form von Tauen um ihre Leiber hin und her drehten, um eine gewisse lästige Bevölkerung zu vertilgen. Steffens fragte nach dem Wege; aber sie verstanden ihn nicht. Er ritt also frisch vorwärts, bis er hinter sich fragen hörte: „Wo wollen Sie hin?“ Er erfuhr dann, daß

er gerade auf das französische Lager zuritt. Es war späte Nacht. Er und sein Diener, ermattet wie sie waren, nahmen mit Freuden eine Einladung an, die übrigen Stunden der Nacht in der Gesellschaft einiger russischen Artillerie-Offiziere zuzubringen, welche um eine Kanone umherlagen. Nach kurzem Schlafe wurden sie am frühen Morgen durch Kanonenschüsse des Feindes geweckt, welche in hohen Bogen über sie hinflogen. Steffens brach auf. Die Schrecken der Nacht waren verschwunden; der im Osten dämmernde Tag trat ihm besonders feierlich entgegen. Er fühlte, heute sei der Tag, wo der große Würfel solle geworfen werden. Als er das Hauptquartier erreichte, lag alles noch in tiefem Schlafe. Aber es währte nicht lange, bis alles auf den Beinen war. In aller Ruhe, ja unter Scherzen machte man seine Toilette, trank seinen Kaffee und bereitete sich zu dem ernsten Strauße.

Es war also der 18. Oktober, ein schöner, klarer Herbsttag. An einem hochgelegenen Orte hielt Blücher mit seinem Stabe. So weit das Auge reichte, erblickte man unermeßliche Heerscharen. Weithin gen Osten tauchte eine Kolonne des verbündeten Heeres nach der anderen auf, während ihre Waffen im Glanze der Morgensonne blinkten. Es war Steffens, als sähe er eine Völkerwanderung, gleich jener in den Anfängen einer neuen Zeit. Und welche Massen waren in Bewegung! Ungefähr 300,000 Krieger sollten an diesem Tage gegen 130,000 kämpfen. Es war der große Entscheidungstag; doch konnte der Ausfall kaum zweifelhaft sein.

Bald war die Völkerschlacht rings umher in vollem Gange. Die französische Armee, für die Ehre kämpfend, die viele Jahre hindurch auf unzähligen Wahlstätten gewonnen war, machte dem Feinde jeden Fuß breit streitig; und öfter erschien der Ausfall höchst zweifelhaft. Lange blieb Blüchers Stab anscheinend unthätig, als schaue er nur dem großartigen Schauplatze rings umher zu. Steffens glaubte, eine Scene aus Shakespeares Dramen mit wunderbarer Macht sich in die wirkliche Geschichte hereindrängen zu sehen. Hier war Romantik im großen, keine in den Wolken schwebende, sondern in handgreiflicher Gegenwart. Auf einmal sah er einen Zug Kavalleristen in schöner Ordnung und würdiger Haltung vorrücken; es war das sächsische Corps, welches Napoleons Partei verließ und übertrat, aber mit dem ausdrück-

lichen Verlangen, in dieser Schlacht nicht mitzukämpfen [1]). So wurde ihnen denn ihr Platz hinter der Schlachtstellung angewiesen.

Erst um 1 Uhr mittags begann Blücher, ernstlich in den Kampf einzugreifen. Das russische Corps General Langerons, welches unter Blüchers Oberbefehl stand, sollte ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen. Im Umkreise des Dorfes Schönfeld entspann sich ein heftiger Kampf gegen französische Kerntruppen unter Marmont; vergeblich versuchte Langeron, sich dort festzusetzen. Da alle Adjutanten im Dienste fortgeschickt waren, erteilte Blücher Steffens den Auftrag, dem russischen General die Ordre zu bringen, Schönfeld zu stürmen und um jeden Preis zu nehmen, ohne daß er dabei auf eine Unterstützung rechnen dürfe. Steffens gelangte bald zu dem brennenden Dorfe, aus welchem die Russen vertrieben waren, und überbrachte seine Ordre. Nach einem Augenblick Überlegens gab Langeron Befehl zum Sturme. Jetzt ging's unter lauten Hurrarufen vorwärts; an der Seite des Generals ritt Steffens mitten hinein in das wilde Getümmel des Kampfes. Endlich, als der Feind auch von anderen Seiten gedrängt wurde, kam man in den Besitz des Ortes. Unmittelbar hierauf begab sich Steffens zu Blücher zurück, welcher noch auf demselben Platze hielt.

Der Abend nahte. Noch behauptete die französische Armee ihre Hauptstellungen; aber sie war ermattet und nicht unerheblich verdünnt, während die Verbündeten noch 120,000 Mann hatten, die nicht im Feuer gewesen waren. Unter diesen Umständen gab Napoleon die Ordre zum Rückzug.

Steffens erhielt Ordre, sich dem russischen General Wassilschikoff anzuschließen, welcher mit einem großen Reitercorps den Feind verfolgen sollte. Beim Vormarsch stieß man auf große Scharen Nachzügler, ein buntes Gemenge von Leuten, die alle zu Napoleons Armee gehörten: Franzosen, Deutsche, Italiener und andere mehr. Es war ein trauriges Bild: ermattet hatten sie sich niedergeworfen, beinahe stumpf gegen alle Eindrücke. Auf

1) Im ganzen gingen 6—8000 Sachsen über. Bülau, Gesch. Deutschlands, S. 257.

diese Art wurden über 2000 Gefangene gemacht. Napoleon retirierte längs der Saale. Bei Weißenfels gingen zuerst die Franzosen, später die Verbündeten über den Fluß. Der Rückzug der ersteren löste sich immer mehr in eigentliche Flucht auf. Überall traf man kleinere Haufen, die man gefangen nahm. Die Straßen waren übersäet mit Waffen, Kleidungsstücken, Wagen. Der Zug ging über Freiburg a. d. Unstrut. Steffens war wieder beim Hauptquartier — beständig in westlicher Richtung auf Eisenach, und weiter nach Fulda. Auf diesem Wege traten überall die tragischen Kriegsbilder vor Augen: hilflose, ja sterbende, von ihren Kameraden im Stiche gelassene Franzosen lagen hinter den Hecken, einzeln oder in Haufen. Diese Schrecken des Krieges gingen Steffens zu Herzen, so daß er sich öfter weit hinweg wünschte; und zu gleicher Zeit erschütterte ihn aufs tiefste die Nachricht von einem verheerenden Typhus, der die Lazarette verpestete und sowohl unter Freunden als Feinden eine reiche Ernte machte. Mehrere seiner Bekannten starben; nichts aber ging ihm also zu Herzen, wie die Nachricht, daß Reil, welcher den Hospitälern zu Leipzig und Halle vorstand und unverdrossen seinem Berufe lebte, dahingegangen war [1]).

Der Zug wurde über das öde Vogelgebirge fortgesetzt bis Gießen, wo einige Tage Rast gehalten und Steffens aufgefordert wurde, als Redner aufzutreten und die Gemüter für die Sache Deutschlands zu stimmen; denn hier gab es viele französisch gesinnte Einwohner, welche sich besonders, und zwar mit Recht, darauf beriefen, daß unter der französischen Herrschaft so viele Mißbräuche abgeschafft waren. Vor einer zahlreichen Versammlung machte Steffens die Wahrheit geltend, daß, wenn solches auch der Fall sei, ein ehrliebendes Volk es doch immer als ein Unglück ansehen müsse, sich glücklich machen zu lassen durch ein fremdes.

Während Blücher sich mit seinem Armeecorps von 3. bis 7. November in der Nähe von Gießen und Wetzlar aufhielt, und an-

1) Steffens gab später eine Gedächtnisschrift heraus: „Johann Christian Reil, 1815". — Auch Fichte ward ein Opfer seines patriotischen Eifers. Sowohl er als seine Gattin pflegten Kranke und Verwundete. Sie wurde vom Lazarettfieber ergriffen, und durch sie wurde wiederum der Mann angesteckt, welcher den 3. Januar 1814 starb, während sie sich erholte.

statt — wie er auf eigene Hand zu thun beabsichtigte — über den Rhein zu gehen, höherem Befehle zufolge sich bis Kassel zurückziehen mußte, unternahm Steffens mit seinem Diener und seinen Landwehrmännern eine Expedition ganz besonderer Art. Er hatte nämlich die Aufgabe erhalten, sich nach der früheren preußischen Provinz Westfalen zu begeben und hier die Bevölkerung gegen den Feind in Bewegung zu bringen. Überall mußten die französischen Wappen beseitigt, und an ihrer Stelle der preußische Adler befestigt werden. Freilich war König Jerome schon über Hals und Kopf am 26. Oktober geflüchtet; jedoch konnten noch französische Truppen im Lande sein [1]). Auf dieser seiner Expedition kam Steffens zuerst nach dem hessischen Marburg; und er war der erste, der von der siegreichen Armee sich hier zeigte. Daher wurde er mit Jubel in den Professoren-Klub aufgenommen; und da sich das Gerücht von seiner Ankunft bald in der ganzen Stadt verbreitete, so wurde ihm am Abend ein Fackelzug gebracht. Er beantwortete diese Huldigung, indem er auf ihren verjagten Kurfürsten ein Lebehoch ausbrachte, worauf er an die große Versammlung eine begeisterungsvolle Rede hielt. Er erinnerte an die vergangenen Jahre der Drangsal, an die geheimen Bestrebungen, bei denen er sich so lange beteiligt hatte. Er begrüßte sie nunmehr als Freie und ermunterte die Jugend, an dem Kampfe fürs Vaterland teilzunehmen, welcher noch keineswegs zu Ende sei. Unter grenzenlosem Jubel zog man sich zurück; viele Studenten

---

1) Folgendes Gedicht ist ein Zeugnis der damaligen Stimmung hinsichtlich des ziemlich kläglichen Königs Jerome. Es heißt: „Départ de Cassel". Er wird redend eingeführt:

„Adieu, mes dames, adieu messieurs,
D'un roi, qui part en diligence,
Recevez les tristes adieux.
Le moment devient dangereux;
Mais tenez bonne contenance!
Les souverains de ma naissance
De leur antiqua résidence
Ne quittent jamais les sujets,
Que pour voler à leur défense."

(Hormayr a. a. O. II, 127.)

aber meldeten sich als Freiwillige [1]). Tags darauf mußte er in ganz anderer Weise auftreten, um das Volk zu beruhigen, welches, durch seine Rede entflammt, an einem als französisch gesinnt geltenden Manne Rache nehmen wollte. Dieses gelang ihm zum Teil; wenigstens wurde das Leben des Mannes gerettet.

Indem Steffens jetzt seine Reise in nordwestlicher Richtung fortsetzte, betrat er endlich westfälischen Grund und Boden; und hier sollte seine eigentliche Wirksamkeit anheben. In Arnsberg wurde er als der erste preußische Offizier mit großem Pompe empfangen. Sein Name war überdies in der Stadt wohl bekannt. Er wurde mit einem Gesange begrüßt, und junge Mädchen bekränzten ihn. Am nächsten Tage erschien indes in dem Städtchen schon ein Truppencorps, so daß seine Aufgabe hiermit wegfällig ward, zumal eine Waffenruhe abgeschlossen war. Jetzt wurde Steffens beauftragt, die Ausrüstung der Landwehr zu fördern; und während dieser friedlicheren Beschäftigung fand er Gelegenheit, sich im Lande umzusehen. Am meisten hielt er sich in Hamm und Dortmund auf. In letzterer Stadt verbrachte er viele interessante Stunden bei dem vormaligen Präfekten, welcher ein Baron war und seinen Wohnsitz auf einem nahegelegenen Gute hatte. Hier trat der Katholicismus ihm in einer edlen Gestalt entgegen in der Frau des Hauses, welche jenem münsterschen Kreise der „Stillen im Lande“ nahegestanden hatte, wo mit katholischer Glaubens- und Kultusweise sich wahre Tiefe und inneres Leben verband [2]). Indessen mußte Steffens, nicht ohne schmerzliche Teilnahme, hier ein Zeuge der Schwierigkeiten sein, die sich allzu leicht in einer gemischten Ehe ergeben. Der Sohn wurde in dem protestantischen Glauben des Vaters erzogen; und dieses war eine Quelle der Sorge für die Mutter, welche sich offen hierüber gegen Steffens aussprach und sich nicht beruhigen ließ durch seinen Rat:

---

1) K. v. Raumer, welcher kurz darauf nach Marburg kam, erzählt von „dem ungeheueren Eindrucke“, den jene feurige Rede hervorbrachte, und fügt hinzu, daß, wer Steffens' ausgezeichnete Redegaben, namentlich in dessen jüngeren Jahren, jemals an sich selbst erfahren habe, sich darüber nicht wundern werde. („Erinnerungen von 1813—1814“, S. 60.)

2) Nämlich dem Kreise, zu welchem die Fürstin Gallitzin, Frhr. v. Fürstenberg und Graf F. L. Stolberg gehörten.

die Sache ihren Gang gehen zu lassen, bis der Sohn erwachsen sei und selbst wählen könne. Auch in Dortmund hielt Steffens, dazu aufgefordert, eine Rede, um in weiteren Kreisen die Glut des Patriotismus zu entzünden. Auch hier wurde er von jungen Damen bekränzt, eine Huldigung, an der er doch kein rechtes Gefallen fand, und die er daher zurückzuweisen suchte. Größeren Wert legte er dem Umstande bei, daß er daselbst Gelegenheit hatte, die Schieferberge und Steinkohlenlager in der Nachbarschaft der Stadt zu bereisen.

Justus Grüner, welcher früher Polizeidirektor zu Berlin gewesen und unlängst aus seiner österreichischen Gefangenschaft entflohen war, hatte jetzt eine hohe Anstellung erhalten, als Gouverneur des Großherzogtums Berg, welches bis dahin unter Murat gestanden hatte. Dieser Mann, welcher, wie oben gemeldet, mit Steffens näher bekannt war, forderte ihn auf, nach Düsseldorf zu ihm zu kommen. Und nach eingeholter Erlaubnis reiste Steffens hierhin. Dieses ward, am Schlusse des alten Jahres und im Anfang des Jahres 1814, ein äußerst angenehmer Aufenthalt. Steffens erhielt eine äußerst prächtige Wohnung im Regierungspalais. Grüner führte ein Leben wie ein Fürst und hielt insbesondere auf eine gute Tafel; und als Freund und Vertrauter dieses angesehenen Mannes genoß Steffens hier goldene Tage [1]). Früher hatte man den Plan gehabt, ein akademisches Gymnasium in Düsseldorf zu errichten, woraus aber nichts geworden war. Nunmehr nahm Steffens diesen Gedanken auf und bestimmte Grüner, die Gelegenheit zur Realisierung desselben zu benutzen, so lange er gewissermaßen Regent war. Hierdurch wurde Steffens in eine Wirksamkeit gesetzt, welche ihn in hohem Grade interessierte. Einer seiner früheren Zuhörer aus Halle, Kortum, wurde als Rektor angestellt; andere tüchtige Lehrer wurden berufen, die erforderlichen Geldmittel von anderswoher entnommen; und das ganze Werk gelang. In den folgenden Jahren gedieh dieses Gymnasium zu hoher Blüte und Berühmtheit.

So verging diese Zeit für Steffens sehr angenehm im Umgang

1) „Ich regierte damals mit Grüner", schreibt Steffens an J. P. Mynster (ohne Datum). Siehe Efterladte Breve til Mynster 1862, S. 176.

mit dem interessanten, aber leidenschaftlichen Grüner [1]) und anderen Freunden. Im Januar erhielt er indes Ordre, zum Heere zurückzukehren. Am Neujahrstage war Blücher über den Rhein gegangen, und nunmehr schon weit über die französische Grenze hinaus vorgerückt. Steffens' Reise ging zuerst nach Köln, wo er Muße hatte, den mächtigen, damals noch unvollendeten Dom zu beschauen, welcher einen überwältigenden Eindruck auf ihn machte, als sprechender Zeuge von der Größe der Vorzeit, und gerade in seiner unvollendeten Gestalt, als ein Mahner an die Gegenwart, die Unternehmungen der Vorväter fortzusetzen. Über Koblenz begab er sich nach Trier; und da es gewagt war, die Grenze Frankreichs allein, oder nur in spärlicher Begleitung zu überschreiten, so verweilte er daselbst einige Tage, um sich danach einigen westwärts kommandierten Kavallerie-Regimentern anzuschließen.

Hiermit ging also der Marsch nach Frankreich hinein. Indem man die noch in französischen Händen befindliche Festung Thionville umging, zog man durch den Ardennenwald nach Vitry an der Marne, und dieser Marsch war nicht ohne Gefahr. Die Bevölkerung machte kein Hehl von ihrer feindseligen Gesinnung; und wo der Weg in gewissen Gegenden sich zwischen Weinbergen und Gartenmauern hinwand, konnte für diese Reiterschar, welcher gar kein Fußvolk zur Bedeckung diente, ein plötzlicher Angriff sehr bedenklich werden. Obgleich nun ein solcher auch wirklich stattfand, nämlich von einigen Truppen aus Thionville, so hatte er doch zu geringen Nachdruck, um ihnen sonderliche Beschwerde zu machen. Von Vitry ging der Zug in nördlicher Richtung längs der Marne, an Chalons vorüber, bis zu Blüchers Hauptquartier bei Bergières, welches man nach einem anstrengenden Nachtmarsche erreichte. Um sich wachend zu erhalten, stiegen Steffens, sowie mehrere Offiziere von ihren Pferden und gingen zu Fuße; sie waren aber dermaßen von Müdigkeit überwältigt, daß sie im Gehen schliefen [2]).

1) „Ein ins Extrem gehender Mann mit terroristischen Ideen", sagt von ihm Bülau a. a. O., S. 276.

2) Das nämliche soll St. Blicher (dem Dichter der jütländischen Haide, geb. 1782) nach seiner Erzählung einmal begegnet sein.

Nach etwas über dreimonatlicher Abwesenheit befand sich Steffens also jetzt wieder beim Hauptquartier, wo er seinen Schwager, Karl v. Raumer, traf, mit welchem er nur in einzelnen kurzen Perioden des Krieges zusammen gewesen war. Ebenso traf er daselbst den alten Freund aus Halle, Blanc, den Feldprediger. In der letzten Zeit hatte Blüchers Heer mehrere heftige Kämpfe gegen Napoleon selbst durchgekämpft, und zwar mit abwechselndem Erfolge. Der kaiserliche Kriegsheld entfaltete die ganze wunderbare Kraft und Klugheit seines Genies, um auch jetzt noch den Sieg an seine Fahnen zu fesseln; und mehr als einmal war die Lage der Verbündeten eine recht bedenkliche. Vor kurzem hatte indessen Blücher, in Verbindung mit mehreren anderen Armeecorps, die Franzosen über die Aube zurückgedrängt; und nach diesem Erfolge war beschlossen, den Vormarsch in der Richtung auf Paris fortzusetzen, jede Heeresabteilung für sich (um der zu gewinnenden Lebensmittel willen), aber doch einander möglichst nahe. Jedoch — während ein Teil der französischen Armee das Hauptheer der Verbündeten unter dem bedachtsamen und langsamen Schwarzenberg beschäftigte — warf sich Napoleon mit drei Armeecorps auf das schlesische Heer, in welchem er seinen gefährlichsten Gegner erkannte. Blücher rückte — nachdem eben Steffens zum Heere gekommen war — gegen Montmirail vorwärts, wo er nach blutigem Kampfe zurückgetrieben und von dem verfolgenden Feinde hart gedrängt wurde (11. Februar). Das schlesische Heer war in zwei Kolonnen auseinander gerissen, wodurch seine Lage während des Rückzuges noch gefährlicher war; sie wurden von französischen Truppencorps, welchen große Abteilungen Kavallerie zugebote standen, angegriffen. Anfangs hielt sich noch unter den Preußen die Ordnung, was aber nicht lange währte. Blücher mit seinem Stabe (zu welchem Steffens gehörte) und einer geringen Truppenzahl war unter den letzten und hatte bald den Feind auf beiden Seiten. Kanonenkugeln und Granaten schlugen unter die Preußen nieder; bald auch Gewehrkugeln; sogar Reiterei umschwärmte sie in unmittelbarer Nähe. Steffens sah selber, wie Blücher in seinem Zorne gegen einen Reiter ansprengte, welcher sich jedoch zurückzog. Auf beiden Seiten der Landstraße breitete sich eine große Waldung bis Etoges aus, welches das Ziel des Rückzuges war.

Der größte Teil des schlesischen Heeres war freilich in den Wald eingedrungen; Blücher aber mit seinen Umgebungen hatte ihn nicht erreicht, und die Franzosen drangen immer heftiger heran und drohten, sie abzuschneiden. Draußen auf einem Felde standen noch zwei preußische Bataillone zur Deckung des Rückzuges für den Stab, und außerdem eine von Russen bediente Kanone. Diese behielten ruhig ihre Stellung inne; aber der Feind kam dennoch so nahe, daß er der kleinen Schar rings um Blücher den Weg sperrte, und alles für ihn verloren schien. Schon hörte man den Ruf: „Rette sich jeder, wie er kann!" Aber ein angesehener Offizier, Müffling, rief dagegen: „Nein, wir müssen alle zusammenhalten!" [1]) Dieses thaten sie auch, und in vollem Galopp sprengten sie gerade auf die Franzosen los. Diese wichen zurück, und so gelangte Blücher glücklich bis in die Waldung. Während die Finsternis einbrach und die Flucht begünstigte, ritten sie tiefer ins Dickicht hinein; aber der Feind war ihnen beständig auf den Hacken. Steffens ritt eine Strecke lang dicht neben Oberstlieutenant v. Oppen [2]) und unterredete sich mit ihm. Da hinter ihnen sich etwas regte, ritt letzterer zurück, um zu sehen, was es gebe. Er kam aber nicht wieder, und seine Leiche wurde auch niemals gefunden. Anfänglich ging dieser nächtliche Ritt ziemlich langsam vor sich; allmählich aber ward er schneller und endete in wilder Flucht. Bei Etoges hörte der Wald auf; das Hauptquartier zog noch weiter, nach Bergières, wo zuerst wieder von einer Rast die Rede sein konnte. Steffens legte sich völlig erschöpft auf einem Bauernhofe im Freien nieder und fiel in einen todesähnlichen Schlaf. Während desselben hatte er das Gefühl eines gewaltsamen Druckes, von dem er sich aber nicht befreien konnte. Er schlief aber bis an den hellen Tag. Als er erwachte, sah er neben sich eine Leiche liegen. Der Sterbende hatte sich

1) „Es war der bedenklichste, verhängnisvollste Augenblick im ganzen Kriege; Blücher, Gneisenau, Prinz August Ferdinand und manche andere höchst bedeutende Männer schienen dem Tode verfallen." Raumer, Erinnerungen, S. 78.

2) Ein ausgezeichneter Offizier, welcher früher unter Wellington in Spanien gedient hatte.

im Todeskampfe über ihn gewälzt; daher jene Empfindung des Druckes.

Ungeachtet die Franzosen in jenen Tagen vom 10. bis 14. Februar an mehreren Orten die einzelnen Corps des schlesischen Heeres geschlagen hatten, zog dieses sich dennoch in guter Ordnung auf Chalons zurück. Blücher legte durch seine musterhafte Führung unter so mißlichen Umständen Ehre ein [1]).

In Chalons vereinigten sich mit Blücher andere Corps, und ihr dortiger Aufenthalt wurde vom Feinde nicht gestört. Während in dem folgenden Monat zwischen den kriegführenden Mächten Unterhandlungen geführt wurden, welche jedoch zu nichts führten, bekam so lange der Feldzug einen mehr einförmigen und langweiligen Charakter. Dazu verbreiteten sich Not und Elend. Da die großen Heeresmassen in einem verhältnismäßig geringen Teile Frankreichs aufgestellt waren, so mußte es zuletzt selbst an den notwendigsten Dingen gebrechen. Auch Blüchers Hauptquartier war sehr übel beraten. Ein kleiner Vorrat Kartoffeln galt als ein Schatz. Mehrere Tage genossen Steffens und seine Freunde nichts als Fett, das in Scheiben geschnitten, auf Holzpflöcke gesteckt und so über dem Feuer gebraten war. Als sie eines Tages eine Bratpfanne fanden und zugleich Kartoffeln mit Speck vorrätig waren, genossen sie dieses Sonntagsessen unter allgemeinem Jubel. Die Mannszucht war dieser Zeit mangelhaft. Als sie sich einmal eines Truthahnes bemächtigt hatten und der herrlichen Mahlzeit froh waren, drangen Russen mit Gewalt ins Haus herein, um zu plündern; man mußte sich wehren, wobei Steffens, welcher früher schon einige russische Erfahrungen gesammelt hatte, als das geratenste Mittel, mit der Reitpeitsche sie quer übers Gesicht hieb. Dieses half, so daß sie sich zurückzogen.

Eine sonderliche Plage für Steffens war, daß er nicht verstand, sich selbst zu rasieren, daher sich dem ersten besten zu diesem Zwecke preisgeben mußte, auch völlig Ungeübten, oder irgendeinem Franzosen, welcher in seiner feindseligen Stimmung Lust

1) Es waren Neys, Marmonts und Mortiers Corps mit zahlreicher Kavallerie, welche unter Napoleons persönlicher Oberleitung diese Kämpfe gegen Blücher ausgeführt hatten. Bülau a. a. O., S. 293.

bekommen mochte, sich an ihm zu vergreifen. Oft mußte er acht bis vierzehn Tage unrasiert einhergehen; und mit diesem etwas wüsten Barte, dazu in seiner einzigen, abgetragenen Uniform bot er alsdann just keinen anmutigen Anblick dar. Hierzu kam, daß reine Leinwand eine große Seltenheit war, desto häufiger aber gewisse leidige Gäste.

Eine andere Plage aber bestand in den schlechten Quartieren. Gewöhnlich lagen sie, ihrer zehn Menschen beisammen, in einer Stube auf Stroh, bei verdorbener Luft, während die einen die anderen durch Geschwätz oder lautes Schnarchen störten. Steffens zog es dann gewöhnlich vor, sich draußen auf dem kalten Hausflur, in einen Mantel eingehüllt, auf etwas Stroh zu legen.

Vielerorten waren die Einwohner geflüchtet, und alles lag leer und verlassen da, oft gründlich ausgeplündert. Dieses galt namentlich von den Herrenhöfen oder „Schlössern" der Vornehmen. In einem solchen hatte man das Bettzeug in Stücke geschnitten, so daß die Dunen in den Zimmern umherflogen. In einem andern Schlosse hatten die Russen den Weinkeller aufgebrochen und die Fässer zerschlagen; der kostbare Inhalt floß umher, und buchstäblich wateten in demselben die Soldaten umher.

Am 3. März wurde Blüchers stark zusammengeschmolzenes Heer mit dem „niederländischen" unter Bülow und Winzingerode vermehrt. Sie kamen aus Belgien; und durch ihr wohlgenährtes Aussehen und schmucke Uniformen überstrahlten sie bei weitem die abgezehrten und schlecht gekleideten Soldaten des schlesischen Heeres. Es war wiederum Leben in den Krieg gekommen, nachdem man von Unterhandlungen abgestanden hatte. Als Napoleon eine Bewegung machte in der Richtung auf Laon, als beabsichtige er, diesen wichtigen, befestigten Ort zu besetzen, so marschierte Blücher in Eilmärschen dorthin und kam ihm zuvor. Die Stadt liegt auf der Höhe eines Kreidefelsens, welcher gegen Norden und Nordwesten steil abfällt. Außerhalb der Stadt liegt gegen Westen eine kleine Ebene auf der Höhe des Berges, von wo ein Hohlweg abwärts zu der Niederung führt. In der Nachbarschaft Laons wurde am 10. und 11. März gegen Napoleon gekämpft. Steffens fand jedoch in der Stadt ein gutes Quartier; und von der erwähnten Hochebene, auf welcher der Stab sich niederließ, konnte er die rings-

umher tobenden Kämpfe überschauen. Als der Feind eines Tages so weit vorgedrungen war, daß er im Begriffe stand, auf dem Hohlwege zur Stadt hinaufzusteigen, fand an diesem Punkte ein heißes Gefecht statt. Dieses vollzog sich in solcher Nähe des Berges, daß Steffens und die anderen Zuschauer sich über den Rand desselben neigen mußten, um den Verlauf und Ausgang zu sehen. Der Feind wurde zurückgeworfen.

Nachdem Napoleon seinen Plan notgedrungen aufgegeben hatte und fortgezogen war, folgten einige ruhige, ungestörte Tage in Laon, namentlich veranlaßt durch Blüchers Erkrankung. Aber gerade diese Ruhe, nach vieltägigen Unruhen, Anstrengungen und Entbehrungen, brachte bei Steffens eine Unpäßlichkeit zum Ausbruch. Sie bestand eigentlich in Abspannung der Nerven; und da er meinte, daß hiergegen Beschäftigung das beste Mittel sein werde, wandte er sich dieserwegen an Gneisenau, welcher ihm aber nur Geduld empfehlen konnte. Für den Augenblick hatte er nichts aufzutragen, wies ihn jedoch darauf hin, daß in kurzem neue Begebenheiten eintreten könnten, geeignet, seine Spannkraft wieder zu beleben. Das Übel nahm indes die Wendung, daß Steffens in ein Fieber verfiel; und da Blücher Laon verließ, so mußte er zurückbleiben. Das Fieber ging wieder in starke Schlafsucht über; mehr als die halben Tage schlief er durch, wodurch er neben guter Verpflegung bald dermaßen gestärkt wurde, daß er neubelebt die Stadt verlassen konnte, von seinem Diener und Landwehrmännern begleitet.

Über Rheims erreichte Steffens wieder das Hauptquartier, nahe bei la Fère Champenoise, wo er alsbald etwas erleben sollte, was ihn wohl in Bewegung setzen konnte. Das schlesische Heer hatte kurz zuvor (den 25. März) sich mit der Hauptarmee vereinigt, bei welcher sich sowohl der Kaiser Alexander als der König von Preußen befanden. Blücher machte hier einen Angriff auf ein französisches Corps, unter den Generalen Pacthod und Amey, welche einen für Napoleons eigene Armee bestimmten, ansehnlichen Transport begleiteten. Die Franzosen hatten auf einer weiten Ebene Stellung genommen, und bildeten ein Carré. Mehrere Kavallerie-Angriffe wurden von ihnen zurückgewiesen. Die Kanonen wurden vorgeführt, und jene wurden heftig beschossen, hielten aber

unerschütterlich Stand. Sie waren von allen Seiten umringt, dem Feuer von allen Seiten ausgesetzt, aber standen fest. Da ritt Gneisenau unter der Parlamentarflagge vor, warf seinen Mantel ab und zeigte sich in seiner glänzenden Generalsuniform. Er forderte sie zur Übergabe auf, da ihre Stellung hoffnungslos sei, und sie überdies durch ihre Tapferkeit genügend die Bewunderung aller erworben hätten. Aber die Antwort lautete ablehnend. Mit einer neuen Aufforderung wurde von der preußischen Hauptarmee aus des Königs Adjutant, v. Thiele, an sie abgesandt, aber da der Kampf aufs neue entbrannte, als Gefangener zurückgehalten. Immer enger wurde das Carré eingeschlossen, immer heftiger wurden die Angriffe; die Reihen der Franzosen verdünnten sich; ja, an mehreren Stellen zeigten sich große Öffnungen. Jetzt geschah vonseiten des schlesischen Heeres ein großer Reiterangriff, welchen Steffens an Gneisenaus Seite begleitete. Das Carré war gesprengt; aber die zerstreuten Abteilungen versuchten noch zusammenzuhalten. Mitten in diesem Gewühle stürzte eine Dame auf Gneisenau zu und erbat sich seinen Schutz. Er befahl diesen Auftrag Steffens, welcher hierdurch in Verlegenheit gesetzt wurde, teils weil er nicht wußte, wohin er sie bringen solle, teils weil er nur unvollkommen französisch redete. Da im selben Augenblicke ein Offizier aus dem Hauptquartier kam und der Aufgabe sich unterzog, freute Steffens sich, derselben überhoben zu sein, der einzigen, die seit längerer Zeit ihm übertragen war.

Der Kampf war vorüber [1]). Die Gefangenen wurden weggeführt; die Walstatt war mit Toten und Verwundeten bedeckt. Da sah man russische Ulanen auf den Platz reiten, bohrten ihre Lanzen in den Erdboden und banden an dieselben ihre Pferde, worauf sie anfingen, die Leichen zu entkleiden. Etwas davon entfernt wurden darauf die geplünderten Sachen feilgeboten. So endete dieser denkwürdige Kampf, der letzte, an dem Steffens teilgenommen hat. Und als Anerkennung seines Verhaltens, besonders bei dieser

1) Die Anzahl der dabei beteiligten Franzosen wird verschieden angegeben, von 6—12,000 Mann. Das ganze Corps wurde entweder gefangen oder fiel im Kampfe, und 15 Kanonen genommen. Siehe Schlosser, Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts VI, 1137.

Gelegenheit, wurde er nachher vom Könige von Preußen mit dem Eisernen Kreuze geehrt.

Jetzt ging der Marsch ohne Aufenthalt nach Paris. Während Napoleon selbst, mit den Resten seiner Armee, sich weiter südlich aufhielt, versuchte Mortier, in Verbindung mit der Nationalgarde, noch die Hauptstadt zu verteidigen. Insbesondere drehte sich der Kampf um die hochgelegene Vorstadt Montmartre, an der nördlichen Seite der Residenz. Hier stand Blüchers Corps dem Feinde gegenüber. Das Hauptquartier war auf einer großen Ebene beisammen, von woher man nur in der Ferne das Toben des Kampfes hörte. Steffens, ermüdet durch den Marsch der vorhergegangenen Tage und überdrüssig, auf eine Entscheidung zu warten, legte sich zuletzt auf die Erde zur Ruhe und fiel in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, lag er ganz allein da; der Boden war rings umher von Kugeln aufgewühlt. Er hatte von dem, was vorging, nichts bemerkt, sah aber nun, wie leicht er im Schlafe aus der Welt hätte scheiden können. Endlich fand er das Hauptquartier in der Nähe von Montmartre. Am Abend kam ein französischer Soldat von Gneisenau mit der Anzeige des Waffenstillstandes; Steffens überbrachte sie an die russischen Truppen, welche auf dem Abhange von Montmartre kämpften.

Noch an demselben Abende wanderte er mit Gneisenau nach dem hochliegenden Kirchhofe dieser Vorstadt, wo man die weiteste Aussicht über die Weltstadt hat. Lange standen sie vertieft in den Anblick der Stadt, von welcher so vieler Glanz und so vieles Elend ausgegangen war, dieser großen Riesin, welche Europa bis in den Grund erschüttert hatte. Wie viele Gedanken drängten einander in Steffens' Seele! Es war für ihn ein heiliger Augenblick. Er blickte auf alles in den letzten sieben bis acht Jahren Gelittene und Durchkämpfte zurück. Jetzt war das Ziel erreicht, und unwillkürlich wurden seine Gedanken zu einem Gebete [1]).

---

1) Steffens hat irgendwo erzählt, wie sich in jener Stunde unwillkürlich seine Gedanken nach Norwegen richteten, welches sich damals zum Kampfe für seine Selbständigkeit rüstete. Während man Paris, von wo die Revolution ausgegangen war, bekämpfte, wollte man Norwegen zwingen, sich der Fremdherrschaft unter einem Manne zu unterwerfen, welcher gerade von der Revolution ausgegangen war! Steffens, Die gegenwärtige Zeit II, 429.

Am 31. März kapitulierte Paris; und noch an demselben Tage hielten die verbündeten Fürsten ihren Einzug in die Stadt. Steffens konnte des mangelhaften Zustandes seiner Uniform wegen nicht daran teilnehmen. Mit einem Bekannten ritt er durch mehrere kleine Gassen in die Stadt, und aus der Ferne ward er Zeuge des ungeheuren Jubels, mit welchem die Sieger begrüßt wurden. Aus den Fenstern wehten weiße Tücher; aus allen Stockwerken herab regnete es von weißen Lilien, als dem Wappenzeichen des alten Königsgeschlechtes, sowie man auch auf den Straßen viele Männer mit weißen Kokarden sah. Das Ganze trug den Charakter eines Triumphzuges. Als Steffens und sein Begleiter weiterritten, ohne den Weg zu wissen, und sich in das Gewühle der Stadt vertieften, kam ein junger Mann ihnen entgegen und fragte auf deutsch, ob sie nicht wüßten, ob Professor Steffens mit der Armee nach Paris gekommen sei. Es war ein Leipziger, welcher Anatomie hier studierte. Dieser ward ihnen nun ein willkommener Wegweiser, zuerst nach einem Hotel, nachher ringsum durch die Stadt.

Nunmehr kam es Steffens darauf an, seinen Aufenthalt aufs beste zu benutzen. Den berühmten Naturforscher Cuvier suchte er sogleich auf. Dieser Gelehrte hegte vor dem Feinde die Furcht, er möchte die kostbaren Pariser Sammlungen plündern. Nachdem aber Steffens ihn vollkommen beruhigt hatte, erzeigte er diesem die größte Zuvorkommenheit. Er bat ihm seine Begleitung zu den anatomischen Sammlungen an; Tage und Stunden wurden verabredet, und das Versprechen aufs treueste erfüllt, ja sogar die Erklärungen in deutscher Sprache gegeben.

Damit sein Verbleiben in Paris gesichert und er nicht etwa nach einem andern Orte versetzt würde, brachte er's dahin, daß er in der Residenz bei der preußischen Kommandantschaft angestellt wurde, und zwar mit dem Hinzufügen, daß alle Zeit ihm zur Verfügung stehen solle. So benutzte er denn seine Zeit aufs beste, wenigstens sobald er hierzu die erforderlichen Geldmittel bekam. Anfangs litt in dieser Hinsicht das ganze Heer großen Mangel. Nun hatte er von Morgens 7 bis Nachmittags 4 Uhr einen Lohnkutscher, der ihm völlig zugebote stand. Zuerst fuhr er nach dem „Jardin des plantes“, Vormittags darauf nach dem chemischen Laboratorium, nahe beim Palais Luxembourg, wo der berühmte

Gay Lussac ihm viele Zeit widmete; von hier weiter nach der Gemäldesammlung im Louvre, diesem seit der großen Revolution so bekannt gewordenen Vereinigungspunkte der Pariser. Hier interessierte es Steffens, dem Hazardspiele zuzuschauen, welchem er ja einst als Jüngling leidenschaftlich zugethan gewesen war. Jetzt machte er sich das Vergnügen, einen Napoleonsd'or aufs Spiel zu setzen, um zu sehen, ob das Glück ihm günstig sein werde. Und so war es diesmal. Sein Mittagessen nahm er in einer Restauration ein; und da er beständig Freunde und Bekannte, welche ihn vergeblich in seiner Wohnung aufsuchten, dorthin bestellte, so war hier täglich eine große Schar um ihn versammelt. Die Abendstunden pflegte er in dem einen oder anderen Theater zuzubringen. In der großen Oper wohnte er an einem der ersten Abende einer denkwürdigen Vorstellung bei. Von Anfang an zeigte sich unter dem Publikum eine große Bewegung, indem die zwei politischen Parteien, die napoleonische und die bourbonische, einander gegenüber standen. Auf dem Pulte des Dirigenten der Oper — es war Spontini — lagen zwei Oper-Partituren: „Trajans Triumph" und „Die Vestalin". Die erstgenannte Partei wollte den „Triumph" haben, die letztere die „Vestalin", und zwischen beiden entspann sich unter lautem Geschrei der Kampf. Endlich erhob sich der Vorhang, um die zweite der Oper zu eröffnen. Aber ein furchtbares Geschrei und Gepfeife machte es notwendig, daß der Vorhang niederfiel, und der Kampf wollte kein Ende nehmen. Zuletzt stellte jemand den Antrag, es möchte ein Bote an Kaiser Alexander mit der Bitte abgehen, daß er wählen möge. Als die Antwort zurückkam, lautete sie: er wolle sich nicht darein mischen; was sie wählten, damit werde er zufrieden sein. Also blieb man immer auf demselben Flecke, oder der Kampf loderte von neuem auf, worüber Stunden hingegangen waren. Endlich erging wiederum an den Kaiser die dringende Bitte: es möchte doch eine Wahl getroffen werden. So wurde denn endlich angekündigt, er habe die „Vestalin" gewählt. Es war beinahe Mitternacht. Plötzlich ward die versammelte Menge stille, und die Aufführung ging ungestört vor sich; sogar in den Zwischenakten blieb es ganz friedlich. Man hatte sich der angerufenen Entscheidung unterworfen.

Der Zerstreuungen, die in Paris einen so lebhaften Mann,

wie Steffens, in Anspruch nahmen, waren sehr viele und verschiedene. Wurde er auch in keinen der größeren Kreise eingeführt, so stattete er desto fleißigeren Besuch einer Anzahl deutscher Familien ab. Auch unternahm er, in Begleitung Karl v. Raumers, in der Umgegend von Paris geognostische Ausflüge. Was ihn aber besonders belebte, war, daß er so viele alte Freunde aus verschiedenen Perioden seines Lebens traf; denn seit der Occupation strömten von allen Seiten nach Paris zahlreiche Reisende. So sah er jetzt Harthausen wieder, und seinen lieben, jüngsten Bruder. Dieser war im letzten Kriegsjahre bei Marschall Davousts Stabe an der Niederelbe angestellt worden; und als die dänischen Truppen sich im Dezember 1813 von den Franzosen trennten, um nach der Elbe zurückzukehren, war Peter Steffens von den ersteren abgeschnitten worden, hatte sich aber mit einem Kameraden auf abenteuerliche Weise den Weg durch die Ditmarschen über die friesischen Inseln bis nach dem dänischen Hauptquartier auf Fünen gebahnt [1]). Er hatte also auf der entgegengesetzten Seite, als sein Bruder, gestanden; doch that dies ihrer brüderlichen Liebe keinen Eintrag. Sie sahen sich dort zum letztenmal. Peter ward Gouverneur auf der Guineaküste, wo er im Jahre 1821 starb.

Auch jene zwei verwiesenen Landsleute, welche in Paris wohnten, P. A. Heiberg und Malte Brun sah Steffens hier. Jener war noch in dem französischen Ministerium des Äußeren angestellt (aus welchem er im Jahre 1817 seinen Abschied nahm), führte aber in seiner Einzelstellung ein sehr stilles und abgeschlossenes Leben. Daß er, trotz der Wandlung der Zeiten, noch immer seiner Gesinnung nach Republikaner war, davon überzeugte sich Steffens völlig. Öfter traf er mit dem kleinen, beweglichen Malte Brun zusammen, welcher gegen Heiberg einen vollständigen Gegensatz bildete. Mehrere Male hatte er seine politische Ansicht gewechselt, hatte als Republikaner angefangen und trug jetzt die weiße Kokarde. Er war mit einer schönen, liebenswürdigen jungen Frau verheiratet,

---

1) Über Karen Rahbecks Briefwechsel und Korrespondenten, S. 56 f.; Peter Steffens schreibt an sie den 26. Januar 1814: „Ich habe unter den Franzosen keine Freundschaft geschlossen, und in diesem Augenblicke ist es mir gleichgültig, gegen wen ich streite; denn sie sind alle gleich gut, und wo die dänischen Soldaten sich schlagen, da bin ich am liebsten."

und lud Steffens zu einem glänzenden Frühstück ein. Dieser fand wenig Gefallen an seines Landsmannes wunderlicher, schwankender Stellung, ermunterte ihn, nach Bonn zu gehen, wo er, der berühmte Geograph, an der zu errichtenden Universität wohl ohne Schwierigkeit eine Anstellung finden werde. Aber Malte Brun liebte Paris und wollte es nicht verlassen. Er ist daselbst im Jahre 1826 gestorben.

So verging die Zeit für Steffens ungemein schnell. Nachdem aber Napoleon seinem Thron entsagt hatte und demnach der Krieg zu Ende war, suchte er seine Entlassung aus dem Kriegsdienste nach. Der Abschied wurde ihm in anerkennender Weise am 5. Mai gewährt, nachdem tags vorher der neue König, Ludwig XVIII, seinen Einzug in Paris gehalten hatte. Mit großer Freude legte Steffens wieder die bürgerliche Kleidung an. Blücher forderte ihn auf, an einer Besuchsreise nach England teilzunehmen, was er sich aber aus Mangel an Geldmitteln versagen mußte [1]). Wehmütig trennte er sich von diesem bewährten Feldherrn, von dem edlen Gneisenau und den anderen Freunden, mit welchen er seit Jahr und Tag die Gefahren und Beschwerden des Krieges geteilt hatte. Kein Teil der verbündeten Heere hatte so viel durchgemacht und so viel ausgerichtet, wie der schlesische [2]).

Nachdem er zur Reise eine Summe Geldes, sowie einen Kurierpaß erhalten hatte, brach er auf. Es verdroß ihn, daß auf dem Passe geschrieben stand: „Sekonde-Lieutenant und Professor Dr. Steffens", so daß auf echt preußische Art die Lieutenantschaft voranstand. Nur nach allerlei Hin- und Herreden setzte er die geringfügige Änderung durch: „Sekonde-Lieutenant, Herr Professor", was der Bezeichnung ein etwas anderes Aussehen gab. So reiste er denn mit der Diligence durch Frankreich. Erst in Deutschland machte er von dem Kurierpaß Gebrauch. Er eilte heim über Metz, Heidel-

1) Dieser Besuch Englands trug einen großartigen Charakter. Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm, die Kronprinzen von Bayern und Württemberg, Fürst Metternich, Blücher, York, Gneisenau u. a. nahmen daran teil. Als Blücher in Oxford zum „Doktor" ernannt wurde, erklärte er: Nun, so müsse Gneisenau sein Apotheker sein! K. v. Raumer, Erinnerungen, S. 124.

2) „Blüchers und Gneisenaus Heer hatte wohl zwei Dritteile der heiligen Arbeit bis nach Paris hin getragen." Hormayr, Lebensbilder III, 503.

berg, das nördliche Bayern. Bald war er wieder bei den Seinigen [1]). Und da der Augenblick durchaus nicht geeignet war, Vorlesungen anzufangen, so gewann er volle Ruhe, um nach den Wechseln der Kriegszeit sich draußen im schlesischen Gebirge zu erholen. In friedlicher Stille konnte er jetzt die Wahrheit des alten Wortes an sich erfahren: „Süd und West, zuhaus' am best'."

---

1) Steffens schreibt an Schleiermacher: „In 14 Tagen bin ich von Paris nach Breslau gereist, fand aber Hanna mit eingefallenem Angesicht. — Ich reiche dir nach langer Zeit und wundersamen Schicksalen die treue Hand, herrlicher, guter Freund, welchem ich ewig angehöre!" Aus Schleiermachers Leben IV, 200—204.

XVI.

Neue Kämpfe.

1814—1823.

Henrik Steffens' Leben war bisher ein sehr bewegtes gewesen, sowohl innerlich als nach außen. In einer Hinsicht stehen wir jetzt an einem Wendepunkte desselben. Fortan gestaltete sich seine äußere Lage ruhiger und gleichförmiger. Bis zum Jahre 1832 blieb er in Breslau, freilich immer mit einem Seufzer darüber, daß er sich auf einem abgelegenen Schauplatze befand, namentlich nicht mitarbeiten sollte an der neuen Berliner Hochschule, aber doch einen angesehenen Rang unter den Gelehrten Deutschlands behauptend. Innerlich blieb sein Leben höchst bewegt; wie seine Natur einmal war, konnte es kaum anders sein. Alles, was sich in der Zeit regte, ergriff ihn, sei es anziehend, sei es abstoßend; und ungeachtet seiner mehr als vierzig Jahre warf er sich mit jugendlichem Feuer in den Kampf hinein, oft rücksichtslos genug, aber immer offen und ehrlich.

In guter Gesundheit hatte er die Strapazen des Krieges überstanden. In den darauf folgenden Tagen ging es ihm weniger gut. Oft litt er an Entzündung des Schlundes, einem Übel, zu welchem er von Jugend auf disponiert gewesen; weit peinlicher aber waren die Anfälle von Magenkrampf, womit er eine Reihe von Jahren hindurch heimgesucht wurde, nicht gerade lebensgefährlich, aber doch verstimmend und niederdrückend. Der unermüdlich arbeitsame Mann, welcher außer seiner Lehrthätigkeit eine große litterarische Thätigkeit entfaltete, bedurfte eine Zeit lang der Früh=

stunden [1]); später aber richtete er sich anders ein, so daß die Nacht seine beste Zeit zu stiller, wissenschaftlicher Arbeit ward, und beinahe ein ganzes Halbjahr hindurch ging er nicht eher zur Ruhe, als bis die Sonne ihm ins Angesicht schien. Eine tüchtige Facharbeit, welche ihn lange beschäftigt hat, war seine große „Oryktologie“ (Mineralogie); wir werden aber bald sehen, daß auch andere Schriften, mehr allgemeiner Bedeutung, in jenen Jahren seiner Feder entstammten.

Seine ökonomischen Verhältnisse, welche nie in rechter Ordnung gewesen waren, befanden sich nach dem Kriege in noch drückenderer Verfassung, als jemals vorher. Er war allmählich in eine Schuld geraten, aus der er keinen Ausweg sah. Diese mißliche Lage hat viele Jahre hindurch recht schwer auf ihm und seinem Hause gelastet, bis endlich in seinem Alter die Last erleichtert wurde. Unter solchen Verhältnissen mußte er sich aber mehr einschränken, als ihm und seiner Gattin gefallen mochte [2]). Jedoch hielt er viele Jahre hindurch an einem Abende wöchentlich offenes Haus, seinen Gästen dabei nur Thee und Butterbrot bietend. Dennoch kamen dann viele zusammen, oft ihrer vierzig bis fünfzig, und diese Gesellschaften wurden nicht allein durch den interessanten, geist- und lebensvollen Wirt belebt, sondern häufig auch durch bedeutende, eben durchreisende Persönlichkeiten. Teils war Steffens im Lauf seines bewegten Lebens mit einer fast unglaublichen Menge von Menschen bekannt geworden, teils hatte er sich als einer der Ehrenmänner Deutschlands einen Namen erworben [3]).

Mit den Studenten hatte Steffens sich im ganzen immer

---

1) „Wenn ich morgens um 5 Uhr aufstehe, muß ich ununterbrochen bis 4 Uhr nachmittags arbeiten; nach dem Mittagsessen halte ich Vorlesungen bis 7 Uhr abends, und alsdann bin ich müde.“ An Tieck, den 3. Januar 1818.

2) Er schreibt an Sibbern 1814: „Ich lebe ziemlich gut, beinahe ganz ohne Umgang, insonderheit ohne Geld, da man jetzt die Vorschüsse, die der Krieg erforderte, in Abzug bringt.“

3) Als seinen näheren Umgangskreis während einer Reihe von Jahren, bezeichnet Steffens folgende Männer: K. v. Raumer, Prof. Fischer, Ober-Landesgerichtsrat v. Winterfeld, einen Offizier, Graf v. Groeben, endlich Pastor Scheibel.

gut gestanden [1]). Er mußte um so mehr erstaunen, daß eines Abends, kurz nach seiner Heimkehr aus dem Kriege, die Fenster ihm eingeworfen wurden, ja, seine achtjährige Tochter Klärchen beinahe von einem Steine getroffen wurde. Von wem dies geschehen, erfuhr er nicht. Übrigens waren die Breslauer Studenten ein unruhiges Völkchen. Nach dem Kriege entwickelte sich ein Zwiespalt zwischen denen, die an demselben teilgenommen hatten, und denen, die daheim geblieben waren, was zu manchen Reibungen Anlaß gab; fortwährend herrschte in den studentischen Kreisen viele Roheit. Die Professoren hatten die Sitte eingeführt, von Zeit zu Zeit auf gemeinschaftliche Kosten einen Ball zu geben und nur solche Studenten, zu denen sie ein näheres Verhältnis hatten, einzuladen. Plötzlich wurden diese Bälle von den Senioren der Studenten in Verruf erklärt, aus Ärger darüber, daß sie selbst nicht eingeladen waren. Die Professoren konnten sich das schon gefallen lassen; indes ward ein solcher Verruf für diejenigen, die davon getroffen wurden, drückend genug. Dennoch hatte ein junger Student, Otfried Müller, der nachher berühmt gewordene Altertumsforscher [2]), den Mut, diesem Banne zu trotzen; seinem Beispiele folgten mehrere nach, wodurch der Verruf in Wirklichkeit zu einer Niederlage für die rohe Studenten-Despotie ward.

Steffens, allezeit von dem lebhaften Bedürfnis des Gedankenaustausches beseelt, begrüßte mit großer Freude die Bildung der sogenannten „philomatischen Gesellschaft", welche auf den Vorschlag seines vertrauten Freundes, Professor Fischer, gestiftet wurde. Hier sollte jedes der Mitglieder, als welche nur wissenschaftlich gebildete Männer aufgenommen wurden, berechtigt sein,

---

1) Gaß schreibt den 27. März 1815 über Steffens: „Er ist doch der Tüchtigste, den wir hier haben; und was man von ihm auch sagen mag, glaube mir, die Studenten lieben ihn mehr, als alle Übrigen. Briefwechsel, S. 123.

2) Er war ein Schüler von Steffens, später Professor in Göttingen, bekannt u. a. durch seine Schriften: „Orchomenos und die Minyer", „Archäologie der Kunst", „Geschichte der griechischen Litteratur". Er starb 1840, den 1. August, in Athen.

einen Vortrag über irgendeinen Gegenstand von allgemeinem Interesse, in den er sich besonders vertieft habe, zu halten. Daran konnte sich dann eine Diskussion schließen. Steffens hatte überhaupt immer das Verlangen, eine Art geistiger Bruderschaft, die sich in voller Freiheit bewegen müsse, um sich her ins Leben zu rufen; als solche war dieser neue Verein ihm sehr willkommen, während gezwungene Bruderschaften, wie die der Freimaurer, ihm höchlich zuwider waren, ja, nur Zerrbilder in seinen Augen waren.

Der Sommer lockte ihn in jedem Jahre. in die Natur hinaus, welche er seit seiner Kindheit so innig geliebt hatte. Alsdann fand er gewöhnlich an einem der vielen schönen Punkte des Riesengebirges eine Zuflucht. Hier wohnten Verwandte seiner Gattin, die Brüder Alberti, Fabrikherren; außerdem besaßen hier viele vornehme oder reiche Leute ihre Landsitze, zum Teil mit prächtigen Parks. Sommers wurden diese Gegenden von vielen Touristen besucht, so daß sie die Stätten eines sehr bunten Lebens waren. Der sehr zahlreiche preußische Adel, auch Prinzen, hatten hier ihre Sommerschlösser, u. a. auch Gneisenau, welcher nach dem Kriege in den Grafenstand erhoben war und danach Feldmarschall ward [1]). An diesen Orten verlebte Steffens viele frohe Stunden, sei es auf Bergwanderungen (so erstieg er 15mal den höchsten Punkt, die Schneekoppe), sei es bei Besuchen. Mehrere der Adeligen sahen ihn gerne bei sich, und auch er legte auf ihre Freundschaft Wert; er war in dieser Hinsicht nicht frei von einiger Schwachheit. Oft besuchte er den trefflichen, alten Grafen Reuß in Steindorf, welcher ein eifriger Herrnhuter war, und dessen Haus „die Brüder" als ihr Daheim betrachteten. Hier bewegten sich die Gespräche meistens um religiöse Dinge: denn in diesen lebte und webte der Graf. Eines Tages wohnte Steffens bei ihm einen sogenannten „Erweckungsstunde" bei, zu welcher christliche Freunde in beträchtlicher Zahl sich eingefunden hatten. Der Graf hielt eine Rede vom Heilande und dem ewigen Leben. Darauf erhoben sich alle und faßten einander bei den Händen, um nun=

1) Er starb im Jahre 1831 an der Cholera, als Chef eines Armeecorps, welches während der politischen Unruhen an den Grenzen Rußlands aufgestellt war.

mehr Christo unbedingte Liebe zu geloben. Darauf umarmten und küßten sie einander. Dieser Vorgang machte auf Steffens, ungeachtet des Gesuchten, teilweise Sentimentalen dabei, einen tiefen Eindruck. Die Zeit, in welcher er herangewachsen war, fand an dergleichen mehr Gefallen, als unsere Zeit. Was uns jetzt erkünstelt vorkommt, fand man damals erhebend.

Im Jahre 1817 war Steffens' Gesundheit in einem mißlichen Zustande. Da er aber so glücklich war, die Hälfte dessen, was er bei der westfälischen Regierung zugute hatte, (nämlich das ausgebliebene Professoren-Gehalt für Halle) in Berlin ausbezahlt zu erhalten, ward es ihm möglich, eine Badereise nach Karlsbad, in der Gesellschaft des Schriftstellers W. v. Schütz, zu machen. Auf dem Wege zwischen Prag und Karlsbad besuchte er seinen norwegischen Freund Müller, welcher vor längerer Zeit Katholik geworden und auch verheiratet war. Sie freuten sich des Wiedersehens; aber die Hoffnung, die er und andere, namentlich die Gräfin Stolberg [1]), inbetreff Steffens' hegten, auch er werde sich in den Schoß der römischen Kirche flüchten, ging nicht in Erfüllung. Denn wiewohl er sich einige Male mit Bewunderung über die Kirche des Mittelalters geäußert hatte [2]), und bei mehreren jetzt lebenden Mitgliedern dieser Kirche echte, innerliche Frömmigkeit wohl zu schätzen verstand, so war er doch weit entfernt, einen Schritt wie die Stolbergs zu thun.

Der Aufenthalt in Karlsbad wirkte günstig auf seine Gesundheit. Von hier machte er mit v. Schütz eine Reise nach Süddeutschland, wobei der Hauptzweck war, Schelling wiederzusehen. In Eger besahen sie eine seltene Münzsammlung, welche dem dortigen Scharfrichter

---

1) Graf F. L. Stolberg, welcher früher zuerst in dänischem, dann in oldenburgischem Staatsdienste gestanden hatte, von edlem, tief religiösem Charakter, war im Jahre 1800 zur katholischen Kirche übergetreten, ein Schritt, welcher damals außerordentliches Aufsehen machte. Die Gräfin, eine geborene v. Redern, hatte schon vor ihrem Gemahl den Zug nach dieser Seite hin empfunden und schloß sich ihrem Manne an. Stolberg starb 1819. Siehe Frederik Nielsen, Aus dem inneren Leben der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert I, 244 ff.

2) Namentlich in der Schrift: „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden“ (s. weiter unten).

gehörte, einem freundlichen Manne, der durch nichts an seine unheimliche Hantierung erinnerte. Steffens aber wurde durch sein eigentümliches Aussehen betroffen. Soeben hatte er nämlich die Nachricht von dem Tode seines Jugendfreundes, des berühmten Werner erhalten; und hier trat ihm eine so frappante Ähnlichkeit entgegen, daß er diesen Scharfrichter als Werners Doppelgänger ansehen konnte. Die Reise ging jetzt weiter nach Bayern. Dieses Land, welches früher in auffallender Weise wie außerhalb des deutschen Geisteslebens gestanden und in jeder Beziehung sich abgesondert hatte, war während der letzten Jahre durch die Bestrebungen des energischen Ministers Montgelas in die Kulturströmung mit hineingezogen worden. In München hatte der letztere eine Akademie der Wissenschaften gestiftet, und aus ganz Deutschland berühmte Leute heranzuziehen gesucht, u. a. Fr. H. Jakobi und Schelling [1]. In Landshut, welches eine neuerrichtete Universität hatte, besuchten Steffens und sein Begleiter den theologischen Professor, nachherigen Bischof Sailer, den tiefen und frommen Mystiker, welcher mit seiner kindlichen Innigkeit und seinem einfältigen Glauben gleichsam ein Repräsentant des Besten und Edelsten im Katholicismus war [2].

„Das, was mich in seinen Augen zum Katholiken machte“, schreibt Steffens, „wenn ich mit ihm redete, das machte mich in meinen Augen zum Protestanten; und niemals trat die Einheit des Christentums mir inniger entgegen. Wenn ich ihn ansah oder ihn reden hörte, so war es, als ob alles in jenen sonst lästigen Zeremonien, das ganze Nebelwerk des Katholicismus, für mich durchsichtig ward, so daß ich den reinen, innersten Herzenskern des-

1) Auch A. Wolf und Schleiermacher hatte Montgelas seiner Zeit für Bayern zu gewinnen gesucht, aber vergebens. Siehe hierüber C. Th. Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland, S. 404.

2) Sailer, 1751 von armen, aber gottesfürchtigen Eltern geboren, war frühe in geistige Kämpfe geraten, unter welchen er Frieden gefunden hatte in gehorsamer Unterwerfung unter die katholische Kirche. Im Jahre 1770 trat er ins Jesuiten-Kolleg zu Landsberg (1775 ordiniert), ward theologischer Lehrer in Ingolstadt, Dillingen, und seit 1800 in Landshut. Im Jahre 1821 Domkapitular, danach Assistent des Bischofs, endlich Bischof in Regensburg, gest. 1832. Siehe Nielsen a. a. O. I, 287 ff.

selben entdecken konnte.“ Sailer begleitete sie, während ihres dortigen Aufenthaltes, rings um die Stadt. Ja, als sie mittags bei einem Professor speisen sollten, welcher ihn nicht mit eingeladen hatte, sagte er in seiner kindlichen Weise: „Ich gehe mit; ich weiß, daß ich bei meinem guten Freunde willkommen bin.“ In München sah Steffens seinen Freund und Lehrer Schelling nach 14 Jahren wieder. Seine einst so bezaubernde Gattin Karoline war gestorben; er war jetzt wieder verheiratet. Während einer Reihe von Jahren war er für die große Welt wie begraben gewesen; man wunderte sich, keine neuen Werke von dem großen Meister zu sehen. Müßig war er jedoch keineswegs; einsam arbeitete er in seiner inneren Gedankenwelt. Wie verschieden waren seine und Steffens' Wege gegangen! Aber beständig verfolgte er die Geschicke des letzteren mit dem wärmsten Interesse; doch mußte er fragen: „Warum sollen wir uns in die Wirrsale der Welt hineinstürzen? Unser Reich ist doch nicht von dieser Welt.“ Auch Fr. H. Jacobi, welcher einst durch seine Schrift über Spinoza für den jugendlichen Steffens von Bedeutung geworden war, suchte er in München auf; und der 74jährige schöne Greis mit der vornehmen Haltung, einst der Mittelpunkt eines edlen, gebildeten Kreises, namentlich von Damen, nahm noch immer an der geistigen Bewegung der Zeit lebhaften Anteil, sowie er denn Steffens' letztes Buch gerade vor sich hatte [1]). Der Theosoph Franz Baader, ebenso bekannt durch seine Gedankentiefe wie durch seinen Witz, gehörte ebenfalls zu den interessanten Bekanntschaften, die er auf dieser Reise machte. Baader beschäftigte sich damals mit dem Gedanken einer Einigung der römischen, griechischen und protestantischen Kirche. Die erste und die letzte derselben, als die am schärfsten einander gegenüberstehenden, könnten nur mit Hilfe der griechischen geeinigt werden, welche seiner Ansicht nach in dem mystischen Dreieck die dritte Seite ausmache [1]). — Über Nürnberg und Dresden kehrte Steffens heim.

Im folgenden Jahre erschien der Kronprinz von Preußen (der nachherige König Friedrich Wilhelm IV), zugleich mit seinem jüngeren Bruder Wilhelm (gegenwärtig Kaiser Deutschlands) zu Besuch

1) Jacobi starb zwei Jahre nachher.

bei dem kurländischen Fürsten Biron, Eigentümer des Lustschlosses Ruheberg im Riesengebirge. Ihre Absicht war, diese Gebirgskette in ganzer Ausdehnung zu bereisen. Steffens, welcher mit allen Örtlichkeiten derselben so genau bekannt war, begleitete die jungen Prinzen auf ihren Ausflügen und gewann dabei besonders des Kronprinzen Wohlwollen, ein Umstand, der später für seine Lebensführung von Bedeutung ward.

Im ganzen aber verlief in diesen Jahren sein Privatleben ziemlich einförmig und ohne größere Wandlungen; dagegen verhielt es sich sehr viel anders mit seinem öffentlichen Leben. So wie er vor dem Kriege und während desselben an den politischen Angelegenheiten den lebendigsten Anteil genommen hatte, namentlich als deutscher Patriot, so war es auch ferner und immerdar das deutsche Vaterland, welches seinen Geist und seine Feder in Bewegung setzte. Die großen Wogenschläge des Volkslebens trafen mit ihrer Gewalt auch sein Leben und gaben diesem sein besonderes Gepräge. Wir können daher nicht umhin, bei dem, was sich unter dem Volke regte, einige Augenblicke zu verweilen, um zu verstehen, was und welcherlei das war, was für Steffens' Inneres eine so große Bedeutung gewann.

Varnhagen v. Ense erzählt in seinen Tagebüchern folgenden Zug aus jener Zeit: „Ein Kerl, welcher trunken aus einer Branntweinkneipe taumelt, hört die Kanonen donnern zur Feier des Einzuges in Paris und ruft mit lauter Stimme: ‚Da hört ihr's, der Krieg ist vorbei; die Adeligen haben gesiegt!‘“ Ein Freund Varnhagens meinte, dieser Kerl habe das tiefste politische Urteil kundgegeben. Und als Weissagung betrachtet, hatte der Ausruf seine Wahrheit. Aber wer ahnte es, als die Scharen im Jahre 1814 heimzogen und mit Jubel empfangen wurden? Alle waren von dem einen Gedanken erfüllt: der Tyrann ist gestürzt, das Vaterland befreit; jetzt sind Ehrentage, Tage der Freiheit, des Deutschtums gekommen! Das ganze Reich, vom Rhein bis zur Oder, hallte wieder von begeisterten Liedern, und eine Reihe von Ehrennamen flogen von Lippe zu Lippe. Eine neue Zeit sollte jetzt anbrechen. Hatte denn nicht der König von Preußen, von seinen edlen Helden umgeben, schon unter dem Drucke der feindlichen Macht die Bahnen der Volkstümlichkeit, der Freiheit,

der Reformen betreten? Und hatte er nicht eine freie Verfassung angelobt? [1]) Wenn er aber an der Spitze ging, mußten alsdann die kleineren Fürsten nicht nachfolgen? Hatte nicht ferner der deutsche Volksgeist, welcher so mächtig über sie hingebraust war, sie alle als Söhne eines Vaterlandes, eines mächtigen Germaniens zusammengeführt? Und sollte nicht die Zeit gekommen sein, in welcher es fortan als ein ungeteiltes Reich auftritt, um seine alte Ehre, Freiheit, Einheit und echt deutschen Charakter in aller Weise geltend zu machen? Dieses der laut erschallende Begeisterungsruf, oder auch der stille Seufzer Unzähliger.

Inzwischen saßen in Wien die Fürsten und Staatsmänner Europas und erwogen die Geschicke der Länder; und während sie alles reiflichst erwogen, zogen die Knoten sich immer dichter und fester, ergaben sich immer größere Schwierigkeiten. Da erschien plötzlich ein Mann, welcher den Knoten durchhieb; das war der wiederkehrende Napoleon. Als er am 1. März 1815 in Frankreich landete, bekam man anderes zu bedenken. Der gemeinsame, allgefürchtete Feind vermochte, alle diese unter einander uneinigen, mißtrauischen und mißgünstigen Fürsten zum gemeinsamen Kampfe zu vereinen. Aufs neue zogen die Heere Preußens, Österreichs, Rußlands gen Westen; wiederum traten Freiwillige unter die Fahnen. Auch Steffens meldete sich wieder; jedoch wurde diesmal das Opfer des Professors nicht angenommen. Das Jahr 1815 ward eine Art Wiederholung von 1813 und 1814, nur eine weit leichtere. Am 18. Juni fand die Schlacht bei Waterloo statt; und hiermit war es für immer vorbei mit dem korsikanischen Löwen. Bald nachher saß er in seinem Käfig auf St. Helena, und alles war wieder in Ruhe. Nach neuen weit- und feingesponnenen Verhandlungen ward man endlich über die Gestalt, welche die Karte Europas künftig haben sollte, einig.

Es gärte und grollte in Deutschland, besonders unter der Jugend, namentlich der studierenden. Wie viele der letzteren waren

1) Nämlich durch das Edikt vom 7. September 1811: „Wir behalten uns vor, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen als für das Ganze, zu verleihen."

im Jahre 1813 als unerfahrene Jünglinge ausgezogen, kehrten aber jetzt als gereifte Männer in ihre Heimatlande zurück; denn in großen Zeiten reift man schnell. Man schaute aus, der Früchte des Krieges harrend; ungeduldig blickte man zu den Männern empor, die man so lange an der Spitze gesehen, und auf die alles Volk seine Hoffnung gesetzt hatte, Männer wie Hardenberg, Stein, Gneisenau, Humboldt, welche hohe Stellungen inne hatten, oder auch auf Volksführer, wie Arndt, Görres, Jahn. Aber vergebens schaute man aus: denn in den allerhöchsten Kreisen herrschten andere Gedanken. Hier fürchtete man sich vor einer Bewegung des Volkes; hier wünschte man die Zustände, wie sie vor der Revolution waren, zurück, denn in ihnen erblickte man den Inbegriff alles politischen Glückes. Anstatt gegebene Versprechen zu erfüllen, zog man sich zurück; und besonders seit 1816 trat es zu deutlich zutage, daß die Aristokraten, die jener Trunkene citierte, die Oberhand gewonnen hatten, auf welche sie nicht wieder verzichteten. Immer unverkennbarer ward der Rückschritt; die großen Männer des Volkes wurden einer nach dem anderen beiseite geschoben, und andere, unbedeutendere, die sich aber zu Werkzeugen der Reaktion hergaben, traten an ihre Stelle [1]).

Unter solchen Verhältnissen suchen wir Steffens; und wir suchen ihn nicht vergebens. Im Jahre 1817 erschien eine Schrift von ihm: „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden ist, im besonderen Hinblicke auf Deutschland" (zwei Teile). Sie ist in dem blühenden und etwas überspannten Stil jener Tage abgefaßt, aber eine geistvolle Arbeit, die sich noch heute mit Vergnügen lesen läßt. Ausgehend von den alten Germanen, schildert er die Zustände Deutschlands im Mittelalter, da der Kaiser als Oberhaupt die Einheit des Reiches repräsentierte, da die mächtigen Vasallen, obgleich ihm gehorchend, Herren waren auf ihrem eigenen Grund und Boden, und die Bürger, vor beiden sich beugend, doch in Freiheit ihre eigenen Angelegenheiten ordneten. Er

1) „So fiel Gneisenau durch eine plumpe Intrigue; Stein wurde aus dem Wege geärgert, Humboldt fortgeschickt, Grüner entfernt, Jahn gefangengesetzt, Schleiermacher und Reimer von der Polizei geplagt." Varnhagen v. Ense a. a. O. I, 300.

verweilt beim Papsttume, welches damals der eigentliche Träger des Christentums war und den tiefsten und fruchtbarsten Boden bei den Germanen fand, welche schon durch ihre heidnische Mythologie zur Aufnahme des Christentums vorbereitet waren. Und indem er einen Vergleich zieht zwischen dem Mittelalter und unseren Tagen, will er dessen kein Hehl haben, daß, ungeachtet starker Schatten, jene Zeit dennoch den Preis davontrage, besonders weil ihr größere Innigkeit und Treue eigen war. Die große Idee, welche damals das Leben durchdrang, und aus welcher die ganze Herrlichkeit des Mittelalters erblühte, war einerseits die einer religiös-sittlichen Einheit unter dem Papste, anderseits die einer weltlichen (aus allen christlichen Staaten bestehenden) unter dem Kaiser. Freilich ist es niemals gelungen, diese Idee in ihrer vollen Reinheit zur Darstellung zu bringen.

Am Schlusse des Mittelalters weist Steffens alsdann in einer geschichtlichen Schilderung den eingetretenen Rückgang nach, um die Berechtigung des Protestantismus zur Geltung zu bringen. Er zeigt, wie dieser den eigentlichen Kern des Christentums gerettet habe und bewahre, erklärt aber zugleich, daß derselbe seine Blütezeit noch zu erwarten habe, und das namentlich in Deutschland. Er findet, daß die Idee des Königtums mehreren Mißdeutungen ausgesetzt sei, welchen er entgegentreten will. Einige sagen: der König sei durch das Volk und für das Volk da, andere, daß das Volk durch und für den König existiere. Beide Anschauungen sind irrig. Der König verhält sich zum Staate, wie der Mittelpunkt zum Umkreise: das Volk ist nur durch den König, wie der König nur durch das Volk. Je mehr dieses in seinem Inneren frei ist, desto williger unterwirft es sich dem Könige; je völliger er der Mittelpunkt ist, desto inniger ist er dem Volke ergeben. Das Höchste bei dem einen wie dem anderen ist gegenseitiges Vertrauen.

In dem zweiten Teile wirft Steffens einen Blick auf die wichtigsten Staaten der Gegenwart und giebt eine Charakteristik derselben. Wir führen daraus einige Einzelheiten an. Nord-Amerika ist Denkmal einer Zeit, welcher wohl Energie beiwohnt, aber kein' höherer Sinn; da die Religion nur Privatsache des einen und anderen ist, so tritt sie in Formen auf, die ihr echtes

Wesen verdunkeln. England achtet seine freie Verfassung hoch, geht aber hierin zu weit, indem es sie anbetet; man findet dort eine einseitige Sittenlehre und eine gesetzlich starre, oft düstere Religiosität. Rußland ist, der Minerva gleich, welche in voller Rüstung aus Jupiters Haupte hervorsprang, plötzlich in der Reihe der Staaten erschienen. Man muß bei diesem Volke, mitten in aller Roheit, seine Ausdauer und Geduld bewundern. Was Dänemark angeht, beklagt Steffens innig die Verstimmung gegen Deutschland, findet sie aber erklärlich. Er hofft in dieser Hinsicht auf bessere Zeiten, zumal sie in so naher Beziehung zu einander stehen, und ein kleines Land, wie Dänemark, die geistige Verbindung mit dem größeren nicht entbehren kann. Seine Litteratur ist aufs innigste mit der deutschen verknüpft. Zwar fehlt es bei dem dänischen Volke nicht an Andeutungen einer eigentümlichen Geistesrichtung, namentlich einem gewissen behaglichen Witze, oder Humor, welcher den Deutschen fremder ist. Im ganzen genommen aber sind die zwei Völker geistesverwandte Brüder, weshalb auch Dichter, wie Baggesen und Oehlenschläger, beiden angehören. Auf Norwegen richtet Steffens viele tief empfundene Betrachtungen und erteilt seinem alten Heimatlande, welches unlängst zur Selbständigkeit und Freiheit gelangt war, mehrere Ratschläge, unter anderen folgenden sehr eigentümlichen: „Deine wilden Berge sind dicht mit Moosarten bedeckt, welche einen kräftig nährenden Stoff in sich bergen; ein bitterer Bestandteil, der sich mit demselben verbunden hat, läßt sich aussondern; und halb mit Korn vermengt, würde es ein gutes und gesundes Brot liefern. Genieße dieses, nicht allein in der Not, sondern gewöhne frühzeitig daran deine Jugend. Das wäre für die Norweger, was die schwarze Suppe für die Spartaner war, damit es hochmütigen Völkern nicht öfter gelinge, dich auszuhungern“ [1]). Demnächst empfiehlt er eine Volksbewaffnung, durch welche das Alpenland uneinnehmbar werde, rät dagegen, nicht zu viel Vertrauen auf Konstitutionen zu setzen. Das französische Volk, mit seinem oberflächlichen Enthusiasmus, einem theatralischen Wesen und seiner entsetzlichen Revolution, ist wie ein Vulkan, welcher zwar einen Augenblick ausgebrannt er-

---

1) H. Steffens, Die gegenwärtige Zeit II, 430f.

scheinen kann, in welchem aber plötzlich neue Krater sich aufthun und Verderben um sich her verbreiten können.

Indem Steffens jetzt zu seinem Hauptgegenstande, Deutschland, kommt, will er die Schattenseiten der gegenwärtigen Zeit hervorheben. Der alte christliche Glaube ist zum größten Teile zerstört; die Theologen suchen die Weissagungen und Wunder der Bibel wegzuerklären. Die Wirkung der „Aufklärung" ist eine verödende; der Verstand steht da wie ein Cherub mit seinem Flammenschwerte, um das Volk fernzuhalten vom Paradiese, nämlich dem Glauben seiner Kindheit. Überhaupt kritisiert man in diesen Tagen mehr, als man genießt. Die Universitäten sind nicht freie, wissenschaftliche Anstalten, sondern sie werden dadurch gehemmt, daß die Staaten mit ihren Ansprüchen (an die Ausbildung der Beamten) und ihren Versprechen hinzutreten. Die toten Sprachen herrschen über die lebenden, wodurch das Leben erstickt wird. Die Volksfeste sind nur klägliche Zerrbilder jener begeisterten Versammlungen, wie sie in der Kriegszeit stattfanden; man sieht „aufgeputzte Staatsengel, Blumenkränze, bestellte Redner mit hohlen Worten", aber der Geist ist hin! Die Kindererziehung ist eine verfehlte: der Eltern Augenmerk ist, für die sogenannte Carriere ihrer Kinder zu sorgen; und zu diesem Ziele sollen sie hingetrieben werden. Man vergißt, daß des Kindes Wesen Glaube und Vertrauen ist, und daß Erziehung in der Enthüllung einer bestimmten Persönlichkeit besteht, die noch in Windeln liegt. Im Schulunterrichte herrscht ein unruhiges Jagen, die Arbeit an einem ungeheueren Bau, eine rastlose Geschicklichkeit, wo jeder (als Fachlehrer) an seinen Platz gestellt werden soll, das Ganze aber dennoch über den Haufen stürzt und zu nichts Tüchtigerem führt. Überall giebt's Unterrichtsfabriken; blickt man aber hinein, so schwankt alles zwischen kindischem Spiel und finsterer, unerquicklicher, geistloser Strenge. Oder wissen wir nicht aus unserer eigenen Schulzeit, wie wir, gleichviel ob geistreich oder einfältig, keine Ahnung eines tieferen Lebens erhielten, wie der Lehrer gar nicht ahnte, wonach das begabte Kind verlangte? Diese poetische Seite des Unterrichtes mangelt beinahe ganz. Es muß anders werden, und wir Gebildeten oder Überbildeten müssen es lernen, den Schatz zu würdigen, welcher in den Tiefen des Volkslebens

begraben liegt; wir müssen lernen von dem eigentlichen Volke, damit es zu einer wahrhaft volkstümlichen Erziehung komme [1]).

Zum Schlusse spricht Steffens seine Hoffnung für die Zukunft aus. Der geistige Reichtum, der Deutschland durch seine vielen und großen Dichter und Denker zuteil geworden ist, die Leiden, die es unter dem Drucke und in den Kämpfen der letzten Zeiten durchlitten hat, alles dieses weissagt eine große Zukunft. Es gilt, was dem Volke geschichtlich angehört, zu entwickeln. Was das staatliche Leben angeht, so müssen die Keime, die seit der Vorzeit verborgen daliegen, erkannt und entfaltet werden; denn in diesen Keimen ruht schon, wie in der Pflanzen- und Tierwelt, die ganze eigentümliche Form des Staates als eine Ahnung beschlossen. Es sind, um sie genauer zu bezeichnen, Königtum und besondere Stände; denn seit unvordenklichen Zeiten liegt beides in der Eigentümlichkeit Deutschlands. Auf dem Wege der Reflexion eine neue Staatseinrichtung herbeizuführen, ein solches Verfahren hat keine Wurzeln in der Vergangenheit, ja, es ist eine Versündigung. Übrigens erwartet er eine allgemeine Volkswehr, sowie auch Preßfreiheit. Er erblickt im Geiste eine künftige Einigung des Katholicismus und des Protestantismus; und endlich schaut er ein geeinigtes Deutschland in der Mitte Europas, als eine Pflegemutter der besten Güter, anderen Ländern ihre Freiheit gönnend und in sich selbst die europäische Gerechtigkeit repräsentierend.

Steffens teilte also nicht jene Art von Sehnsucht nach einer Konstitution, nach politischer Freiheit und Einheit, wie sie damals viele Gemüter in Bewegung setzte; aber anderseits konnte er ebenso wenig mit denen übereinstimmen, welche hartnäckig die Bedürfnisse und Forderungen der Zeit übersahen, und wollten, daß alles beim Alten bleibe. Um in dieser Hinsicht ihn billig zu beurteilen, ist die Frage nicht, was für uns als das Rechte erscheinen mag, sondern: ob sein Standpunkt in Übereinstimmung mit seiner Vergangenheit und seiner ganzen Richtung stehe. Und dieses läßt sich nicht leugnen. Schon seit vielen Jahren hatte er jenen von Frankreich ausgehenden Geist, den revolutionären Umsturz alles

1) Steffens a. a. O. II, 740 ff.



Bestehenden, wie die alles nivellierende, massenhafte Gewaltherrschaft eines Napoleon als ein Unding betrachtet. Aber in den meisten Freiheits- und Einheitsrufen in Deutschland meinte er den französischen Geist wiederzuerkennen. Er meinte, nur dadurch, daß man auf das geschichtlich Gegebene, auf Königtum und Sonderstände baue und dieses entwickele und weiter ausgestalte, könne wahre Volkswohlfahrt und wahre Freiheit gewonnen werden. So wie im Reiche der Natur jedes Geschöpf nur auf seinem bestimmten Platze etwas sei, nur unter seinen bestimmten Bedingungen zu einer gesunden Entwickelung kommen könne, so unterliege auch das Staatsleben, meinte er, demselben Gesetze.

Diese interessante Schrift erweckte großes Aufsehen. Zwar ging sie in mehrfacher Hinsicht gegen den Strom, war dabei jedoch von einem persönlichen Standpunkte aus, und mit einem so geistig freien und selbständigen Blicke geschrieben, daß sie, anstatt Widerspruches, vielmehr ziemlich ungeteilten Beifall fand. Viele hatten ein Wohlgefallen an den rücksichtslosen und kühnen Aussprüchen, die sie enthielt; aber die dem ganzen zugrunde liegende Hauptanschauung wurde doch nur von wenigen verstanden, höchstens nur vorübergehend.

Was man, politisch geredet, eigentlich wollte, schwebte den meisten nur wie ein Nebel vor Augen. Einige träumten von einer Republik, mehrere aber von einer Erneuerung des deutschen Kaiserreichs. Die einzige Form, in welcher ein Zusammenschluß der vielen deutschen Staaten zu einer Einheit in Kraft und Wirklichkeit trat, war „der Bundestag". Dieser wurde im November 1816 in Frankfurt am Main eröffnet. Aber die Einheit und ihre Früchte blieben doch nur kümmerlich. Preußen und Österreich traten als die allein dominierenden Mächte auf, gegenseitig aber in fortwährender Eifersucht, welche es zu keiner wahrhaft volkstümlichen Maßregel kommen ließ.

Unter allen diesen betrübenden Verhältnissen war es daher nicht zu verwundern, daß die gehobene, freudige Stimmung der Freiheitskriege bei den meisten der älteren Vaterlandsfreunde schon im Laufe einiger Jahre in Mißmut umschlug. Man mußte auf bessere Zeiten warten und hoffen. „In dem Leben des einzelnen", schreibt ein solcher, „wie in den Geschicken der Völker

wird sich Lessings Ausspruch, daß die gerade Linie nicht immer die kürzeste sei, häufig bestätigen. Gleich den Juden wandern wir durch die Wüste, um das gelobte Land zu erreichen, und bedürfen, wie die Juden, noch vieler Zubereitungen und Reinigungen, damit die Freiheit auf dem rechten Grundpfeiler erbaut werden könne [1]). Bei den jüngeren dagegen wurde durch die getäuschten Hoffnungen ein hoher Grad von Erbitterung, ja Zorn über das Bestehende erregt. Dem deutschen Temperamente gemäß machten diese Gefühle sich Luft in Kraftausdrücken gegen die „Tyrannen“, die „Volksverräter“, sahen aber den Bund der Regierungen als Verschwörung gegen Freiheit und Deutschland an, und jene müßten daher „gestürzt werden“.

Eine Eigentümlichkeit der deutschen Studenten hat sich allezeit in ihrem Bedürfnis, Vereine oder Kameradschaften zu schließen, gezeigt. Aus früheren Zeiten bestanden rings umher die sogenannten Landsmannschaften. Die Studenten jeder Provinz oder jedes Staates bildeten nämlich eine solche; diese wurden gar oft zu Herden sittlicher Roheit und Verwilderung. Im Gegensatze zu ihnen bildete sich nach der Kriegszeit eine großartige Verbindung, welche bestimmt war, das ganze Vaterland zu umspannen. Sie nannte sich „Burschenschaft“ und wurde namentlich von Studenten, die am Kriege teilgenommen hatten, gestiftet. Der Zweck war, alle Studierenden zu verbrüdern, gegenseitige Sittenzucht zu üben, Vaterlandsliebe, Humanität (Bildung) und Sittlichkeit zu fördern. Der Zweck war ein entschieden guter. Viele wohlgesinnte junge Männer traten der Burschenschaft bei. Es war eine Lust, ihre kräftigen, stimmungsvollen Gesänge (besonders Schillerscher, Körnerscher, Arndtscher und Schenkendorfscher Lieder) anzuhören, sei es daß die Jugend sich abends versammelte, sei es daß sie morgens zu ihren Turnübungen ausrückte. Allmählich traten einige Schattenseiten hervor, besonders als der Zuwachs ein so außerordentlich großer geworden war. Eine unklare Schwärmerei ward immer mehr der Grundton, der das Ganze durchdrang. Während man auf strenge Zucht hielt, erklärte man sich doch gegen alle gesetzliche Ordnung. Persönliche Freiheit und daneben tyran-

1) „Fr. Perthes' Leben“ II, 187 f.

nische Herrschaft einzelner Häupter, Begeisterung für den raschesten Fortschritt und Vorliebe für das Alte, besonders das Mittelalterliche, rationalistische Aufklärung und katholisierende Tendenzen, alles das kreuzte bunt durch einander. „Ein Gemisch von Rousseau, Fichteschem Liberalismus, Arndt-Jahnschem Deutschtum, Vorliebe für Mittelalter und Demokratie, dieses alles gärte bunt durch einander“ [1]). Äußerlichkeiten spielten eine sehr große Rolle. Man kleidete sich in sogenannter altdeutscher Tracht, einem schwarzen, zugeknöpften Rock mit breitem, niederfallendem Kragen, wozu bloßer Hals, langes Haar und Bart kamen.

Je mehr und mehr ward Überspanntheit der Grundzug der Burschenschaft, wobei der Einfluß der Romantik nicht außeracht zu lassen ist [2]). Aus Schillers und anderen Stücken hatte man gelernt, daß die Menschen entweder Engel oder Teufel seien, und hiernach beurteilte man die Leute. Die Regenten gehörten natürlich vorzugsweise zu den letztgenannten; jedoch genügte bei dem einen oder anderen Fürsten ein wenig Entgegenkommen, um ihn in den Himmel zu erheben.

Die feierliche Weihe und der Glanzpunkt der Burschenschaft war das Fest am 18. und 19. Oktober 1817 auf der an großen Erinnerungen reichen **Wartburg**. Es war das 300jährige Jubiläum der Reformation und zugleich der vierte Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig. Die Einladung war von Jena ausgegangen; Teilnehmer aber fanden sich von vielen deutschen Hochschulen, jedoch nicht von Breslau, ein: im ganzen ungefähr 700 Burschen. In dem alten, mit Eichenlaub geschmückten Rittersaale hielt ein Student, **Riemann**, aus Jena, welcher auf dem Schlachtfelde von Waterloo mit dem Eisernen Kreuze geschmückt worden war, eine kräftige Rede, in welcher er zuerst der getäuschten Hoffnungen gedachte, und der vielen, die den Mut verloren hatten. „Und nun frage ich euch“, fuhr er fort, „euch, die ihr hier in der Blüte euerer Jugend versammelt seid, mit allen den hohen Gefühlen, welche die frische, jugendliche Lebenskraft giebt; euch, die ihr einmal Lehrer, Redner und Richter des Volkes wer-

1) **Bülau** a. a. O., S. 410.
2) v. Arnim und Brentano waren zu der Zeit die Koryphäen.

den sollt, auf welche das Vaterland seine Hoffnung setzt; euch, die ihr zum Teil schon mit den Waffen in der Hand, alle aber im Geiste und mit eurem Willen für die Errettung des Vaterlandes gekämpft habt; ich frage euch, ob ihr solche (mutlose) Gesinnung teilet?" — Nein! — Und weiter: „Der Geist, welcher uns hier zusammengeführt hat, der Geist der Wahrheit und der Gerechtigkeit, soll uns unser ganzes Leben hindurch leiten, so daß wir, lauter Brüder, lauter Söhne des einen und selben Vaterlandes, eine Eisenmauer bilden gegen jeden äußeren und inneren Feind" u. s. w. Endlich rief der Redner zuerst Luthers Geist zum Zeugen, demnächst die jüngst heimgegangenen Helden, Schill und Scharnhorst, Körner, Braunschweig-Oels u. m. a. Er schloß mit einem Gebete. — Ein dänischer Teilnehmer am Feste schreibt: „Wie mancher Jüngling stand hier mit bewegtem Herzen, mit edler Begeisterung, mit heiligen Vorsätzen in seiner Brust! Oft habe ich seitdem gewünscht, daß alle die, welche mit unversöhnlichem Hasse alles verfolgten, was irgendein Überbleibsel des Wartburg-Festes sein konnte, in jenem Augenblicke nur die Gefühle geteilt hätten, welche so unverkennbar die Herzen der Anwesenden bewegten!" [1]) Und ein deutscher Teilnehmer schreibt: „Beklommen atmete jede Brust leiser, fürchtend, die heilige Ruhe der Andacht zu stören, und Thränen der Rührung füllten selbst die Augen derer, welche der Ernst des Lebens und der Kampf der Zeit für jedes zartere Gefühl unzugänglich gemacht hatte" [2]). Darauf sang man das Lied: „Nun danket alle Gott." Hofrat Fries antwortete in einer kurzen Rede, die also endete: „So bleibt für uns und euch der Wahlspruch: ‚Ein Gott, ein Deutschland, ein deutscher Geist für Ehre und Recht!'" Mit Absingung des kirchlichen Segens durch einen Vorsänger, endete der Hauptteil dieses Festes. Nach einem gemeinsamen Mahle auf dem Schlosse zog man in Prozession den Berg hinab nach Eisenach (eine gute Viertelstunde Weges) zum Gottesdienst in der Kirche. Am Abend wanderte man, beim

1) R. Nyerup, Ein paar Worte über das W.-F. Von einem Augenzeugen erzählt in: „Magazin für Reisebeobachtungen" (Kopenhagen) III, 328 (dänisch).

2) Bülau a. a. O., S. 425.



Scheine der Fackeln, nach dem Wartenberg, wo ein großes Siegesfeuer loderte, und eine bedeutende Menge von Zuschauern versammelt war. Neue kühne Reden wurden gehalten und Lieder gesungen. Endlich, als die meisten sich schon entfernt hatten, brachten einige Burschen einen Korb mit Drucksachen; und als ein Nachbild der Verbrennung der päpstlichen Bulle durch Luther, wurden nun verschiedene Schriften feierlich den Flammen geopfert, unter anderen Kotzebues „Deutsche Geschichte" und v. Hallers „Staatswissenschaft". Zum Schlusse wurden drei symbolische Gegenstände auf den Scheiterhaufen geworfen: ein Schnürleib, ein Haarbeutel und ein Korporalstock, mit einem Hinweis auf das preußische, kurhessische und österreichische Soldatenwesen.

Am nächsten Tage versammelte man sich noch einmal zum Abschiede; und am Nachmittage genossen etwa 250 Bursche das heilige Abendmahl. Darauf trennte man sich. Dieses Fest ist gewiß geeignet, einen Einblick zu gewähren in die wunderbare Vermengung des Heiligen und des Weltlichen, der echten und der ungesunden Empfindung.

Die Folgen des Festes waren größere, und gewiß weit andere, als man erwartet hatte. Denn zwar verbreitete sich jetzt die Burschenschaft noch weiter; aber die Aufmerksamkeit der Regierungen war geweckt. Man schrieb der Sache eine viel größere Bedeutung zu, als ihr zukam, und verschärfte die Aufsicht. Auf der anderen Seite wuchs auch die Opposition und die Erbitterung der Burschen immer mehr, und man hörte drohende Äußerungen, welche zwar im allgemeinen leeres Lippenwerk waren, aber doch bald, zu allgemeinem Schrecken, sich einen thatsächlichen Ausdruck gaben.

In der letzten Zeit war besonders die russische Regierung, welche man als die Haupturheberin der Reaktion in Deutschland betrachtete, in Deutschland verhaßt geworden, und überall fürchtete man russische Spione. Der bekannte Komödiendichter Kotzebue, welcher in seinen neuesten Schriften die geehrten Männer des Deutschtums und die Übertreibungen desselben verspottet hatte, stand in russischen Diensten und sandte von Deutschland aus geheime Berichte ein. Ein solcher Bericht war in fremde Hände gefallen und wurde gedruckt, wodurch sein Name in den Augen, besonders aller jungen Vaterlandsfreunde, gebrandmarkt wurde. Einer

der Teilnehmer des Wartburgfestes, Ludwig Sand, 24jährig, einer der Freiwilligen im letzten Kriege, „rein und keusch, wahr und ehrenhaft, voll hohen Strebens“, reiste, meistens zu Fuß, 40 Meilen nach Mannheim, wo Kotzebue sich aufhielt, und erstach ihn mit einem Dolche indem er sagte: „Hier, du Verräter des Vaterlandes!“ [1])

Eine andere sehr merkwürdige Bewegung, welche mehrere Jahre Hand in Hand mit der Begeisterung für das Vaterland ging, war das Turnwesen. Ein Lehrer zu Berlin, namens Jahn, hatte schon im Jahre 1810 angefangen, gymnastische Übungen in größerem Maßstabe mit seinen Schülern vorzunehmen. Fichtes Reden über die Erziehung eines neuen, besseren Geschlechtes hatten auf ihn eingewirkt. Allmählich ward die Teilnahme an der Sache immer größer; und Jahn verstand es vortrefflich, das Ganze zu leiten und der Jugend die ihn selbst beseelende Vaterlandsliebe einzuflößen. Wenn er mit seinen Hunderten von Knaben durch das Brandenburger Thor zog, und er irgendeinen zum erstenmal in ihrer Schar bemerkte, so konnte er wohl zu ihm sagen: „Woran denkst du, mein Junge?“ — „An nichts!“ — „Ja, aber du sollst daran denken, wie wir die vier stolzen Rosse wieder oben aufs Thor bekommen“ [2]). Kurz vor dem Kriege hatten Jahns Übungen auf der Hasenhaide, außerhalb Berlins, über tausend Teilnehmer; und sie fingen an, auch nach anderen Städten sich zu verbreiten. Aber seit dem Kriege gewannen sie noch einen anderen, weit mächtigeren Aufschwung. Da wurde das Turnwesen nach den meisten Universitäten und Gymnasien verpflanzt, und es gab wenige Städte ohne einen Turnverein, welcher außer den Knaben auch Erwachsene umfaßte. Sie kleideten sich in grauleinene Blousen, gingen mit bloßem Halse und einer Feder am aufgekrempten Hute. „Man sprang wie 'ne Katze, lief wie 'n Hirsch, kletterte wie die Affen.“ Auf ihren Fahnen stand: „Frisch“, frei, fromm, fröhlich.“ In großen Aufzügen wanderte man von

---

1) Sand wurde den 20. Mai 1819 hingerichtet. Der bekannte Theologe de Wette rechtfertigte in einem Trostbriefe an die Mutter die That, ja bezeichnete sie als „ein schönes Zeichen der Zeit“.

2) Napoleon hatte sie als Trophäe nach Paris mitgenommen, von wo sie 1814 zurückkamen.

einer Stadt zur anderen, wo man mit unermeßlichem Jubel empfangen wurde; junge Mädchen streuten Blumen, und die ältere Bevölkerung freute sich des Dinges allgemein. Der Leiter des Ganzen, Jahn, genoß einer unerhörten Popularität; wurde er doch beinahe wie ein mystisches Wesen betrachtet. Man ahmte seine äußere Erscheinung, seine Redeweise nach; seine vielen Kraftausdrücke gingen durch ganz Deutschland von Mund zu Mund. Das Turnwesen war eine Volkssache geworden, es galt als Grundlage einer schönen Zukunft des Vaterlandes. Was für stahlharte Männer mußten einmal aus diesen Jünglingen werden!

Es war eine gärungsvolle Zeit, aber weitaus bei den meisten dunkel und unklar. Unter solchen Umständen dürfen die, welche sich berufen fühlen, das Volk zurechtzuweisen, sich nicht zurückhalten; sie müssen den Mut haben, mit ihrer Überzeugung hervorzutreten. Steffens war dieses Berufes sich bewußt; und an Mut gebrach's ihm nicht, was er in mehreren Fällen, wo es galt, bewiesen hatte. Aber vielleicht hat er niemals größeren Mut bewiesen, als diesmal: denn er mußte wissen, daß er seinen wohlerworbenen Namen als Freund des Vaterlands und der Jugend aufs Spiel setzte. Wer nicht der großen Strömung folgen will, darf, zumal in stark bewegten Zeiten, nicht auf Lorbeerkränze rechnen; die Dornenkrone wird schwerlich ausbleiben.

Im Jahre 1819 erschienen seine „Karikaturen des Heiligsten, erster Teil“, später (1821) mit einem zweiten Teile abgeschlossen. Es ist eine frisch geschriebene Schrift, in welcher er unerschrocken Schläge austeilt, zur Rechten wie zur Linken. „Glaubt man“, ruft er aus, „daß man durch Preßzwang und geheime Polizei den Geist, der erwacht ist, unterdrücken könne? Welche thörichte Hoffnung! Das Freiheitsgefühl ist aus der ganzen Richtung unserer Zeitbildung entsprungen; es ist allmählich herangewachsen und hat das ganze Geschlecht durchdrungen“ [1]). Darauf zeichnet er Zerrbilder aus dem Volksleben. Da sind die Bequemen, welche sprechen: „Wenn ich in aller Ruhe meine Pflichten erfülle, ohne Widerspruch meine Lasten trage, meinen König liebe, die Armen unterstütze, dann bin ich ein guter Unterthan. Ruhe

1) Steffens, Karikaturen I, 19.

ist die erste Bürgerpflicht“ [1]). Da sind die Unruhigen, welche rufen: „Freiheit und Deutschland!“ die, welche auf französisch-revolutionäre Weise die Einheit des Landes erbeuten wollen und den Faden der geschichtlichen Entwickelung durchschneiden. Sie sprechen: „Es kommt ein Zeitpunkt, wo die Frucht vom Baum fällt, die Geburt sich von der Mutter sondert; dieser Zeitpunkt ist nun gekommen!“ Den ersteren gegenüber macht Steffens die Wahrheit geltend: alle Bürger seien berufen, an der Staatsentwickelung teilzunehmen; gegenüber dem Freiheits- und Gleichheitsgeschrei der anderen behauptet er, es sei ein Fundamentalirrtum zu nennen, daß alle Menschen ursprünglich ein gleiches Recht haben auf die irdischen Güter; und ihrem Einheitsstreben stellt er die provinziellen Eigentümlichkeiten entgegen. Das Wesen des Staates beruht ihm auf den Ständen; diese soll man nicht auslöschen, sondern sie gerade umzäunen und schützen, um sie innerhalb ihrer Grenzen fortzuentwickeln. Dem Bauer ist seine innere Freiheit in und mit seiner Stellung als Ackerbauer gegeben; aber ebenso gewiß als es eine Karikatur ist, ihn nur den anderen frohnen zu lassen, muß auch das als Karikatur gelten, wenn man das Ideal des Staates darum in einer Bauernrepublik sieht, weil diese die zahlreichste der besitzenden Klassen ausmachen; der Bürgerstand besteht seinem Hauptbestandteile nach aus Handwerkern, und diese vereinigen sich mit Recht in Zünften. „Glücklich der Staat, wo jeder Bürger nicht bloß mit leerer Begeisterung einem hohen Begrsffe von Nationalität huldigt, sondern wo seine Beschäftigung, sein anscheinend enges Dasein durch den Sonnenstrahl eines höheren Lebens verklärt wird, wo Männer desselben Gewerbes sich vereinigen, um dessen besondere Arbeit zu erkennen in ihrem edlen Werte.“ In den Innungen des Mittelalters mit ihren Festen erblickt er ein schönes Vorbild. In dem Adel sieht er etwas Erfreuliches; aber zum Begriffe des Adels gehört Grundbesitz. „Einen Punkt muß es in dem Dasein geben, wo die Anstrengung, die Mühe, die Sorge zurücktreten.“ Der Adel besitzt schon, was wir anderen erstreben müssen uns zu erwerben; daher entwickelt sich bei ihnen ein heiteres Vertrauen, eine mehr abgerundete Existenz. Jeder

---

1) Steffens a. a. O. I, 185ff.

Staat ohne Adel wird immer etwas Kleinliches, Spießbürgerliches behalten; ihm fehlt ein edler, vornehmer Mittelpunkt. Aber der Adel muß auch voll und ganz für den Staat leben.

Während Steffens so die Unterschiede der Stände, als begründet in der Staatsidee, geltend macht, verlangt er nachdrücklich, daß die Kinder als vollkommen gleich anerkannt werden, und meint, daß erst dann, wenn diese Gleichheit eingeführt werde, ein gesundes Gedeihen wirklicher, bürgerlicher Freiheit sich erwarten lasse. Die unerläßliche Bedingung sei aber eine allgemeine Schule, welche denselben Typus des Unterrichts, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, für Hohe und Niedere haben, dabei aber doch nicht die Eigentümlichkeit jedes Standes beeinträchtigen müsse [1]).

Über den Krieg erklärt er sich also: „Wir fürchten so wenig den Krieg, daß wir ihn vielmehr fordern. Ist er nicht eine Freistätte des Schönsten, Heiligsten, Großartigsten? Kann das Leben anders auf die Probe gestellt werden, als durch den Tod? Aber das Land muß durch die gesamte Jugend geschützt werden. Ein stehendes Heer ist ein Mißstand, weil dadurch immer jene großartige Gesinnung gelähmt wird, welche die Gefahr des Volkes als eine gemeinsame betrachtet, und auf der anderen Seite so viele Menschen einer Beschäftigung geopfert werden, durch die ihr innerer Wert mit der Zeit verkümmert [2]).

An der Repräsentation des Volkes müssen alle Stände teilnehmen. Denen gegenüber, die da behaupten, daß nur Grundbesitzer dieses Recht genießen sollen, sagt er: „Das Land (d. h. Grund und Boden) ist nicht des Staates Kern; zwar enthält es die notwendigen Bedingungen des Daseins, aber auch Hindernisse; ja, es giebt Länder, die gerade durch ihren Reichtum die Bewohner in ewiger Unmündigkeit halten.

In dem später herausgegebenen zweiten Teile bekämpft Steffens mehrere andere Karikaturen. Zuerst die Hallersche Staatslehre. Haller [3]), Mitglied der Regierung von Bern, hatte mehrere

1) Steffens a. a. O. I, 117f.

2) Ebd., S. 162f.

3) K. L. v. Haller (Vetter der ersten Gattin Baggesens, Sophie v. Haller), geb. 1768, Professor zu Bern, stellte als seinen Hauptgedanken

politische Schriften, welche Aufsehen erregten, herausgegeben, namentlich die erst jüngst erschienene „Restauration der Staatswissenschaft". „Staaten sind" — wie er sagt — „durch das Bündnis entstanden, das die Schwächeren fühlen, sich an einen Mächtigen anzuschließen und von ihm leiten zu lassen; sie sind nicht Anstalten zur Sicherung des Rechtes für alle, sondern nur ein natürliches Verhältnis zwischen Freien und Dienenden. Der Fürst ist absolut, frei, und niemanden Rechenschaft schuldig; er verfügt über seine Diener, seine Beamten. In geringerem Maße gilt dies von den Gutsbesitzern im Lande. Aller Besitz beruht auf Macht. Der Fürst ist der eigentlich einzige Besitzer des Landes. Ist er ein unmilder Regent, so haben die Bürger zwei Wege zu gehen, entweder das Gesuch an ihn zu richten um Verbesserungen, oder das Land zu verlassen. — Die andere, gerade entgegengesetzte Karikatur ist die Revolution, oder der „Contrat social"; die dritte, gegen welche Steffens zu Felde zieht, ist die Administration, oder einseitige Beamtenwirtschaft. „Wir behaupten" — sagt er endlich — „daß das eigentliche Lebensprinzip des Staates ganz und gar die Religion ist. Wir fordern nicht, daß der Staat zur Kirche werde; denn alsdann würde er verschwinden, auch nicht, daß die Kirche zu einem Staate werden soll, denn das ist ein Zerrbild (Umkehr ihres eigentlichen Wesens); sondern wir verlangen die Einheit von Staat und Kirche, wodurch beiden ihre Selbständigkeit gesichert wird" [1]).

Werfen wir mit Steffens noch einen Blick auf den Staat, so kann nach ihm derselbe mit dem leiblichen Organismus verglichen werden. Aus dem engen Kreise der Familie heraus bilden sich Korporationen, aus diesen wieder Stände; aber das innerste Organ ist der König.

---

hin: man müsse (bei der Beurteilung aller socialen Verhältnisse) den Ausgangspunkt von oben nehmen, also den Vater vor die Kinder setzen, den Herrn vor die Diener, den Fürsten vor die Unterthanen, den Lehrer vor die Schüler" u. s. w. — Nicht unwitzig wurde er mit den Siebenschläfern aus der christlichen Vorzeit verglichen: im Mittelalter eingeschlafen, sei er erwacht an der Grenze des 19. Jahrhunderts. Er ward katholisch. (Vgl. Fr. Nielsen, Aus dem inneren Leben der katholischen Kirche I, 421 ff.)

1) Steffens a. a. O. II, 462 f.

Was aber seine zürnende Rede am schärfsten traf, war das Turnwesen. Er habe ein Recht, meint er, mitzureden, da er die Kinder liebe, und da er während einer Reihe von Jahren mit jungen Leuten gelebt habe, von denen eine bedeutende Schar sich um ihn gesammelt habe. Was nun die Kindererziehung betrifft, so verlangt er, daß von den Klassen, in welche die Schule zu teilen sei, jede ihren Lehrer für sich habe. Auf ein Vielerlei kommt es nicht an, vielmehr auf Einheit. Aber gerade das Gegenteil macht sich geltend. Man will das Kind vorwärts hetzen zu etwas Bestimmtem, etwas Nützlichem: Soldat oder Schneider, Brauer oder Minister, Herr oder Diener, Gelehrter oder Regierungsrat. Für diese Zwecke recht, recht viel zu lernen, darum gehen die Knaben in die Schule, darum sitzen sie so stille da. Nun entdeckte man aber: sie säßen doch gar zu stille und lernten im Grunde so gut wie nichts [1]). Da sollte denn alles verändert werden. Man bekam viele Fachlehrer. Man wollte noch für die Gesundheit sorgen; und so bekam man Gymnastik. Ob diese wohl besser ist, als die Spiele in unserer Schulzeit?

Man richtete Turnplätze ein, teils für Kinder, besonders aber für Jünglinge. Daß ein Bedürfnis danach war, muß man anerkennen; man wollte für die Gesundheit sorgen und zugleich den Sinn für Gemeinschaft wecken. Man wollte die im Kriege erwachte Begeisterung fürs Vaterland erhalten und fortpflanzen. Aber jede Begeisterung, die nicht ein bestimmtes Ziel hat, ist irreleitend und gefährlich. Und welcher Fehlgriff, sich einzubilden: der Gemeinsinn, welcher auch durch das Herrlichste und Edelste, das die Geschichte kennt, kaum ins Leben gerufen wird — er sollte durch Leibesübungen hervorgerufen werden! Was hierbei so anziehend wirkt, ist eben die Thorheit, die pomphaften Einladungen, wie die mannhaften Knaben zu Hunderten ausziehen, wie die Bürger sie einquartieren, ihnen huldigen, als kämen sie aus gefährlichen Kriegen zurück. Da werden große Worte gemacht von der Herrlichkeit der Jugend. Aber man werfe einen Blick in die Schulen, in die Familien: alle freien Spiele sind verschwunden; mit affektiertem Ernste bilden sie sich zu vortrefflichen deutschen

1) Steffens a. a. O. I, 423 ff.

Bürgern! [1]) Alles dieses nährt aber den Fanatismus. Daher sagt Steffens zum Schlusse: „Das Turnen mag immerhin stattfinden, aber allgemeine Turnplätze müssen verboten werden.“

Diese kurzen Bruchstücke aus den „Karikaturen“ mögen genügen. Es ist eine Arbeit, die ungeachtet ihrer etwas ermüdenden Breite unter den Streitschriften jener Zeit einen bedeutenden Platz behauptet. „Die Karikaturen unseres Steffens“, schreibt Schelling an Atterbom, den schwedischen Dichter, „habe ich neulich mit großem Vergnügen gelesen. Ich will zwar nicht behaupten, daß ich überall den wissenschaftlichen Zusammenhang eingesehen habe; aber darauf kommt es hier nicht an; und völlig seiner ritterlichen Gesinnung würdig ist dieser kecke Angriff, dieses freie Wort über das gemüt- und geistlose Treiben einer aufrührerischen Menge, welche jetzt den leeren Verstand, die bodenlose Oberflächlichkeit, welche sie in der Wissenschaft nicht durchsetzen konnte, auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens und Staates verwirklichen will. Es war hohe Zeit, daß er dagegen auftrat. Steffens hat die Hand in ein Wespennest gesteckt“ [2]). Sören Kierkegaard erzählt: er habe mit ungeheurem Enthusiasmus vieles von dem gelesen, was Steffens geschrieben, z. B. „Die Karikaturen des Heiligsten“ [3]).

Zugleich mit dem ersten Teile der „Karikaturen“, oder eigentlich, ehe dieser herausgekommen war, aber teilweise doch in einem kleineren Kreise bekannt geworden, gab Steffens eine auf allgemeine Verbreitung berechnete kleine Schrift heraus, unter dem Namen: „Das Turnziel, 1818“ [4]). Dieselben Gedanken sind es, die er hier mit seiner gewöhnlichen Offenheit ausspricht. Sage man, diese Leibesübungen seien eine unschuldige Veranlassung zu Zusammenkünften, und durch diese werde man einander lieben, so sei

---

1) „Sie rühmen den Ernst der Jugend“, schreibt F. L. Stolberg an Perthes; „lieber wünschte ich, eine kräftige Fröhlichkeit bei unseren Jünglingen zu sehen; dieser frühzeitige Ernst scheint mir eine wenig versprechende Reife.“ „Fr. Perthes' Leben“ II, 189.

2) Schelling an Atterbom vom 29. Januar 1819. (Plitt a. a. O.).

3) Brief vom 15. Dezember 1841 an Sibbern.

4) Insbesondere veranlaßt durch eine Schrift des Turnfreundes, Prof. Passow zu Breslau, welche den Titel führte: „Das Turnziel“.

das ein falscher Gedankengang. Dadurch, daß man zum Springen, Laufen und gymnastischen Künsten zusammenkomme, gewinne man einander nicht lieber; umgekehrt, wo zuerst geistige Verständigung vorhanden sei, da könne man auch zusammenkommen, um einander im äußeren zu fördern. Außerdem sei es bei dem ganzen Turnwesen ein Unglück, daß die Jugend dadurch zu dem Irrwahne geführt werde, man könne irgendetwas erreichen ohne Kampf; die bei ihren Festen so leicht zu pflückenden Lorbeeren könnten sie lehren, daß sie auf verkehrtem Wege seien. Was die Menge auf solche Weise ergreife, sei immer mißlich; denn der Weg der Wahrheit werde von der großen Masse nicht so leicht betreten, wie man einen Turnplatz betrete. Steffens hatte eine Empfindung davon, daß man durch dieses ganze Wesen eine gefährliche Naturmacht ohne die Leitung des Geistes heranziehen werde, und daß solche Naturmacht dem Volke zum Unheil gereichen könne [1]).

Als „Das Turnziel" unter der Presse war, erging von der Regierung eine Warnung an die Buchdrucker: es dürfe keine Schrift weder für noch wider das Turnwesen gedruckt werden. Hierdurch ließ Steffens sich nicht schrecken, zumal er als Professor von der Zensur frei war. Indessen wandte er sich doch an die Regierung; und auf die Antwort: er habe zwar Zensurfreiheit, man wünsche aber doch, daß er die Schrift zurückhalten möge, gab er diese ohne weiteres heraus.

Er sollte alsbald merken, daß er in ein Wespennest gegriffen hatte. Von einem Ende des Landes bis zum anderen erhob sich gegen ihn eine ungeheure Erbitterung. „Ist das der Steffens, welchen wir zu den besten unserer Männer, zu den besten Freunden des Vaterlandes rechneten? Jetzt ist er ein Verräter der guten Sache, ja einer Sache, an welche wir große und schöne Hoffnungen knüpfen!" So hieß es rings umher; selbst alte Freunde kehrten ihm unmutig den Rücken. Es war ja eine Zeit unruhigen Wallens und Wogens; und in solcher Zeit sind die starken Leidenschaften in Bewegung.

Kurz nachher — es war um Weihnacht 1818 — fand er eines

---

1) „Nordisk Maanedsskrift 1875" I, 417. (J. Nørregaard, H. Steffens i Tyskland.)

Tages unter seiner Serviette einen Brief. Dieser war vom Staatskanzler, dem Fürsten Hardenberg, und enthielt eine Aufforderung: er möge baldigst, aber ganz insgeheim, sich nach Berlin verfügen, da der Fürst ein Gespräch mit ihm wünsche über seine Schrift: „Das Turnziel“. Unverzüglich eilte er mit Extrapost fort und ging, ohne Freunde oder Verwandte zu begrüßen, gerades Weges zu Hardenberg. Dieser meinte, Steffens könne wichtige Aufschlüsse geben, vielleicht über geheime Verschwörungen, erkannte aber bald, daß davon nicht die Rede sei. Steffens überzeugte ihn, es sei eben nur ein offener Streit, zum Teil mit seinen besten Freunden, über abweichende Ansichten; er habe nichts zu entschleiern und könne jedenfalls nie auftreten als Angeber. Als er in einer späteren Unterredung äußerte, daß, wenn die Regierung mit gutem Gewissen die Freiheitsbestrebungen bekämpfen wolle, sie ein neues konservatives Prinzip aufstellen müsse, so antwortete Hardenberg ruhig: das sei gefunden, nämlich — die Polizei! Mit einem Seufzer verließ Steffens den freundlichen, schönen, alten Mann, welcher nur eine Ruine seiner selbst war.

Nach seinem ersten Besuche bei dem Fürsten eilte Steffens sofort zu seinen in Berlin wohnhaften Freunden, welche größtenteils in der Turnersache seine Gegner waren. Er hatte dem Fürsten gesagt, es sei nötig, daß er sich diesen zeige, damit man nicht glaube, er stehe zu ihm in einem geheimen Angeberverhältnis, wenn man von seinem Aufenthalte in Berlin hören sollte. Er redete mit mehreren Freunden. Schleiermacher äußerte sich mit seiner Schrift sehr unzufrieden: „Steffens“, sagte er, „du weißt nicht, was du gethan hast!“ Einige Freunde waren böse; andere betrachteten ihn mit Mitleid als einen, dessen bürgerliche Existenz von jetzt ab ruiniert sei. Er wandte sich zu dem Anverwandten seiner Frau, Staatsrat Alberti, fand aber dessen Stimmung beunruhigt und düster. Einer Aufforderung zufolge ging er am Abend zu Buchhändler Reimer[1]), dem bekannten Patrioten,

1) „Buchhändler Reimer besaß das palaisartige Gebäude, dessen einen Flügel Schleiermacher bewohnte.“ N. H. Clausen, Aufzeichnungen über mein Leben (dänisch), S. 70. Reimer hatte mehrere der Steffensschen Schriften verlegt.

wo viele angesehene Turnfreunde versammelt waren. Sie wußten von Steffens' Reise nach Berlin und waren aufs äußerste gegen ihn erbittert. Man empfing ihn mit lauten Zurufen, ja Scheltworten; von einer wahren Wut waren diese Männer ergriffen. Sie nannten ihn nicht bloß einen Gegner, sondern einen Denunzianten, von welchem sie sich schändlich verraten glaubten. Noch niemals war Steffens in einer ähnlichen Lage gewesen. „Der furchtbare Gedanke", schreibt er, „drängte sich mir auf, nicht hier allein, sondern in ganz Deutschland für einen Angeber zu gelten und unter die verächtlichsten der Menschen gezählt zu werden; ja, an diesem Abende gab es Augenblicke, wo ich mir selbst als ein solcher vorkam. Ich war tief erschüttert; mein ganzes innerstes Sein war aufgewühlt; ich war, das muß ich bekennen — in diesen Augenblicken von mir selbst verlassen." Daß ein so lebhaft fühlender Mann wie Steffens in einen furchtbaren Zustand kommen mußte, da er sich verkannt, verstoßen, verhöhnt sah, das kann uns nicht wundern. Eine ungeheure Verzweiflung ergriff ihn; er brach in heftiges Weinen aus, und so verließ er die Gesellschaft. Ein fanatischer junger Mensch lief ihm nach und rief: „Ich fluche dir, denn du hast das Heiligste verraten!" [1])

Einige peinliche Tage mußte Steffens noch in Berlin zubringen, ehe er fortkommen konnte. Auf die Empfehlung des General-Postdirektors wurde er nach Breslau aufs schnellste zurückbefördert; ungeachtet der schlechten Straßen wurden die ungefähr 45 Meilen in 32—33 Stunden zurückgelegt. Mitten in der Nacht kam er nachhause. Auf dem Hausflur wurde er von seiner Schwägerin, Frau Raumer, empfangen. „Du kannst nicht zu deiner Frau hineingehen", sagte sie mit bebenden Lippen; „sie liegt an einem Nervenfieber, welches sehr gefährlich ist, danieder. Noch gestern fürchtete der Arzt das Schlimmste."

So stürmte alles auf den unglücklichen Mann ein. Er wand sich unter den einander folgenden Schlägen. Sein Haar hatte in

1) Schleiermacher schrieb an J. C. Gaß zu Breslau kurz nachher: „Reimer hat an Steffens eine Art Absagebrief geschrieben, wohl mehr von den jungen Leuten verleitet, als aus eigenem Antriebe. Ich bin der einzige, der ihm hier recht beigestanden hat, ohne sein Unrecht zu verkennen." Schleiermacher, Briefwechsel mit Gaß, S. 167.

den letzten Jahren angefangen zu ergrauen; jetzt ward es in wenig Tagen weiß. Er sollte aus Erfahrung kennen, was es heißt, „das Thränenbrot essen".

Unter solchen Umständen war es ihm wie ein erquickender Balsam, daß die Studenten ihm sogleich nach seiner Heimkehr ein „Vivat" brachten. Obgleich in der letzten Zeit sein Einfluß auf die studierende Jugend im ganzen sehr abgenommen hatte, so hatte sich doch ein Kreis derselben, welcher an Zahl, namentlich aber an Tüchtigkeit kein unbedeutender war, ihm näher angeschlossen, und stand in der Turnfrage auf seiner Seite [1]). Mit seinem gewöhnlichen, mitunter etwas unüberlegten Mitteilungstriebe hatte er die Sache auf den Katheder gebracht [2]).

Inzwischen regnete es fort und fort von Angriffen auf ihn. Eine Zeitschrift, „Der Freimütige", welche eben erst ins Leben trat, wurde mit einem Artikel eröffnet, der überschrieben war: „Die Runensteine", nur dazu bestimmt, ihn zu steinigen. Er schreibt an Schleiermacher: „Eine Masse von Lug und Trug, von Verleumdungen und Niederträchtigkeiten jeder Art ist gegen mich aufgetreten; nicht ein einziges zutreffendes Wort habe ich vernommen; und das Ärgste ist, daß meine Freunde sich so gänzlich in dem Haufen der Lästerer verloren haben, daß ich mit dem redlichsten Willen nicht imstande bin, zu sagen, wo die vollkommene Niederträchtigkeit aufhört und wo die verblendete Freundschaft beginnt. Und wo ist der Quell dieser Raserei? Entsprungen ist er aus dem Mittelpunkt jener Erziehungsweise (des Turnwesens), deren Verwüstungen du und viele brave Eltern beklagen" [3]). Bei seinem heftigen Temperamente mußte er es sich zu Herzen nehmen.

1) Auch außerhalb der Studentenkreise gab es nicht wenige „Turnfeinde" in Breslau; diese waren aber, bis auf Steffens, fast lauter Freimaurer. Die philomatische Gesellschaft war durch den Turnstreit gespalten. Steffens war mit mehreren anderen ausgetreten. Gaß an Schleiermacher vom 1. Januar 1819.

2) Gaß an Schleiermacher vom 5. Februar 1819: „Was mir am meisten mißfällt, ist, daß er (Steffens) seine Angelegenheiten aufs Katheder bringt, wohin nur die Wissenschaft gehört, und dadurch einen Zwiespalt unter den jungen Leuten veranlaßt, welcher schon zu Schlägereien geführt hat."

3) Brief an Schleiermacher vom 3. Mai 1819.

„Sie möchten mich gern als einen Don Quixote darstellen. Nun, auf meine Ehre, die Staubwolke, welcher ich entgegenging, entstand wenigstens nicht von einer Herde Schafe; das beweist ihr Angriff“ 1). Er fühlte sich auch tief verletzt durch die Stellung, die Schleiermacher in dieser Sache zu ihm einnahm, namentlich daß er sich kaltsinnig zurückhielt, und ihn weder zu widerlegen noch zu verteidigen suchte. „Auch eine Widerlegung“, sagt er zu ihm, „würde eine Verteidigung sein. Ich verlange nicht, daß du jedesmal, wenn ich schwimme, ins Wasser springst; aber wenn ich in Begriff bin zu ertrinken, erwarte ich es von deiner Freundschaft“.

Das Jahr 1819 bildete einen Wendepunkt in der inneren Geschichte Deutschlands. Die Burschenschaft, das Turnwesen, die Sprache, die in vielen Blättern und Zeitschriften geführt wurde, die immer lauteren Rufe nach Freiheit, endlich die Ermordung Kotzebues (im März), „wie eine Flamme, die aus einem Vulkane hervorbricht“, alles das drängte die Regierungen zu extremen Maßregeln. Im Frühjahr wurden alle Turnplätze geschlossen; im Laufe des Sommers fanden viele Verhaftungen und Haussuchungen statt; und bei einer Ministerzusammenkunft in Karlsbad (im Juli und August) einigte man sich zu gemeinsamem Auftreten. Bei jeder Universität wurde ein Regierungsbevollmächtigter angestellt, welcher auf alles achten, namentlich ein Auge auf den Geist haben sollte, der sich unter den Studenten regte. Jeder Lehrer, der auf die Jugend verderblich wirke, sollte entfernt werden. Die Preßfreiheit wurde beschränkt, so daß kein Buch, keine Zeitschrift unter 24 Bogen ohne besondere Erlaubnis erscheinen durfte. Eine Kommission zur Unterstützung demagogischer Umtriebe wurde niedergesetzt. Arndt wurde suspendiert, Jahn lange unter Verhör gehalten, endlich ihm ein bestimmter Aufenthalt (Freiberg)

1) Brief an Schleiermacher vom 8. Mai 1819. — Als Steffens ungefähr zehn Jahre später seine Lebenserinnerungen schrieb, stand die Sache etwas anders vor seiner Seele. „Wie ein Don Quixote hatte ich die Staubwolken von der Hasenhaide her für Zeichen eines nahenden mächtigen Heeres genommen, und sah schon die alten germanischen Helden gegen mich vorrücken; aber in der Nähe verwandelten sie sich in eine blöckende Schafherde.“ „Was ich erlebte“ IX, 51.

angewiesen. Beide mußten die absurde Strafe bis zum Ende der Regierungszeit des damaligen Königs tragen (bis 1840 und 1841). Übrigens brachten die meisten der zahlreichen Untersuchungen nur an den Tag, wie kindisch, sinnlos und unreif das Gebaren der Jugend gewesen war.

Natürlich war währenddessen die Stimmung nicht allein gedrückt, sondern verbitterte sich gegen die Regierung je mehr und mehr. „Ich kann mir das nicht anders erklären“, schreibt ein bekannter freisinniger Politiker, „als so, daß sie (die Regierungen) einen Wurm im Gehirne haben; dann bekommen die Hammel, wie bekannt, die Drehkrankheit und werden auf ihre Weise toll, zwar nicht blutdürstig, aber sie stampfen, trommeln, blasen und zischen, und ihre Sanftmut zeigt sich sehr reizbar“ [1]). Diese Begebenheiten mußten Steffens' Stellung noch schwieriger machen, sofern er in vieler Leute Augen als Agent der Regierung galt, deren Verfahren er doch bestimmt mißbilligte. Zur Klärung der Situation schrieb er schon im Frühjahr 1819 eine kleine Schrift: „Die gute Sache“, welche zwar auf die Gegner keinen sonderlichen Eindruck gemacht zu haben scheint [2]), bei welcher er selbst jedoch, nach heftigen Kämpfen, seine frühere ruhige Fassung wiedergewann. Ein Jahr nachher gab er in derselben Tendenz eine Schrift heraus: „Über die protestantischen Universitäten Deutschlands“, in welcher er die gegen die Studenten ergriffenen Maßregeln schilderte; da er dies aber in einer ruhigen und passenden Form that, so hatte der Staatskanzler, welcher ihm überhaupt günstig gesinnt war, nichts gegen die Herausgabe einzuwenden.

In diesen Zeiten des Kampfes waren es nicht allein die öffentlichen Angriffe, die unserem Steffens manche Stunde verbitterten: am meisten schmerzte es ihn bei seinem liebebedürftigen Herzen,

1) Görres an Perthes in: „Fr. Perthes' Leben“ II, 218 f.

2) Schleiermacher an Blanc, den 28. April 1819: „Die Steffensschen Geschichten sind mir so fatal, daß ich lieber gar nicht davon schreibe. Jetzt hat er durch seine ‚Gute Sache‘, die aber gerade das Entgegengesetzte von dem enthält, was er hier versprach, öffentlich sagen zu wollen, alles noch bunter durch einander gerührt.“

sehen zu müssen, wie alte und neue Freunde sich von ihm zurückzogen; und er fühlte sich sehr einsam. Der größte Schatten, der hierdurch in sein häusliches Leben fiel, war die Scheidung von dem Freunde und Schwager Karl v. Raumer. Sie wohnten, wie gesagt, in demselben Hause; sie hatten gemeinsame naturwissenschaftliche Interessen; aber die Turnsache trennte sie. Raumer begehrte, zum Teil aus diesem Grunde, fort nach Halle und bezog hier die alte, liebe Wohnung in Giebichenstein.

Während Steffens den zweiten Teil seiner „Karikaturen" vollendete, sowie auch sein großes „Handbuch der Oryktognosie", welche ihn so lange beschäftigt sollte, solle er aufs neue in die Händel des Tages hinein geraten. Im Jahre 1821 wurde er, nur mit einer Stimme Majorität, zum Rektor der Universität ernannt. Auch hierbei war die entscheidende Frage: „Turner oder Nicht-Turner!" Der Zeitpunkt, in welchem er diesen Ehrenposten antrat, war ein schwieriger, da die Regierung eine Untersuchung eingeleitet hatte gegen eine geheime Studentenverbindung. Seit dem Jahre 1819 waren die Burschenschaften allerdings verboten; da man aber wahrnahm, daß nichts Ernstliches gegen sie vorgenommen wurde, so bildeten sie sich bald wieder. Sie teilten sich in zwei Richtungen. Die eine war politischer Art, völlig rot und stand in Verbindung mit den Demagogen des Auslandes. Zu ihr gesellten sich einige Advokaten, Privatdozenten, frühere Turnlehrer, auch fremde Abenteurer; und ihr schloß sich ein „Jünglingsbund" an. Diese Partei hatte jedoch nicht sehr viele Mitglieder; da sie im Jahre 1824 entdeckt wurde, wurden 26 der Teilnehmer zu 6 bis 15 Jahren Festungsstrafe verurteilt. Die andere, in geringerem Grade politisch gefärbte Richtung teilte sich wieder in zwei Teile: die „Germania" und die „Arminia". Die „Germania" war die am weitesten gehende; sie verwarf die Monarchie und wollte nur eine konstitutionelle Verfassung, als Übergang zur Republik. Sie soll in Halle und Kiel ziemlich verbreitet gewesen sein, und auch in Breslau einzelne Mitglieder gezählt haben [1]). Die „Arminia" dagegen hielt sich von allem fern, was

1) Der „Germania" wurde im Jahre 1833 ein Ende gemacht. Bülau a. a. O., S. 466.

gesetzwidrig war; ihr Augenmerk war die sittliche, wissenschaftliche und volkstümliche Ausbildung der Studenten, durch welche sie weiter auf das Volk einwirken wollte, um dieses für die Freiheit reif zu machen. Diese Verbindung bestand besonders in Berlin, hatte aber auch in Breslau viele Anhänger. Gegen die letzteren wurden nun Untersuchungen in Gang gesetzt, sofern einmal alle geheimen Verbindungen verboten waren; und Steffens, als Rektor, mußte diese in Gemeinschaft mit dem Regierungsbevollmächtigten leiten. Eine peinliche Aufgabe! Denn wiewohl er persönlich gegen alles geheime Verbindungswesen war, und die ihm selbst näherstehenden Studenten nicht daran teilnahmen, so konnte er doch der „Arminia“ seine Achtung nicht versagen. Die eigentliche Inquisition fiel Steffens zu. Die Statuten der „Arminia“ und das Mitgliederverzeichnis waren bald in seinen Händen. Die Häupter gehörten zu den besseren Studenten und traten während der Verhöre durchaus ehrenhaft auf, weigerten sich auch entschieden, sich als Angeber gebrauchen zu lassen. Eine Menge Briefe wurde mit Beschlag belegt. Aber obgleich sich viele seltsame und überspannte Äußerungen in ihnen vorfanden, auch mit politischer Färbung, so mußte er sich doch sagen, es sei unvernünftig, dergleichen jugendlichen Ergießungen sonderliches Gewicht beizulegen. In seinem Berichte an den Staatskanzler suchte er daher die Sache in einem milden Lichte darzustellen, ohne daß diese Darstellung jedoch rechten Eindruck auf denselben zu machen schien. Die Sache sollte durchaus im Wege Rechtens strenge durchgeführt werden. Steffens faßte da einen Entschluß, der von vielen hart getadelt wurde: er dehnte die Untersuchung über alle geheimen Verbindungen an der Universität aus. Das fiel eben nicht schwer, da die anderen keinen Unrat ahnten; je weiter aber die Verhöre gingen, desto unheimlicher ward die Sache: denn es trat eine so sehr große Menge Schuldiger ans Licht. Die Strafe für geheime Verbindungen war Relegation, durch welche die Zukunft der jungen Menschen gestört wäre. Hiergegen sträubte sich nun sowohl Steffens, als auch der akademische Senat. Auch wäre eine so große Anzahl betroffen worden, daß sogar die Zukunft der Universität dadurch bedroht werden konnte. Steffens reiste daher nach Berlin, um eine Milderung zu erwirken. Dieses gelang ihm auch in folgender Form: die Strafe der Rele=

gation sollte in Kraft bleiben, jedoch so, daß die härteste Wirkung, nämlich Verweisung von der Universität, wodurch die Studien plötzlich abgebrochen wären, vorläufig auf sich beruhen, dagegen bei neuer Übertretung unfehlbar eintreten möge. Sie schwebte also über ihren Häuptern gleich einem Damoklesschwert. Einige waren indes dermaßen kompromittiert, daß die unbedingte Relegation gegen sie ausgesprochen wurde.

Wenn Steffens, in seinem Gerechtigkeitsgefühle, der Untersuchung eine weitere Ausdehnung gab, so verstanden manche dies so, als wolle er hierdurch die Gunst der Regierung gewinnen, was uns nicht wundern kann. Ungeachtet seiner edlen Motive nahm er eine mißliche Stellung ein [1]). Er hatte erwartet, daß auf allen Universitäten eine ähnliche, strenge Untersuchung stattfinden werde, was aber nicht erfolgte, so daß Breslau in dieser Hinsicht allein stand.

Indessen war Steffens weit entfernt, überhaupt jede Verbindung der Studenten unter einander zu verwerfen; vielmehr hielt er sie für notwendig, wie er selbst ja in seiner Jugend an solchen teilgenommen hatte. So stifteten denn einige seiner Zuhörer auch hier einen naturwissenschaftlichen Verein, welcher eine Zeit lang blühte, und aus welchem angesehene Gelehrte hervorgegangen sind.

Eine Reihe von Jahren hindurch hatte die Politik aufs stärkste in Steffens' Leben eingegriffen und viele seiner Kräfte in Anspruch genommen. Er hatte Stürme und Drangsale bestanden, hatte für seine Überzeugung gekämpft, oft unter viel Verkennung: jetzt sehnte er sich nach Ruhe. Das stille Forscherleben war und blieb ihm doch das liebste. Fortan beschloß er, sich gänzlich diesem, als seinem eigentlichen Berufe, also der Wissenschaft hinzugeben, sowie zugleich auch religiösen Untersuchungen. Daß er jedoch keineswegs in diesen bewegten Jahren die litterarische Arbeit hat ruhen lassen, beweist seine im Jahre 1822 herausgegebene „Anthropologie", als Frucht seiner Vorlesungen. Auch war endlich rings um ihn mehr Ruhe eingetreten; die leidenschaftlichen Angriffe hatten nachgelassen.

---

1) „Steffens that es mit dem subjektiven Idealismus einer schönen Seele, d. i. sehr in Widerstreit mit dem gesunden Menschenverstand und dem natürlichen Rechtsgefühl." Jul. Schmidt, Litteraturgeschichte III, 106.

Der 50jährige Professor mit dem jugendlichen, lebhaften Sinne [1]) und dem frischen, hinreißenden Vortrage war, trotz allem, bei den den Studenten beliebt; und die Mißverständnisse, die zwischen ihm und mehreren Umgangsfreunden aufgekommen waren, glichen sich in den nächsten Jahren allmählich aus. So endete denn diese stürmische Periode seines Lebens glücklicher, als es längere Zeit den Anschein hatte, und mit neuem Mute konnte er sich zu einer Reise in seine nordische Heimat rüsten.

---

1) „Ich bin leider noch fortwährend in heftiger Bewegung, inwendig in beständiger Aufregung, ja Erschütterung, ganz ergriffen von dem gegenwärtigen Augenblicke. Alle Fehler sind feststehende Typen geworden." Steffens an Mynster vom 1. Mai 1823.

XVII.

Nordische Reise und ihre Nachwirkungen.

1824.

Ach, wie lange Zeit verging,
Seit ich, Heimat, dich gesehen!
„Dänemark, du trautes Land,
Rings von blauer See umflossen“ —
Deine sanften, weichen Fluren,
Ohne Fels und scharfe Zacken,
Würden freundlich dies Gemüt,
Das wild aufgeregte, stillen.
Wälder, Schlösser, Wiesen, Äcker,
Euer Bild steigt vor mir auf — —.

Diese Zeilen, die Steffens in das Stammbuch eines Landsmannes hineinschrieb [1]), drücken das Heimweh aus, welches stets in seiner

---

1) Ak, hvi er det dog so länge,
Siden jeg din Ynde saa.
„Danmark, deilig Vang og Vänge,
Lukt af Bölgen blaa“,
Dine milde, blöde Egne
Uden Fjeld og skarpe Tind
Skulde venligen indhegne
Dette vild oprörte Sind —
Skove, Slotte, Marker, Häkker
Leve mägtig op. — —

Gewidmet an Feldberg, ohne Datum, mit der Überschrift: „Denmark delineated“, handschriftlich auf der königlichen Bibliothek. Feldberg hatte sich in England

Brust lebte, aber während der letzten Jahre ihn immer mächtiger ergriff. „Beinahe krankhaft ist das lebhafte Verlangen", schreibt er an den Jugendfreund J. P. Mynster, „nach Kopenhagen zu reisen, um euch, ihr Lieben, Teuren, die ihr noch übrig seid, einmal noch zu sehen, mit euch zu reden, euch zu umarmen. — Ist es Müdigkeit nach einem mühseligen Kampfe in allen Richtungen? ist es das Alter, das sich meldet und mächtig wird? oder ist es das tiefe Gefühl, daß ich allein unter den Brüdern übrig bin, nachdem der letzte, der liebste, mein vertrautester Freund und mein Bruder, die Erde verlassen hat [1]) — was mich gewaltsam in die alte Heimat treibt, als wollte ich mit aller Anstrengung noch um mich sammeln, was Gott mir zurückgelassen hat, als wollte ich, indem ich die alten Töne wieder vernähme, zugleich den Wiederhall der auf ewig verstummten erkennen [2])?" Er war seit jenem kurzen Besuche, 1807, als die Thür ihm so schroff verschlossen wurde, nicht in Dänemark gewesen. Im Jahre 1824 erlaubten es ihm endlich die Verhältnisse, eine Reise nach allen drei nordischen Reichen ins Werk zu setzen. Nicht das Heimweh nur zog ihn dorthin: auch die Wissenschaft rief ihn; besonders die norwegischen Alpen („Fjelde"), die einst in seiner Jugend ihm so vielen Kummer verursacht hatten, waren es, welche ihn jetzt zu gründlicheren Forschungen lockten. Seit jener Zeit waren sie von mehreren Gelehrten untersucht worden, namentlich dem Preußen Leopold v. Buch, gleichfalls einem Schüler Werners, welcher in den Jahren 1806—1808 ausgedehnte Reisen in Norwegen gemacht hatte. Die Umgebungen von Christiania waren insbesondere der Gegenstand seiner Forschungen gewesen; und merkwürdige Entdeckungen hatten stattgefunden [3]). Diese Untersuchungen hatte der

aufgehalten, war aber nach seiner Geburtsstadt Kopenhagen zurückgekehrt, wo er als englischer Sprachlehrer lebte. Er kam häufig zu Oehlenschläger und Rahbecks. — Siehe Oehlenschläger, Erindringer III, 96 f.

1) Nämlich Peter Steffens (siehe oben, S. 280).

2) An Mynster (nach langer Unterbrechung, in deutscher Sprache) vom 1. Mai 1823.

3) Von besonderer Wichtigkeit war es, daß er Granit zwischen jüngeren Gebirgsarten fand, was zu einem starken Zeugnis für Werners Theorie ward, nach welcher Granit der ursprüngliche Kern der Erde ist. Siehe Hoffmann, Geschichte der Geognosie, S. 129.

Norweger Keilhau mit großem Eifer und Tüchtigkeit fortgesetzt.

Nachdem er Frau und Kinder in Berlin zurückgelassen hatte, reiste Steffens im Frühjahr nordwärts, begleitet von einem 15jährigen Neffen, welcher seit dem Tode seines Vaters, des Majors Jakob Steffens, in seinem Hause gewesen war [1]). Ein Verwandter der Frau Steffens, Postrat Pistor, welcher zur selben Zeit mit ihnen nach Stralsund kam, begleitete sie auf einem Ausfluge nach Rügen, wo besonders die hohe Stubbenkammer das Reiseziel war. Hier erhielt Steffens einen unerwarteten Gruß aus Dänemark, indem mittels einer Luftspiegelung die Kreidefelsen der (acht bis neun Meilen entfernt liegenden) Insel Möen sich ganz deutlich zeigten, so daß man sogar den Buchenwald droben unterscheiden konnte. Von Stralsund fuhr Steffens nach Ystad mit einem Dampfschiffe, das erste Mal, daß Steffens ein solches bestieg; und selbst für den Kapitän war dies eine fast neue, erst zum zweitenmal versuchte Fahrt. Da es ziemlich stark wehte, war der Mann nicht aufgelegt, abzufahren, und faßte erst auf Zureden hierzu Mut. Die Fahrt verlief glücklich; im Verlaufe des Tages legte sich der Wind, und Steffens genoß mit rechtem Behagen diese nach so vielen Jahren wieder erste Seereise. Bei dem ersten Anblick des Meeres war er in Thränen ausgebrochen; und wie viele Erinnerungen aus Kindheit und Jugend strömten auf ihn ein, als er jetzt gewiegt wurde auf der freien, stolzen Meeresflut. Er mochte empfinden, daß, wenn er sich recht besann, er doch kein Deutscher war; nein, das nordische Blut rollte in seinen Adern, wie vormals.

Schweden war das nächste Ziel der Reise. Um auf den weiten Landstraßen, die nunmehr vor ihm lagen und auf denen er sich mit den unbequemen Postkarren begnügen mußte, einigermaßen angenehm vorwärts zu kommen, schaffte er sich einen in Federn hängenden, gepolsterten Wagensitz an; und auf diese Weise durchreiste er einen großen Teil des Landes. Von Ystad ging es

---

1) Jakob Steffens war im Jahre 1817 als Major des Ingenieurcorps und Lehrer der Kadetten-Akademie gestorben. Der Sohn hieß Henrik und ward später Stadtphysikus zu Christiania.

nördlich nach Jönköping, welches ihn durch seine schöne Lage entzückte, und weiter durch Ostgothland, über Linköping und Norrköping, nach Stockholm. Einen niederschlagenden Eindruck machte es auf ihn unterwegs, die unter den Bauern herrschende Trunksucht wahrzunehmen. „Ich sah auf der ganzen Reise kaum einen nüchternen Menschen; alle die Bauern, die mich beförderten, waren am frühen Morgen noch eingenommen von dem Rausche des vorigen Tages.“ Damals scheint die Trunkfälligkeit verbreiteter gewesen zu sein, als in der Folgezeit; in den Krügen fand man obrigkeitliche Plakate angeschlagen mit einer Strafandrohung für die Trunkenheit.

Atterbom, Schwedens bedeutendster Romantiker [1]), eines der Häupter der sogenannten Phosphoristen, welche sich eng an die deutsche romantische Schule anschlossen, hatte auf seinen Reisen Steffens kennen gelernt, welcher sich von seinem frischen, dichterischen Geiste sehr angezogen fühlte. Jetzt hatte Steffens ihn von seiner Besuchsreise unterrichtet; da Atterbom aber nicht selbst in Stockholm war, hatte er den Hofkanzler v. Hartmannsdorf [2]) ersucht, ihn zu empfangen. Dieser führte den Auftrag mit vieler Freundlichkeit aus und suchte den Aufenthalt in der schwedischen Residenz für den Gast so angenehm wie möglich zu machen. Er führte ihn in die besten Kreise ein, und Steffens wurde mit Einladungen überschüttet. Es war gerade Pfingsten, welches Fest in dem schwedischen Volksleben als Weihe des Frühlingsanfanges eine so

---

1) Im Anfange des Jahrhunderts hatte sich die romantische Schule nach Schweden hin verbreitet, wozu Steffens' in Kopenhagen gehaltene Vorlesungen das Ihre beigetragen hatten. L. Hammerskjöld hatte schon 1803 eine Gesellschaft gestiftet: „Vitterhetens vänner“ („Freunde der schönen Künste“), welche jenen Charakter trug. Entschiedener aber richtete Atterbom das Banner auf, da er 1809 den sogenannten „Aurorabund“ in Gang brachte, während er zugleich eine Zeitschrift herausgab, die unter dem Namen „Phosphor“ allgemein bekannt ward und der ganzen Richtung ihren Namen gab.

2) Dieser Mann spielte unter Karl Johanns Regierung eine ziemlich bedeutende Rolle. Anfangs gehörte er zu der liberalen Partei, schlug aber später vollständig um und machte sich durch die Strenge, mit der er die Presse verfolgte, unbeliebt. Die Regierung mußte ihn zuletzt als Oberamtmann nach Kalmar schicken.

große Rolle spielt. Auf Dampfböten, welche hier schon im Gebrauche waren, machte man Ausflüge in die schöne Umgegend, und Steffens nahm an zwei solchen teil, nach Drottningholm und nach dem alten, erinnerungsreichen Gripsholm. Unter den interessanten Persönlichkeiten, die er während seines vierzehntägigen Aufenthaltes in Stockholm kennen lernte, war der Dichter Baron v. Beskow, Oehlenschlägers Freund, und der berühmte Naturforscher Berzelius, sowie auch Graf Frederik Schwerin, Pastor zu Sala, bekannt als Führer der Opposition im Ritterhause. Unter den anregendsten Abwechselungen ging die Zeit nur allzu rasch vorüber.

Dann ging die Reise weiter nach Upsala, wo Atterbom, Lektor (a. o. Professor an der Universität) sein gastfreundlicher Wirt war [1]). Dieser zwar kräftig gebaute, aber nervenschwache und schwermütige Dichter, mit dem hochblonden Haare und blauen Augen, dessen Persönlichkeit bei ihrer edlen Einfachheit so milde und gewinnend war, empfing Steffens als einen Geistesverwandten mit offenen Armen. Sogleich nach seiner Ankunft in der alten Stadt an der Fyris wurde er von einer Schar Studenten durch einen Gesang bewillkommnet. Da in denselben Tagen eine Magisterpromotion stattfand, welcher auch Steffens beiwohnte, wurde ihm, dem berühmten Naturphilosophen, auch hierbei viele Aufmerksamkeit erwiesen. Ein kleiner Übelstand hätte ihm die Teilnahme fast unmöglich gemacht. Er mußte nämlich barbiert werden; aber in der ganzen Stadt gab es nur einen Barbier, und dieser war vollauf mit der Frisur einer Reihe junger Männer beschäftigt, die promoviert werden sollten. Erst im letzten Augenblicke, als

---

1) Atterbom war damals 34 Jahre alt. Zu seinen bekanntesten Arbeiten gehören: „Die Insel der Glückseligkeit“, „Die Blumen“ und „Vogel Blau“. „Es ist unmöglich“, schreibt C. Molbech, welcher ihn von Jugend auf gekannt hat, „der Persönlichkeit Atterboms nahe zu treten, ihn kennen zu lernen, ohne davon überzeugt zu werden, in wie hohem Grade seine Poesie ein Wiederschein seiner eigenen Natur ist. Will man die höchste Natürlichkeit, Wahrheit und Innigkeit eines tiefen Gemütes, in Verbindung mit idealer Richtung der Phantasie, dem Gepräge harmonischer Schönheit und der reichen Gedankenfülle, wie sie seine poetischen Arbeiten auszeichnen, (in seinen Erzeugnissen) lesen, so muß man in Atterboms Seele lesen, neben seinen Gedichten.“ Siehe Molbech, Lund, Upsala und Stockholm 1842, S. 153.

der Zug nach der Domkirche schon aufbrechen wollte, konnte er mit wohlrasiertem Gesichte sich anschließen, jedoch mit dem Verzichte auf das Frühstück. Und da nun die Feierlichkeit in der Kirche wegen der vielen lateinischen Reden, außer einer Predigt, fünf bis sechs Stunden währte, so mußte er flau und matt werden. Desto vorzüglicher war die Tafel, welche in dem großen Orangenhause gehalten wurde (genannt Linnés Tempel, im botanischen Garten). In der Mitte desselben stand der mächtige, von Linné selbst gepflanzte Orangenbaum, dessen Zweige sich weit ausbreiteten; und unter diesen bekam Steffens, mit mehreren der angesehensten Gäste, seinen Platz. Unter den Tischreden war eine, die speziell an Steffens gerichtet war. Es war der berühmte Historiker, Philosoph und Dichter Geijer, welcher die Bedeutnng der deutschen Litteratur pries und mit einem Willkommen an Steffens schloß. Dieser antwortete auf Deutsch — weil er nicht schwedisch zu reden verstand, und besorgte, durch eine dänische Rede Anstoß zu geben, was unter den damaligen Verhältnissen leicht möglich war. Er sitze — so sagte er — im Schatten von Linnés Baume; und das treffe zu, denn er sei Schüler eines der besten seiner Schüler (Vahl). Mit Wärme und Begeisterung redete er dann von den vielen großen Namen in der Naturwissenschaft, welche Schweden angehören und ihren Glanz über dasselbe verbreiten. Er riß durch seine glänzende Beredsamkeit die Anwesenden mit sich fort und bekam von verschiedenen Seiten zu hören, welch mächtigen Eindruck er gemacht habe.

An den folgenden Tagen besuchte er mehrere der namhaften Lehrer der Universität, so den alten Thunberg, Linnés Schüler, welcher seiner Zeit in Japan und am Kap der guten Hoffnung gewesen war, und den theologischen Professor Ödmann, welcher allezeit zu Bette lag, weil er die fixe Idee hatte, die Luft nicht vertragen zu können, auch seine Vorlesungen von hier aus hielt. Insbesondere fühlte sich Steffens von Geijer und dem Botaniker Wahlenberg angezogen. Er erkannte, daß, während im ganzen die Upsaler Universität viel Veraltetes fortschleppte und von der großen Welt ziemlich isoliert war, doch die deutsch-romantische Richtung in mehreren Kreisen ihren Einfluß geltend machte. — Nach einem Ausfluge nach Alt-Upsala sagte er der gastfreundlichen Universitätsstadt Lebewohl.

und richtete seinen Weg nach Dannemora, Sala und Falun, überall Versteinerungen einsammelnd für die Breslauer Sammlung. Nach diesem Ausfluge gen Norden machte er eine Wendung gen Südwest, indem er auf eine Einladung des Grafen Hamilton sich einige Tage bei ihm aufhielt, nämlich in der schönen Gegend bei Lidköping, in der Nachbarschaft von Kinnekulla und dicht am Wenernsee. Über Wenersborg und Strömstad verließ er darauf Schweden und betrat sein norwegisches Geburtsland.

In Norwegen war Steffens seit 1794, also seit 30 Jahren, nicht mehr gewesen. Welche Veränderungen waren in dieser Zeit sowohl mit dem Lande seiner Heimat als mit ihm selbst vorgegangen! Damals war er ein brausender, junger Mensch, erfüllt von großen, aber unklaren Gedanken; wenig bekannt und fast hilflos, versuchte er sich bei einer Aufgabe, die seine Kräfte überstieg. Jetzt war er eine europäische Berühmtheit geworden, und die Norweger konnten ihn mit Stolz ihren Landsmann nennen. Damals war Norwegen eine Provinz unter dem absoluten Könige Dänemarks; jetzt war es ein freies Land, mit dem Bruderreiche Schweden verknüpft. Seit dem entscheidungsvollen Jahre 1814 war ihm eine neue Zeit mit neuen, frischen Kräften aufgegangen. Aber wie oft hatte während der zurückliegenden Jahre Steffens den Blick nach seinem fernen Vaterlande hinausgesandt! Vor sieben Jahren hatte er ihm einen herzlichen Gruß in einer seiner besten Schriften gesandt: „O zürne nicht, teueres Land! daß ich aus einer fernen Gegend dich anrede, in einer fremden Sprache. Hätte das Geschick mir vergönnt, unter deinen Bergen zu leben, so würde ich beweisen, daß ich meiner Kindheit nicht vergessen habe. Viel verdanke ich dir; denn obgleich ich frühe von dir getrennt wurde, schwebten doch deine stolzen Alpen und Klippen wie ferne Riesenschatten vor der Seele des heranwachsenden Knaben. Habe ich ein treues Gemüt bekommen, ist es mir vergönnt, unerschrocken zu verkünden, was ich für wahr und heilig halte — dir verdanke ich es! Dem kaum erwachten Geiste winkten die verschlossenen Geheimnisse deines wundervollen Landes. Als ich es daher später begrüßte, erkannte ich drüben meine wahre Heimat; daher zog das Steinreich mich mit geheimer Macht an. In den Gebirgen anderer Länder suchte ich nur dich; was du Verborgenes enthieltst, wollte

ich enthüllen; und mitten in Deutschland, wo ich genoß, was der frohe, keimende Geistestag mir hoffnungsvoll darreichte, war die erste Zeit der Jugend dir geheiligt“ [1]). Nach derartigen Aussprüchen können wir es verstehen, mit welchen bewegten Gefühlen er das Felsenland wiedersehen mußte.

Als Steffens nach Christiania gekommen war, bekam er sofort den Eindruck, daß eine neue Zeit für Norwegen angebrochen sei. Der Storthing war versammelt; und wichtige Fragen, welche die Gemüter in starke Bewegung setzten, waren in Behandlung. Hauptsächlich drehte sich der Streit um das sogenannte absolute Veto, welches die Regierung geltend machte. Der norwegischen Konstitution zufolge bekommt jeder Beschluß, der von drei auf einander folgenden Storthings angenommen worden, Gesetzeskraft, selbst wenn der König ihm seine Zustimmung versagt. Diese Bestimmung war in den Augen Karl Johanns etwas Unleidliches; und sein Bestreben ging dahin, sie abzuändern. Um die Norweger zu gewinnen, hatte er im Februar seinen Sohn Oskar zum Vizekönig von Norwegen ernannt. Aber die königliche Vorlage war kürzlich (den 24. Mai) vom Storthing einstimmig verworfen worden. Unter diesen Umständen war die Stimmung eine sehr gehobene; und das Selbständigkeitsstreben gab sich in verschiedener Weise Ausdruck, z. B. dadurch, daß man zum erstenmal den Gedanken laut äußerte, den 17. Mai, den Jahrestag der Verfassung von Eidsvold, zu einem allgemeinen Volksfesttage zu machen. Die ganze freisinnige Bewegung mußte Steffens mächtig ergreifen. Unter den Mitgliedern des Storthings waren mehrere seiner Jugendfreunde und Kameraden, zu welchen jetzt sein Verhältnis sich verjüngte, so Professor Georg Sverdrup, einer der hervorragendsten Eidvoldsmänner, und Graf Hermann Wedel-Jarlsberg, welcher bekanntlich eine sehr bedeutende politische Rolle gespielt hatte [2]).

Steffens war in jenen Tagen, die er in Christiania zubrachte, „unbeschreiblich glücklich“. Alte Freunde, die herrliche Umgegend, dazu die Gunst der Witterung, alles vereinigte sich, um den Aufenthalt

1) Steffens, Die gegenwärtige Zeit II, 429 f.
2) Letzterer ward später Statthalter von Norwegen (gest. 1840).

ihm zu einem sehr erfreulichen zu machen. Zwei Brüder, Namens Ström, beide beim Bergwesen angestellt und beide von Deutschland her (als seine Zuhörer bez. in Halle und Breslau) ihm eng befreundet, kamen nach Christiania, um ihn zu begrüßen, der erstere von Kongsberg, der andere von dem weit entlegenen Röros. Der angesehene Arzt, Professor Holst, dessen Ehefrau eine Tochter seines ältesten Bruders, also Schwester des ihn begleitenden Neffen war, beherbergte ihn. Dieser Mann, welcher das Gefängniswesen mit der größten Liebe bearbeitete und zu diesem Zwecke einen großen Teil Europas bereist hatte, erweckte bei Steffens für den genannten Zweck ein lebhaftes Interesse, welches er auch später bewahrte. Namentlich fühlte er sich angesprochen von dem sogenannten philadelphischen Systeme mit der Einzelhaft, wobei er freilich besonderes Gewicht auf die persönliche Einwirkung von Aufsehern, Ärzten und Geistlichen legte, damit die Einrichtung nicht zu einer leeren Form werde.

Die älteste seiner Schwestern war an Hagerup verheiratet, welcher als Beamter in dem gebirgigen Hedemarken wohnte, wo denn auch Steffens sechs Wochen in ländlicher Ruhe bei ihm verlebte. Bald fühlte er sich hier heimisch; und es war ihm eine Freude, unter den norwegischen Bauern zu verkehren, ihre Hoffnungen und Erwartungen von der freien Verfassung aussprechen zu hören, oder ihnen Belehrungen zu geben über ihre Verhältnisse. Sie kamen ihm im ganzen mit Vertrauen entgegen und ließen sich besonders gern von seinem bewegten Leben erzählen. Hier erwachte bei ihm der Gedanke, das norwegische Gebirgsleben zum Gegenstande von Schilderungen zu machen, ein Gedanke, der später in verschiedener Weise zur Ausführung kam. Kürzere Ausflüge in die Nachbarschaft, z. B. nach Hamar, unterbrachen das tägliche Leben. Inzwischen kam Keilhau, welchen er in Christiania nicht getroffen hatte, zu ihm dorthin. Der junge 27jährige Mann hatte als Geognost und Mineralog schon einen Namen. Mit seiner eisernen Konstitution und beispiellosen Ausdauer pflegte er sich in den wildesten und unzugänglichsten Gegenden umherzutreiben. Er schlief auf dem nackten Fußboden, lief auf Schnee- und Schlittschuhen, fand sich in das entbehrungsvollste Leben — alles seiner Wissenschaft zuliebe. So untersuchte er nach und nach die ganze

Gebirgsmasse Norwegens, und entwarf geognostische Übersichtskarten des Landes. Daneben erwarb er sich große Verdienste um die vorzügliche Mineraliensammlung in Christiania, welche einzig in ihrer Art ist [1]). Steffens hatte Keilhau gebeten, ihn nach einer nur wenig entfernten Gegend zu führen, welche das Gepräge des wildesten, eigentümlichsten Alpenlandes von Norwegen trägt. Sie wanderten also gen Westen an den Mjösensee, fuhren hinüber und richteten danach ihren Weg, in derselben Richtung, ins Valderthal hinein. Höher hinauf mußten sie hier den Wagen verlassen und zu Pferde ihren Weg fortsetzen, bis sie endlich den sogenannten „Syndfjeld" erreichten. Diesen Berg bestiegen sie bis zur Schneelinie, wo sich eine wunderbare Aussicht den Reisenden bot. Alles Lebendige war verschwunden, Äcker, Menschen, Gehöfte, auch die Sennen („Säter"), nichts als ein Chaos von Felsen rings umher. Steffens malte sich den Schauder aus, von dem ein einsamer Wanderer müßte ergriffen werden, der sich in diese schreckenvolle Gegend verirrt hätte [2]). Sie überschauten einen Halbkreis von Bergen, nicht weniger als 30 Meilen im Durchschnitt. Im Norden sahen sie Rundane; der schneebedeckte Mugnafjeld lag ihnen nahe; der hohe Hurrunger strahlte purpurrot im Sonnenglanze; gen Südwest schimmerte der Harteig im Hardangergebirge. Der Standpunkt der Reisenden hatte zugleich das Interesse, daß er gerade den Mittelpunkt des südlichen Norwegens bildet, ungefähr gleich weit von Drontheim und Lindenäs, von Schweden und der Westküste. Aber die Sonne wollte untergehen, und sie mußten sich losreißen. Unter großen Beschwerden gelangten sie um Mitternacht zu ihrem Nachtlager und kehrten anderen Tages nach Hedemarken zurück.

Bald nachher verabschiedete sich Steffens von seinen Ver-

1) L. v. Buck schreibt über ihn: „Alle diese Einrichtungen verdankt man demselben Gelehrten, welcher mit unermüdlichem Fleiße und Scharfsinn alle norwegischen Berge untersucht hat; und seine Werke werden bleiben und benutzt werden, so lange die Alpen Norwegens stehen. Er hat sich ein Denkmal errichtet, das seinen Namen bis zur späten Nachwelt tragen wird." Siehe Prof. Keilhaus Biographie, S. 27. — Keilhau starb 1858.

2) Dieses großartige Naturschauspiel hat er später in seinen „Vier Norwegern" dargestellt.

wandten und kehrte nach Christiania zurück. Keilhau begleitete ihn auf einer geognostischen Untersuchungsreise in der höchst eigentümlich gearteten Nachbarschaft dieser Stadt. Darauf verbrachten sie noch etliche interessante und frohe Tage in jener blühenden und belebten Hauptstadt Norwegens im Kreise der vielen Freunde, welche teils dort wohnten, teils hierher gereist waren, um ihn zu sehen. Sie ehrten ihn am 8. August durch ein Fest, wobei er in mehreren just nicht sehr poetischen Liedern angesungen wurde; in einem hieß es ungefähr so:

„Die uralten Berge huld'gen dir fröhlich;
Denn dein Name schmückt sie fortan.
Heil Steffens dir, des Vaterlands Ruhm!" [1])

Der Kronprinz Oskar lud ihn zu wiederholten Malen ein, sowie er denn auch teilnahm an dem Mittagessen, das derselbe den Mitgliedern des Storthings, nach dem Schlusse des letzteren, gab. Er bewunderte die würdige Ruhe und den feinen Takt, mit welchem der Kronprinz sich bei so schwierigen politischen Zuständen unter den Norwegern bewegte. So verfloß die Zeit nur allzu geschwind. Steffens mußte scheiden: und bald führte ihn, sowie seinen jungen Neffen, ein Paketschiff der dänischen Küste zu.

War in Norwegen ihm ein starker Gegensatz zwischen Sonst und Jetzt entgegengetreten, so mußte das nicht weniger in Dänemark der Fall sein. Dort schaute er die viel versprechende Zukunft eines jungen Reiches; hier trat ihm der Rückgang eines alten Reiches entgegen. Seitdem er zuletzt in Kopenhagen weilte, waren zuerst die Septembernächte von 1807 mit ihrem Feuer und Blut über die Stadt dahingegangen, sodann alles das Traurige, was im Gefolge davon eintrat, der Raub der Flotte, der lange, zehrende Krieg, der Verlust Norwegens, endlich der Ruin des Wohlstandes. Kopenhagen war nicht mehr, was es einst in Steffens' fröhlicher Jugendzeit gewesen war, und Dänemark war einem Wracke zu

1) Sechs Jahre nachher widmete der damals 22jährige Henrik Wergeland, der erste große Sänger des jungen Norwegens, seine episch-dramatische Dichtung: „Schöpfung, Mensch und Messias" u. a. auch Steffens: „Dem in die Ferne gewehten Lorbeerblatt Norwegens". Wergeland starb 1845, nur 37 Jahre alt.

vergleichen. Aber auf der anderen Seite fehlte doch nicht neben der Finsternis das Licht; und das, wozu er selbst in seiner Jugend mit einen Anstoß gegeben hatte, das geistige Leben, blühte, und zählte eine Reihe bedeutender Männer, welche großenteils zu Steffens in näherem Verhältnis standen. Mehrere derselben, welche er das vorige Mal als hoffnungsvolle junge Männer gesehen hatte, standen nun unbestritten in der vordersten Reihe: so Oehlenschläger, Mynster und beide Oersteds. Er hatte das stolze Bewußtsein, daß die besten Männer des Volkes in ihm ihren Freund sahen.

Sein Aufenthalt währte vier bis fünf Wochen. Wehmütig vermißte er seine beiden Brüder, den alten, so wohlmeinenden Oheim Bang und den originellen, scharfsinnigen Ole Hieronymus Mynster, endlich auch Oehlenschlägers liebenswürdige Schwester, Sophie Oersted; sie waren alle tot. Aber wie viele waren noch am Leben! Noch wohnten Rahbek und seine unvergeßliche Gattin in dem alten Hügelhause und freuten sich über ihren alten „Kaiser", welcher zwar mit dem grauen Haar etwas greisenhaft, im Grunde aber beständig der sprudelnde junge Herr war. Mynster war nicht mehr Landprediger zu Spjellerup, sondern an der Frauenkirche angestellt und Mitglied der Direktion für die Universität und die gelehrten Schulen, unwidersprechlich einer der ersten Geistlichen des Landes; und der Bischofstuhl von Seeland stand vor ihm in nicht gar ferner Perspektive. Hatte er gleich an seinem gar zu ungestümen Freunde Steffens das eine und andere auszusetzen, so hatte er doch im ganzen an ihm seine Freude, wie man aus einem an Peter Hjort (Litterat und längere Zeit Lehrer an der Akademie zu Sorö) bald danach gerichteten Briefe ersieht. „Ich habe niemals", schreibt er, „einen Menschen gekannt mit der interessanten Persönlichkeit wie Steffens; und er hat, seitdem ich ihn zuletzt sah, an Vielseitigkeit noch sehr gewonnen, so daß er jede Gesellschaft, die er vorfindet, sowohl benutzen, als auch hinreißen kann. — Steffens ist im Gespräche wirklich unerschöpflich und unermüdlich — ein Redekünstler wie wenige oder keiner; und seine Persönlichkeit geht weit über seine Schriften hinaus"[1]). Oehlenschlägers

1) Mynster an Hjort, vom 2. Dezember 1824 (P. Hjorts Brevsamling).

frühere Reibungen mit Steffens hatte der gekrönte Dichter jetzt in reiferem Alter längst der Vergessenheit übergeben; und sie freuten sich beide der Begegnung. Hornemann, vormals der muntere Reisegefährte des jungen Naturphilosophen, war jetzt Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens, ein getreuer Freund von Steffens. Den stillen und vorurteilsfreien Jugendfreund Karl Heger, welcher eine Reihe von Jahren Bibliothekar bei Prinz Christian gewesen war, sah er zum letztenmal [1]).

Während dieses Aufenthaltes in der Heimat machte Steffens zum erstenmal nähere Bekanntschaft mit N. F. S. Grundtvig, welchen er freilich, während dieser noch Knabe und Jüngling war, gelegentlich gesehen und gesprochen hatte, ohne indessen besonders auf ihn achtzugeben [2]). Während der letztverflossenen 20 Jahre hatte sich der einst so blöde und zurückhaltende junge Mensch unstreitig zu einem der merkwürdigsten Männer des Landes entwickelt; und obgleich Steffens der Entwickelung der heimatlichen Zustände nur unvollkommen gefolgt war, so war er mit seiner Wirksamkeit doch nicht ganz unbekannt. Fr. Schlegel hatte seiner Zeit in Deutschland die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt [3]). Der Eindruck, den Steffens von ihm aus zweiter Hand bekommen hatte, war durchaus kein günstiger. In seiner Schrift: „Die gegenwärtige Zeit" hatte er bei der Besprechung Dänemarks darauf angespielt, daß sich dort ein bedauernswertes Bestreben äußere, Aufsehen zu machen, was auf den höheren Sinn ertötend wirke. Von den jungen Männern, die auf solche Weise hoffnungsvolle und schöne Anlagen dem vernichtenden Geiste geopfert haben, muß Dänemark in neuerer Zeit namentlich Grundtvig bedauern." So hatte er damals geschrieben [4]). Jetzt traf er diesen persönlich — sie

---

1) Er starb 1836.

2) „Ich lernte ihn in jener Zeit beinahe gar nicht kennen." „Was ich erlebte" IX, 268.

3) Über diesen Mann schreibt Grundtvig in seiner „Weltchronik" (1812, Vorwort, S. XXVII): „Einem Manne begegnete ich zur selben Zeit, das war Fr. Schlegel. Wir sagten uns freundlich ‚guten Tag'; aber in Wittenberg mußte ich betrübten Herzens ‚Lebewohl' sagen. Ich ging mit Luther; er ging hinweg von ihm mit bösen Schimpfworten u. s. w."

4) Steffens, Die gegenwärtige Zeit II, 406.

waren ja Vettern — und eine kürzlich von Steffens herausgegebene Schrift: „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben“, welche wir weiter unten zu besprechen Gelegenheit finden werden, diente sogleich zwischen ihnen als Anknüpfungspunkt. Daß Steffens mit seinem scharfen Blicke für Persönlichkeiten alsbald inne ward, daß er hier einen mächtigen, großartig angelegten Geist vor sich habe, geht deutlich aus seinen eigenen Erklärungen hervor; und es ist ein Zeugnis seiner Selbständigkeit, daß er ihn so anerkennend beurteilen konnte, ungeachtet sein nächster Freundeskreis, Mynster und die Oersteds, fanden, daß Grundtvig ihnen etwas „unbequem“ sei, auch sicherlich gegen Steffens deß kein Hehl hatten. In seinen „Lebenserinnerungen“ sucht er Grundtvigs Wirksamkeit in ihren Hauptzügen, namentlich für deutsche Leser, zu schildern. Zwar stand er unseren Verhältnissen zu ferne, um von derselben ein ganz zutreffendes Bild zu geben [1]); aber der bedeutende Eindruck, den Grundtvigs Persönlichkeit auf ihn gemacht hatte, scheint stark hindurch. „Selbst die, welche in religiöser Hinsicht seine Gegner sind“, so schreibt er, „vermögen nicht, der Macht seines Geistes zu widerstehen. Seine christliche Gesinnung ist warm und eifrig; er ist sein ganzes Leben hindurch ein Opfer seiner redlichen Überzeugung gewesen. — So hoch ich auch meinen Jugendfreund (Mynster) schätze, so lieb er mir ist, und so sehr ich seine Überzeugung auch teile, bin ich doch weit entfernt, zu glauben, daß dieser Gegner ihm selbst nicht zum Gewinn gewesen sei.“ Er schließt seine Schilderung mit den Worten: „Ich habe etwas ausführlich über diesen merkwürdigen Mann gesprochen; man muß in Wahrheit ihn so nennen; durch Geist wie durch Kenntnisse zeichnet er sich aus“ [2]).

F. C. Sibbern, welcher sowohl in Halle als in Breslau Steffens' Zuhörer gewesen war, durfte gewiß der liebste seiner jüngeren Freunde heißen; er war ihm herzlich zugethan. Er wohnte

1) Namentlich ist es eine auffallend irrige Vorstellung, die Steffens von seinem kirchlichen Standpunkte sich gebildet hat, wenn er schreibt: „Das nicänische Glaubensbekenntnis ist ihm jetzt alles; und diese Präzipitation muß, ohne daß er davon weiß, doch in einer geheimen Verbindung mit seinem Deutschenhasse stehen.“ „Was ich erlebte IX, 272.

2) Ebd. IX, 268—274.

damals in der Vorstadt Österbro, in dem bekannten Hjörnelund [1]); und hier brachte Steffens einen Abend zu in Gesellschaft Mynsters, Oehlenschlägers, der Oersteds, Paul Möllers und des Zoologen Reinhard. Als um 1 Uhr der Wächter sang:

„Hjälp os, o Jesu kjäre,
Vort Kors i Verden her
Taalmodig at bäre;
Der er ei Hjälper fler.
Vor Klokke er slagen et.
Räk os din Haand,
O Frelsermand,
Saa vorder Byrden let!“ [2])

da wurde Steffens tief bewegt, und Mynster mußte den nächtlichen Gesang ihm wiederholen.

Mehrere jüngere Anverwandte lernte er erst jetzt näher kennen, so den 36jährigen O. L. Bang, den Sohn seines Oheims, gleichfalls Professor der Medizin, und den Sohn seiner Schwester, Ludwig Zeuthen, damals jungen Studenten [3]). Dieser hat sein erstes Zusammentreffen mit dem gefeierten Onkel geschildert, wie folgt: „Nachdem ich sein kräftiges ‚Herein!‘ gehört hatte, trat ich ein und fand ihn, in dem ziemlich großen Saale, auf dem Sopha sitzend. Rasch sprang er auf, kam mir entgegen, sah mich mit einem lebhaften, ja feurigen Blicke an; da er schon raten

---

1) An der Ecke der Kalkbrennerstraße und des Strandweges gelegen, im Schatten von Wallnußbäumen, seiner Zeit im Besitze von Struensee; im Jahre 1807 wurde hier der Waffenstillstand abgeschlossen. Später ist eine Wirtschaft in dem Hause eingerichtet.

2) Deutsch etwa so wiederzugeben:

„Hilf unser Kreuz uns tragen,
O Jesu, lieber Herr,
Und laß uns nicht verzagen;
Da ist kein Helfer mehr.
Die Uhr hat Eins geschlagen.
O reich uns deine Hand,
Du einiger Heiland!
So läßt sich alles tragen.“

3) Nachher Doktor der Philosophie, Pfarrer, zuletzt an der Michaeliskirche zu Fredericia.

konnte, wer ich sei, schloß er mich froh und freundlich in seine Arme, betrachtete mich dann wieder und umarmte mich mehrere Male. Er war etwa 50 Jahre alt, aber jugendlich, wie der lebhafteste Jüngling. Er war zugleich ein sehr schöner Mann. — Ich erkannte alsbald, daß bei Steffens keine Manieren, nichts Angenommenes, Angelerntes, ja kein gelehrtes Wesen angebracht sei, das nicht mit dem Persönlichen, oder mit der tieferen Lebensquelle des Menschen zusammenhing." Und über die weiteren Eindrücke berichtet er: „Die Männer, zu denen ich bisher mit der größten Ehrfurcht emporgeblickt hatte, fast alle sah ich sie nunmehr zu ihm emporblicken. An tiefer, geistvoller Einsicht, an Fülle der Poesie und des Gefühls, sowie auch in dem persönlichen Auftreten und in der Macht unvorbereiteter Rede, war er auch gewiß ihnen allen überlegen. — Ich hörte, wie er, gegenüber Grundtvig, mit dänischen Fluchphrasen aus seiner Jugend herauskam; es konnte Verwunderung erregen, zumal bei einem Manne, der seit dem Erscheinen seines letzten Buches: „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben" dafür galt, daß er fromm, oder ein Kopfhänger geworden sei. Ward er auf diese Flüche selbst aufmerksam, so erklärte er sich natürlich aufs stärkste gegen dieselben, meinte aber, sie möchten wohl unwillkürlich mit der Sprache seiner Jugend wiederkommen; denn auf Deutsch mache er sich dergleichen nicht schuldig" [1]).

Während dieses Kopenhagener Aufenthaltes ward Steffens auch Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeiten, teils bei einem Feste auf der Schießbahn, teils bei einem solchen, welches der vor vier Jahren gestiftete Studenten-Verein veranstaltete. Bei letzterem saß Steffens zwischen Rahbek und Oehlenschläger; gerade gegenüber saßen H. C. Oersted und Hornemann. Ein Lied Oehlenschlägers war der Willkommengruß; danach redete, nach der Aussage eines Augenzeugen, Steffens „mit außerordentlichem Pathos und heftiger Gestikulation" [2]), wie das einmal in seiner Natur

1) Zeuthen, Mine förste 25 Aar, S. 74 ff.

2) A. a. O., S. 78. Recht bezeichnend für die betreffenden Persönlichkeiten ist der daselbst mitgeteilte Zug, daß Zeuthen bei Steffens' Rede weinte, während Paul Möller beiseite stand und lachte.

lag. Die schönste Begrüßung, die ihm bei dem Schießbahn-Feste zuteil ward, war Paul Möllers[1]) bekanntes Gedicht: „Ein Meister im Reich des Gedankens", in welchem Steffens in launigem Tone als der Vogel gefeiert wurde, der nicht bloß in Grotten zu singen wisse, sondern auch zu blutigem Kampfe in die Weite hinausziehe. Auch Rahbeks Muse ließ sich, und zwar in einem altnordischen „Skaal" (Trinkspruch) vernehmen. Als Steffens auf die Mnemosyne (Muse der Erinnerung) einen Trinkspruch ausbrachte und sprach: „Ich nehme sie mit mir!" rief Rahbek: „Nein, sie bleibt bei uns." Bei dem zweiten Feste hatte Steffens seinen Platz zwischen dem hochbetagten Grafen Schimmelmann und dem Vetter O. L. Bang, damals Rektor der Universität. Vergangenheit und Gegenwart reichten einander aufs freundlichste die Hand, um diese Tage ihm zu verschönen. Welcher Kontrast mit seinem vorigen (1807) Besuche! Jetzt wurde er von den ersten Männern des Landes geehrt; und um den Gegensatz voll zu machen, wurde er von Friedrich VI., welcher ihn damals aus dem Lande verwiesen hatte, in seinem Schlosse empfangen. Bis zu Thränen gerührt trat der so gemütvolle Henrik Steffens vor den alternden König hin; viele Gedanken überwältigten ihn, besonders die ernsten, tief betrübenden Geschicke des Vaterlandes. Fast eine Stunde lang unterhielt sich der König mit ihm, und reichte ihm zum Abschied freundlich die Hand. Noch einmal war er nachher beim Könige, welcher über ihn die wohlwollende Äußerung that: „Man sieht, was Jahre und Erfahrung ausrichten; Steffens ist ja ein ganz vernünftiger Mensch geworden." Auch Prinz Christian (nachher VIII.) nahm ihn an und lud ihn nach Sorgenfrei. Dieser auch wissenschaftlich gebildete Prinz wußte ihn zu würdigen.

Da man schon im Oktober war, so mußte Steffens aufbrechen. Er reiste quer durch Seeland, wo er seinen Kindheitsaufenthalt

---

1) Paul Möller, geb. 1794 bei Veile, schloß sich 1818 (als einer „der Tylten", der spöttisch so benannten „Zwölf") an Oehlenschläger, im Kampfe gegen Baggesen und Grundtvig; nachher Professor der Philosophie zu Christiania und Kopenhagen; starb 1838. Seine „Dichtungen in Versen und Prosa" enthalten die Rudimente eines klassischen Autors (Hammerich).

2) Zeuthen a. a. O., S. 79.

Roskilde und das so freundlich gelegene, mit dem Andenken L. Holbergs verknüpfte Sorö (hier hatte er mehrere Bekannte) besuchte. In der Gegend von Slagelse kehrte er bei ein paar Familien ein [1]). Hierauf reiste er nach Fünen zu seinem Schwager, Pastor Zeuthen zu Skamby. Und hiermit sagte er für diesmal Dänemark sein Lebewohl, durch die ganze Sommerreise belebt und verjüngt, welche ebenso reich an Naturgenuß, wie an Ehren und Freundschaft gewesen war [2]).

Im ganzen hatte er in der Heimat einen tiefen und bedeutenden Eindruck gemacht. Freilich waren die Meinungen, wie das einer ausgeprägten Persönlichkeit gegenüber immer der Fall ist, über ihn sehr geteilt. Für einige hatte Steffens etwas Abstoßendes, ja Abschreckendes durch die schneidende Art, wie er sich über bloße Büchergelahrtheit aussprach. Einige scheuten ihn als einen religiösen Schwärmer [3]). Die Mehrzahl aber war von ihm sehr eingenommen. „Was hältst du von Steffens?" schreibt Paul Möller an den (auch in Deutschland wohlbekannten) Dichter Ingemann. „Hier war alle Welt über seinen Besuch sehr entzückt. Nie habe ich einen Mann gesehen, der in gutem Sinne dergestalt die Leute durch seinen Umgang zu behexen wußte. Sibbern war vor Freude über ihn wirklich ganz wie toll. Es wäre gut, wenn man ihn für unser Land gewinnen könnte." [4]) Fogtmann, damals Lektor (Oberlehrer) zu Sorö, schreibt an Sibbern: „Steffens war hier beinahe ganze zwei Tage, von Sonntag Vormittag bis Montag Nachmittag 4 Uhr. — Besonders bewunderungswert ist bei ihm das leichte Wesen, verbunden mit Tiefe des Gemütes. Der Eindruck, den seine Gegenwart macht, ist unauslöschlich, und

---

1) Der oben (S. 76) erwähnte Bastholm, welcher jetzt in Slagelse ein geistliches Amt bekleidete, wollte seinen Jugendfreund Steffens gar nicht sehen, weil er als Rationalist sich durch dessen gegenwärtigen lutherischen Standpunkt abgestoßen fühlte. Siehe Zeuthen a. a. O., S. 80.

2) Er schrieb später an Mynster: „In der That ist meine Reise eine wahre Erquickung gewesen. — Auch hier behaupten alle, sie habe mich um mehrere Jahre verjüngt." Brief an Mynster, vom 8. September 1825.

3) Zeuthen a. a. O., S. 79f.

4) Paul Möllers Efterladte Skrifter VI, 105f.

seine Person ist mir unvergeßlich [1]). Und Mynster schreibt über ihn: „Jedesmal, wenn wir seit unserer Trennung, d. h. seit unserer Jugend, uns einander trafen, waren wir einander nähergekommen. Wir waren beide in dem stetigen Bestreben, uns auszubilden. Sein schönes, liebevolles Gemüt siegte je mehr und mehr über die angeerbte Eitelkeit, und seine christliche Lebensanschauung ward immer ernster und wahrer." [2])

Steffens' Reise fand ihren vorläufigen Abschluß in Berlin, wo er mit verlängertem Urlaub den Winter über verweilte (mit seiner Familie) und Vorlesungen über die Anthropologie hielt. Immer hatte ihm im Hintergrunde die Hoffnung gestanden, daß er daselbst an der Hochschule eine Anstellung finden werde; aber ungeachtet seine Vorlesungen bis zuletzt sehr besucht waren, gelang es auch damals nicht [3]). Auch für Damen hielt er, einer Aufforderung zufolge, eine Reihe von Vorlesungen. Sein alter Freund, General Gneisenau, zu der Zeit Gouverneur von Berlin, überließ ihm zu diesem Zweck einen großen Saal im Gouvernementspalais. So verfloß ihm denn auch der Winter, unter anregender Arbeit, sehr angenehm, in einem großen Umgangskreise, teils Verwandter, teils alter und neuer Freunde.

Im Frühjahr 1825 kam er endlich wieder heim nach Breslau, wo er wider Erwarten noch sieben Jahre zubringen sollte. Er war jetzt 52 Jahre alt; die Tage des Alters meldeten sich. Er bemerkt in dieser Hinsicht selbst, daß, wenn ein Mensch ein halbes Hundert Jahre gelebt habe, keine neuen Anfänge in seiner Lebensentwickelung sich erwarten lassen; alles sei gewissermaßen entschieden. Sowohl gute als schlechte Gewohnheiten haben sich festgesetzt und seien schwerlich mehr abzuändern. Die Denk- und Sinnesweise könne allerdings unter dem Einfluß der Religion

---

1) Breve fra og til Sibbern. Brief vom 14. Oktober 1824.

2) Mynster, Meddeleser, S. 168.

3) An Mynster, vom 8. September 1825: „Es ist Ihnen bekannt, wie meine Vorlesungen in Berlin große Aufmerksamkeit erregten. Auch sind es nicht allein die Zuhörer, die jugendlichen Anhänger, welche meine dortige Anstellung wünschen; ein großer Teil der Professoren selbst halten sie für wichtig."

reiner, oder ohne denselben unreiner werden; aber die einmal ausgebildete Eigentümlichkeit lasse sich nicht mehr verdrängen. Jedoch fühlte Steffens dankbar, was auch seine Umgebungen fühlten, daß eine so frische, lebendige Strömung in ihm ging, wie sie nur wenigen zuteil wird. Ward auch sein äußeres Leben in seinen älteren Tagen einfacher und einförmiger, so werden wir doch sehen, daß sein inneres in steter Fortentwickelung blieb. Er verstand die schöne Kunst, immer neuen, veredelnden Stoff in sich aufzunehmen, indem er, in gutem Sinne des Wortes, nichts Menschliches als ihm fremd ansah.

Dieses galt z. B. von der Musik. Steffens war nicht eigentlich musikalisch, und besaß auch keine Singstimme, wohl aber eine lebendige Empfänglichkeit für die Schönheit der Töne; und diese entwickelte sich mit den Jahren immer mehr. Hierzu trug besonders der Umstand bei, daß v. Winterfeld, ein rechtsgelehrter Beamter, welcher sich um die Kirchenmusik und ihre Geschichte verdient gemacht hat, Steffens' vertrauter Freund, Konzerte dieser Art in einem Kreise von Breslauer Familien in Gang brachte, zu welchen auch die Steffenssche gehörte. Einen weiteren Aufschwung erhielten diese Übungen, nachdem Mosavius, ein früherer Opernsänger, Musikdirektor an der Universität geworden war. Mit großem Eifer und Ernst betrieb man die Sache in mehreren Familien. „Wer mich kennt", schreibt Steffens, „weiß, wie die Musik mich völlig in einer bestimmten Richtung zu überwältigen vermag, wie ich dabei ein tiefes, mich ganz erschütterndes Gefühl gar nicht beherrschen kann. Ich habe einsehen gelernt, wie die Sehnsucht, welche seit meiner frühen Jugend mich durchdrang und mich mit der Natur und Geschichte verband, von dem tiefen Geheimnis der Töne getragen wurde" [1].

Die Herrlichkeit der bildenden Künste war Steffens schon in seiner Jugend, beim Besuche der Dresdener Galerie, aufgegangen, und der Sinn für dieselben war immer weiter ausgebildet. Hierzu trug nicht wenig sein Verhältnis zu Waagen bei, welcher später in Berlin Direktor der Gemäldesammlung ward. Dieser Mann hatte als Freiwilliger am Kriege teilgenom-

1) Steffens, Was ich erlebte IX, 314f.

men und studierte nach dem Kriege in Berlin, wo er bei Raumers wohnte. Sein Kunstsinn war ein so außerordentlicher, daß hierdurch seine Laufbahn ihm deutlich angezeigt war; und für Steffens war es eine große Freude, wie dieses Talent unter seinen Augen sich aufs reichste entfaltete, während durch den Umgang mit dem jungen Manne sein eigener Sinn und Geschmack verfeinert wurde.

Allein Steffens kam auch dazu, selber die Kunst auszuüben. Schon in seinen jungen Tagen hatte er sich lange mit dem Gedanken einer Dichtung getragen, deren wir früher erwähnt haben. Jedoch blieb es ein unvollendeter Versuch. Jetzt, in seinem 52. Jahre, nach seiner Heimkehr von der Reise, erfüllt von neuen Eindrücken, mit erfrischten Erinnerungen voriger Tage, legte er Hand an eine größere Erzählung: „Die Familien Walseth und Leith." Der Umstand, daß in diesen Jahren sein Freund Ludwig Tieck Novellen herausgegeben hatte, war nicht ohne Einfluß auf ihn. Steffens gab seinem Buche den Namen: „Novellen-Cyklus", da es aus mehreren Erzählungen besteht, die in verschiedenen Zeiträumen spielen, aber doch unter sich verbunden sind. Er ließ die Erzählung anfangen mit ihrem Schlusse, eine wohl ziemlich originelle, aber zugleich etwas gefährliche Methode, da unleugbar das Interesse dabei verloren geht. Ein bekannter neuerer Litterarhistoriker nennt den Roman „ein etwas verworrenes, aber höchst geistvolles Bild, von der Nachtseite des 18. Jahrhunderts aus, mit prachtvollen Naturschilderungen" [1]). Das Buch machte viel Glück, besonders bei dem weiblichen Geschlechte. Bald folgten mehrere. Der Roman: „Die vier Norweger" bewegt sich in der Gegenwart und enthält einen großen Teil von Steffens' eigenen Erlebnissen, sowohl auf seiner früheren norwegischen Reise 1794, und nachher in Deutschland gesammelt — Wahrheit und Dichtung durch einander. Ungeachtet er in seiner Anlage schwach und gar zu breit ist, fehlt es ihm keineswegs an interessanten Partieen, namentlich gleichfalls an interessanten Natur-

1) Julian Schmidt, Deutsche Litteraturgeschichte seit Lessings Tod III, 184. Bei Walseth schwebte Steffens ein schwermütiger Jugendfreund von der Insel Bornholm vor.

schilderungen [1]). Danach schrieb er den „Malcolm, wo er die inneren Kämpfe eines edlen Menschen darzustellen suchte, welcher in fast unglaublichem Maße von Schicksalsschlägen heimgesucht und in die schwersten Konflikte hineingestürzt worden ist. Er läßt ihn zur Beute eines dämonischen Trotzes und der Verzweiflung werden, wodurch er in Streit mit den Gesetzen gerät, läßt ihn aber zuletzt geistig sich aufrichten vor seinem blutigen Tode, und zwar durch die treue Liebe eines Freundes und seiner Gattin. Den Schauplatz dieser Novelle verlegte Steffens zum großen Teil in die Gegend am Wenernsee und bei Kinnekulla [2]). Die letzte in der ganzen Serie, erst 1837 erschienen, war: „Die Revolution."

Durch diese Novelle wurden viele erbittert, weil sie die Revolutionsschwärmerei angriff und das Dämonische derselben darstellte. „Das junge Deutschland", welches seit der Julirevolution für Frankreich schwärmte, griff ihn dafür aufs heftigste an.

Steffens schreibt über seine Novellen in vergnügter Stimmung an Mynster: „Ich bin durch sie in Mode gekommen, besonders bei den Frauen; die gewichtigsten Verleger werben um mich. Bald, hoffe ich, wird alle meine Schuld abgetragen sein. Seit meiner frühen Jugend war ich nie schuldenfrei" [3]). Jedoch fehlte viel daran, daß selbst seine Freunde mit ihnen zufrieden waren. Schleiermacher schreibt: „Mir scheint seine Virtuosität hierin nicht groß genug zu sein, daß es mir nicht leid thun sollte, seine wissenschaftliche Thätigkeit hinter diesen Bestrebungen zurücktreten zu sehen" [4]). Auch Tieck hatte an ihnen viel auszusetzen und kritisierte sie nicht eben schonend [5]). Wiewohl Steffens mehrere Eigen-

1) Paul Müller findet an dieser Erzählung kein rechtes Gefallen und schreibt an Sibbern aus Christiania 1829: „Als Kunstwerk finde ich diese Arbeit ziemlich mäßig; und ich finde, daß es fast alle die Grundfehler hat, die Steffens an anderen Dichtern unserer Zeit so gut nachzuweisen versteht."

2) In dem Charakter Hallings suchte Steffens zum Teil den melancholischen Jugendfreund Karl Heger darzustellen.

3) Brief vom 21. Dezember 1828.

4) Brief an Oehlenschläger, vom 3. Juli 1829.

4) Dieses gab Veranlassung zu einiger Abkühlung ihres Verhältnisses, jedoch nur für kurze Zeit.

schaften besaß, die der Novellendichtung günstig waren, namentlich eine lebendige Phantasie, ein ungewöhnliches Naturgefühl, dazu eine reiche Erfahrung aus einem bunten Leben, so ist doch im ganzen einzuräumen, daß ihm für die Anlage der Erzählung der praktische Takt abgeht, und daß man in den häufigen Reflexionen den dozierenden Professor merkt. Jedoch versteht sich von selbst, daß die Novellen durchweg einen geistreichen, tief denkenden Verfasser erkennen lassen, sowie denn außerdem der Grundton durchgehends ein christlicher ist.. Auch ist ihm von manchen Seiten Anerkennung widerfahren [1]). Er selbst war sich immer nur allzu sehr bewußt, wie wenig er auszudrücken vermöge, was sich in der Tiefe seiner Seele regte. Aber bei seiner offenen, zur Mitteilung beanlagten Natur fühlte er das Bedürfnis, alles das, was in seinem Inneren vorging und vorgegangen war, unverhüllt darzulegen — eine, wie er selbst eingesteht, fast krankhafte Neigung, zu beichten, welche sich in diesen Dichtungen Luft machte. Sie wurden daher vorwiegend zu Darstellungen innerer, geistiger Zustände, wie solche unter den Verwickelungen des äußeren Lebens sich entwickeln [2]).

Wie wenigen gelingt es, vollständig der Welt darzulegen, was dem inneren Auge des Geistes vorschwebt! Wer würde nicht der hemmenden Schranken inne, die überall in dieser Welt der Unvollkommenheit uns entgegentreten! Solches schmerzliche Gefühl hat Steffens in besonderem Maße gekannt. In ihm quellte eine Fülle von Gedanken und Empfindungen. Am glücklichsten gestalteten sich diese alsdann, wenn in Augenblicken der Ergriffenheit und gehobenen Stimmung das Wort von seinen Lippen strömte, dagegen weit unvollkommener, wenn sie schriftlich ausgedrückt werden sollten. Er

---

1) Perthes wollte ihn zur Abfassung eines Buches bewegen, in welchem er darstellen solle: „die Schrecken der Natur und die Grausamkeit ihrer Einrichtungen", um nachzuweisen, daß, wer sich seinen Gott auf der Güte und Weisheit der Natur begründen will, notwendig zugrunde gehen müsse. „Dazu sind Sie, lieber Steffens, nach Ihrer ganzen Entwickelung der rechte Mann." „Fr. Perthes' Leben" III, 220.

2) Steffens, Was ich erlebte IX, 350.

hat aber über sich selbst den stolzen, jedoch zugleich tief demütigenden Ausspruch gethan, dass sein ganzes Leben hindurch sich in ihm eine Dichtung, ähnlich der Danteschen, herausarbeiten wollte, niemals aber zur Vollendung gelangen konnte. Was er in seinen dichterischen Erzählungen gegeben hat, war nur ein schwacher Wiederhall der tiefen Töne in seinem Geiste und Herzen.

XVIII.

Steffens als Lutheraner.

1823—1832.

„Am längsten behält man, was man in der Jugend gelernt hat“ [1]). So lautet ein altes und wahres Wort; und in Steffens' Leben bestätigte es sich in erfreulicher Weise. Das am lebhaftesten und reinsten bewahrte Seelenbild aus seiner Kindheit war das seiner frommen Mutter und der stillen Stunden, welche er mit ihr verlebt hatte, besonders in Roskilde. Es erwachte in ihm mit besonderer Frische in solchen Augenblicken, wenn seine Seele „über Berg und Thal und über die Sterne emporfuhr“. Diese Erinnerung blieb durch die Reihe der Jahre hindurch der stete Hintergrund seines Lebens, zwar manchmal verhüllt in unklarer Dämmerung, immer aber wieder in freundlicher Klarheit hervortretend, als eine Mahnung zugleich und eine Verheißung. Sie betrachtete ihn im Geiste als einen Diener des Herrn, einen Diener des Wortes. Auf wunderbaren Kreuz- und Querwegen war Steffens geführt worden; aber sein Leben sollte eine schöne Bestätigung dessen werden, was der Segen eines Gläubigen vermag. „Laß dein Brot übers Wasser fahren (wirf es ins Meer), so wirst du es finden nach langer Zeit“ (Pred. 11, 1). Schien doch jener Segen ihm lange abhanden gekommen; aber zur rechten Stunde kehrte er wieder. Wie das geschehen ist, davon sollen wir jetzt hören.

---

1) Viel besser heißt es im Dänischen: „Barneminde er langt“, d. h. „Kindes Gedächtnis ist lang“. Übrigens finden sich die oben angeführten, nicht eben volkstümlich lautenden Worte gerade so in (Simrocks): „Die deutschen Sprichwörter“, gesammelt. Frankfurt a. M. 1846, Nr. 5286. A. M.

Nur allzu bald, in den Tagen früher Jugend, war Steffens dem Glauben seiner Kindheit entfremdet worden. Zwar hatte er ihn nicht gerade über Bord geworfen; aber der Glaube wurde in einen dunklen Winkel zurückgedrängt. Der damalige Zeitgeist führte ja von ihm hinweg. Nachher war Steffens auf das pfadlose Meer des freien Gedankens geworfen worden; er war ein Zweifler geworden, jedoch nicht ein Leugner. Hieran hinderte, wie ein Schutzengel, jene lichte Erinnerung. „Es war“, sagt er [1]), „ein Segen aus der schönsten Zeit meiner Kindheit, daß die persönliche Unsterblichkeit mir mein ganzes Leben hindurch das Gewisseste war.“ Mitten in der Finsternis war doch Licht, wenn auch düster brennendes. Er schrieb um jene Zeit an J. P. Mynster: „Unser Leben ist eine nächtliche Wanderung; hinter uns ist es dunkel, vor uns ist es dunkel; und wir wissen nicht, woher wir kommen, oder wohin wir gehen. Wir stehen einsam auf einer großen Haide; wann wird es Tag? Im Gebüsche leuchtet ein Johanniswürmchen; wir bücken uns zu ihm nieder, freuen uns über das bißchen Licht, aber es verdunkelt sich, wenn wir es anrühren. In den Sümpfen tanzen Irrlichter und führen uns irre. Aber über uns steht der feste und unwandelbare Nordstern unter Millionen strahlender Lichter an dem wandelbaren Himmel und zeigt uns den Weg. Ach, daß unser Himmel so oft bewölkt ist! Ach, daß wir es über uns so dunkel finden, sowie rings um uns! Aber der menschliche Geist ist groß und erschrickt vor keiner Finsternis. Bei uns tragen wir einen Magnet, gehen, vom Blendwerk der Nacht umgaukelt, in mystische Dunkelheit gehüllt, aber festen Schrittes vorwärts und gehen nicht irre“ [2]). Wie charakteristisch sind diese Zeilen, gerade in ihrer Unklarheit! Ein schmerzliches Gefühl der Finsternis, darunter aber Glaube an das Licht!

Als Steffens bei den deutschen Meistern seine „Geistestaufe“ empfangen hatte und im Jahre 1802 nach Dänemark zurückkehrte, da war ihm das Christentum schon wieder etwas geworden. Er machte die Herrlichkeit und göttliche Macht desselben den kalten Zweiflern des Tages gegenüber geltend, nicht so sehr aus per=

1) Steffens, Wie ich wieder Lutheraner wurde, S. 126.
2) Brief an Mynster (ohne Datum) 1793.

sönlicher Glaubenserfahrung redend, als vielmehr aus einer dunklen Ahnung. „Wer mit mir", schreibt Grundtvig später, „vor mehr als zwanzig Jahren staunte, wenn er Steffens mit hinreißender Beredsamkeit die Strahlenbahn des Christentums durch die Zeiten beschreiben, die göttliche Wirksamkeit desselben erheben hörte, und sah, wie er das geschminkte, selbstgemachte Götzenbild der Zeit zu Boden schlug — wer das gehört hat, muß wohl anerkennen, daß die Ahnung bei diesem großen Geiste vorausging, ja auffallend lange voraus vor dem Glauben" [1]).

Von großer Bedeutung für Steffens' christliche Entwickelung ward sein Zusammenleben mit Schleiermacher während ihres Aufenthaltes in Halle. „Mein Verhältnis zu ihm", sagt Steffens, „enthielt den eigentlichen Kern der besten Blütezeit meines Lebens." Seine Erkenntnis wurde durch ihn geklärt, und sein Gefühl in christlicher Richtung gestärkt. Jedoch wäre es ein Mißverständnis, zu glauben, er sei durch Schleiermacher für das positive Christentum und Bekenntnis gewonnen worden; hierzu war dessen eigener Standpunkt nach kirchlichem Urteil ein zu schwebender und unbestimmter. Ihm galt als eigentlicher Kernpunkt das tiefe Gefühl der Abhängigkeit von Gott; und dieses war's, was er Steffens mitteilen konnte. Letzterem ging es auf, daß die Religion dem Menschen entweder nichts oder alles sein müsse, entweder etwas rein Abzuweisendes, oder das unbedingt Höchste [2]). Und da er nun nicht anders konnte, als zu sich selbst sprechen: „Sie muß dir alles sein!" so fühlte er, daß sie den tiefsten Ernst verlangte. In dieser Hinsicht waltete kein Zweifel ob, desto mehr aber, wenn sich die Frage ihm aufdrängte: „Kannst du in Wahrheit einer der bestehenden Kirchen dich anschließen, kannst du auf ihre dogmatischen Bestimmungen eingehen?" Er trug ein Bedürfnis in sich, auf dieselbe Art, wie er der Natur, so wie diese in ihrer erhabenen Unveränderlichkeit lebt, sich hingegeben hatte, sich gleichfalls der Kirche, welche es auch sein mochte, als einer über alle menschliche Willkür und Bestimmung erhabenen, ganz hinzugeben; aber wo sollte er die rechte finden? Das ward für ihn eine

1) Grundtvig, Kjöbenharns nyeste Skilderi, 1824, Nr. 33.

2) Man muß hierbei an J. P. Mynsters geistiges Erwachen im Sommer 1803 denken. Siehe „Meddelelser", S. 150—154.

ernste Frage. Sollte er wissenschaftlicher Theologe werden, um Klarheit zu gewinnen? Hierzu fühlte er sich nicht berufen. Man mochte zu ihm sagen: „Du mußt in der heiligen Schrift forschen!“ Ganz recht; aber, wie er sich ausdrückt, „über diese hat sich ja das Studium der Theologen ergossen“, was so viel sagen will: „Sie haben die Schrift, jeder nach seiner Ansicht, ausgelegt; und welches ist denn die richtige Ansicht?“

So viel nun Schleiermacher mit seiner geistvollen Persönlichkeit und seinem tiefen Gefühl für Steffens auch sein mochte — und niemand erkannte dies so sehr, als dieser selbst — zu einem festen Standpunkt, einem seiner selbst gewissen Glauben konnte er ihn nicht führen. Die Hauptfrage blieb für ihn im Dunkel und ungelöst. In der Ferne sah er die Stadt auf dem Berge; aber dahin gelangte er noch nicht. Und ihm, als forschendem Philosophen, ward das noch schwerer.

Bei dieser unentschiedenen Stellung mußte Steffens sich für jetzt beruhigen. Er glaubte wohl an eine Kirche; aber diese schwebte ihm nur als eine unsichtbare vor, und ihre Erscheinung in irdischer Gestalt lag ihm weniger am Herzen. So konnte er sich denn ebensowohl an reformierte, als an lutherische Geistliche anschließen; und gerade seine besten Freunde, Schleiermacher und Blanc, waren reformiert. Er kommunizierte bei ihnen, um die Unterschiede der Abendmahlslehre wenig bekümmert.

So ging eine Reihe von Jahren unter höchst bewegten äußeren und inneren Zuständen, unter vielerlei Prüfungen vorüber, ohne daß Steffens in seiner christlichen Entwickelung anscheinend fortschritt. Die Kirche, an die er glaubte, fand er nicht; und in seiner schwankenden Verfassung konnte er sich wohl dahinein versetzen, wie so viele, von ähnlichen Gefühlen durchwogt, der katholischen Kirche in die ausgebreiteten Arme fielen. Dazu war er unfähig; dazu war er allzu sehr Protestant, gehörte zu sehr der lebendig fortschreitenden Geschichte an, als daß er (dieses ist sein Ausdruck) durch einen Saltomortale sich in den Schoß einer geschichtlich vergangenen Kirche retten sollte.

Indes nur scheinbar blieb Steffens' christliche Entwickelung so viele Jahre hindurch stille stehen: in Wirklichkeit wuchs sein inneres Leben in und mit Gott. Der größte Segen in dieser Hinsicht

ruht gemeiniglich auf den Tagen und Nächten der Prüfung. In jener Zeit, als unter den leidenschaftlichen Turnkämpfen in sein Leben so dunkle Schatten fielen, als er selbst von seinen nächsten Freunden verlassen und verkannt wurde, suchte er sich um so fester an Ihn anzuschließen, welcher reich an Trost ist. Das führte ihn aus den äußeren Kämpfen in die inneren hinein; und wer könnte bezweifeln, daß diese für eine so erregbare, tief empfindende Natur recht heiße werden mußten. Aber gerade, als diese Kämpfe aufs höchste gestiegen waren, ließ Gott ihn einen Mann finden, der in besonderem Maße ausgerüstet war, um für Steffens, wie er damals stand, ein gesegneter Führer zu werden. Unter allen den vielen, entweder rationalistischen oder unklaren Geistlichen, welche ihm nichts gewähren konnten, wurde im rechten Augenblicke ihm der rechte Mann zugeführt. Dieses war J. Gottfried Scheibel, welcher ungefähr zur selben Zeit, wie Steffens, 1811 Professor in Breslau geworden war, aber zugleich auch Geistlicher (Diakon) an einer lutherischen Kirche. Er war ein gläubiger Mann, welcher einfältig fest stand auf dem alten, lutherischen Standpunkte, ein Mann, der die freudige Zuversicht des Kindes mit dem unerschütterlichen Bekenntnis des Wahrheitszeugen verband. Um ihn hatte sich eine wirkliche Gemeinde gesammelt, größtenteils aus kleinen Leuten, aber doch auch aus Leuten höherer Klassen bestehend; außerdem wurde seine Kirche oft von Andersdenkenden besucht, welche sich von seiner ausgeprägten, aufrichtigen Persönlichkeit angezogen fühlten. Seine Predigt war schlicht und herzlich, in aller ihrer ungekünstelten Einfachheit mächtig. Wie ein Fremdling stand er unter dem damaligen, halb rationalistischen, halb unentschiedenen Geschlechte, fast wie einer, der aus dem 16 oder 17. Jahrhundert auferstanden war, indem er seine Lehre auf das Augsburgische Bekenntnis baute und unbedingt sich unter das Schriftwort beugte, „die Vernunft gefangennehmend unter den Gehorsam des Glaubens". Daß er viele Gegner hatte, versteht sich von selbst; man nannte ihn Schwärmer, Sektierer, Thoren, der längst begrabene Zeiten aus dem Grabe zurückführen wolle.

Zu diesem Manne fühlte Steffens sich unter seiner geistigen Anfechtung hingezogen: und er trat zu ihm in ein näheres Verhältnis, da er sein einziges geliebtes Kind, Klärchen, dem Kon=

firmandenunterrichte desselben anvertraute. Der Einfluß Scheibels auf das junge Mädchen, welches des Vaters tiefes Gemüt geerbt hatte, war ein segensreicher, und sie schloß sich ihrem Lehrer mit der wärmsten Hingebung an. Im Frühjahr 1823 wurde sie konfirmiert; und kurz danach schrieb Steffens über sie an Mynster: „Meine Tochter Klara ist schon 17 Jahre alt; und — wofür ich Gott danke, welcher sie ferner leiten wird — sie hat, so lange sie lebt, mir nur Freude gemacht, nicht eine betrübte Stunde. Wenn ich ihr stilles, ruhiges, jungfräuliches Verhalten, ihr ganzes anspruchsloses Wesen betrachte, und es mit meinem wild bewegten, sturmvollen Leben vergleiche, so ergreift mich unwillkürlich eine unendliche Wehmut; es ist mir, als wäre sie da, um zu versöhnen, was mein Eifer, wenn auch wohlgemeint, zerstörte; und es scheint mir, als verdiente ich dieses Glück nicht. In einigen Tagen wird sie, nach fünfjährigem, fortgesetztem Religionsunterricht, konfirmiert, und ich werde das Abendmahl mit ihr genießen. Der Augenblick steht als ein Durchgangspunkt für mein ganzes Leben vor mir, als ein großer, unergründlicher Reinigungsprozeß, welchem ich mich, mit Furcht und Freude, zitternd und bebend, unterwerfe" [1]).

So ward die inniggeliebte Tochter zu einem Bande zwischen Steffens und Scheibel; aber ein zweites Band zwischen ihnen wurde dadurch geknüpft, daß Steffens selbst von Scheibels Predigt aufs tiefste ergriffen wurde. Besonders scheint das einmal der Fall gewesen zu sein, als letzterer während einer Krankheit einen kleinen Kreis um sich versammelt hatte, um ein erbauliches Wort, um das er gebeten war, zu reden. Zum Ausgangspunkt hatte er das Evangelium von dem Taubstummen genommen, welchen der Heiland gesund macht. Er entwickelte, wie wir Menschen geistig taub seien und den Liebesruf nicht hören, der an uns ergeht, und geistig stumm, weil wir erst reden können, nachdem wir ihn gehört haben. „Immer tiefer", so schreibt Steffens, „immer mächtiger drang er in die innere Verwirrung der Seele ein; und da endlich das Wort erscholl, das erlösende, war es uns, als hallte es wieder in dem beweglichen Abgrunde des Gemütes, als löste sich plötzlich die Zunge, um Gott zu preisen. Eine gewaltige, tiefe Erschütte-

1) Brief an Mynster vom 1. Mai 1823 (deutsch).

rung ergriff uns alle; und ich berufe mich auf jeden, der in dieser gesegneten Stunde zugegen war" [1]. Wie Steffens nun allmählich, unter schweren Kämpfen, zu einer Ruhe und einem Frieden im Glauben kam, wie er früher nicht gekannt hatte, kann man aus seinen eigenen Worten ersehen: „Wer in Stunden der höchsten inneren Not, da ihm alles geraubt war, da alle früheren Schätze ihm genommen waren, alles, was ihm groß und herrlich erschien, in in seinem eigenen Nichts verging, so daß er völlig arm an Leib und Seele dastand und unter seiner eigenen schweren Sündenlast zusammenbrach — wer dann die ewige Herrlichkeit erkannte, zu welcher er berufen ist — sollte der nicht vor Freude aufschreien, nicht fröhlich und aus aller Macht sich dem hingeben, was ihm ja notwendig nichts sein muß, wenn es ihm nicht alles ist" [2]?

Wenn Steffens später auf den Gang seiner Entwickelung zurückblickte, so stand es deutlich vor seinen Augen, daß das Verlangen nach **Wahrheit** ihn zuerst zu den Dichtern, dann zu den Philosophen getrieben hatte; aber wirkliche Befriedigung konnte ihm keiner gewähren. Er fühlte jetzt, daß es gelte, sich selbst erkennen; und das Wort: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen", welches schon in seiner Kindheit ihm zu Herzen gegangen war, das erklang jetzt in seinem Innersten. Es waren Erinnerungen aus seiner Kindheit, welche ihm insgeheim die lange Zeit gefolgt waren; und er verstand nun, daß er sich an Christum vollkommen hingeben müsse.

Indem sich Steffens aber so bewußt ward, zu einem neuen Glaubensleben erwacht zu sein, und, allem Gespötte zum Trotz, der Gemeinde Scheibels sich anschloß und sich auf die Schülerbank zu des verehrten Lehrers Füßen setzte, so war es ihm, seiner ganzen Anlage nach, so wenig möglich, davon zu schweigen, daß er es im Gegenteil vor der Mitwelt aussprechen mußte; und so erschien 1823 seine Schrift: „**Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben.** Eine Stimme aus der Gemeinde." Schon dieser Titel zeigt, daß er nunmehr seinen Platz in der **Kirche** gefunden hatte; der da redet, ist nicht der Professor, sondern

1) **Steffens**, Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. Vorrede, S. V—VI.

2) Ebd., S. 109.

ein Glied der Gemeinde des Herrn. Es ist, wie sich erwarten ließ, die kühne und offenherzige Schrift eines Mannes, der recht gut wissen konnte, welches Ärgernis und welchen Zorn sein neuer Standpunkt erregen werde, der sich aber innerlich gedrungen fühlte, ein Zeugnis seines Glaubens abzulegen.

Er geht auf die landläufigen Ansichten vom Christentum ein, z. B. diese, daß man zwar den Glauben an einen Erlöser, an die Schrift, festhalten solle, daß aber die Wunder, als „eine Zeiteinkleidung", und die Sakramente, als bloße Symbole, ganz unwesentlich seien und mit einer wirklichen Aufklärung nicht stimmen. Steffens weist nach, wie das Wundervolle mit der Lehre Christi so innig zusammenhänge, daß das eine nicht fortgenommen werden könne, ohne das andere mitzunehmen; der Herr weise ja selbst immer auf seine Wunderthaten hin. Alsdann tritt er denen entgegen, welche finden, daß das wirklich Geschichtliche in der Schrift mit Mythen vermischt sei, und welche sich darauf berufen, daß eine solche Vermischung, wobei das eine nicht von dem anderen zu sondern sei, auch sonst vorkomme, z. B. in den Sagen vom König Artus und der Tafelrunde, Karl dem Großen und seinen Helden, Etzel (Attila) und Dietrich von Bern. Dagegen behauptete Steffens, daß in diesen Sagen das doppelte Element, das geschichtliche und das mythische, von den verschiedenen Quellen herrühre; ganz anders aber verhalte es sich mit Christo: denn hier haben wir nur eine Quelle, wo alles unauflöslich mit einander verbunden ist. Will man das sogenannte Mythische aus der Schrift beseitigen, so ist das Resultat dieses: daß Christus, der Sohn Gottes, gar nicht in die Welt gekommen ist.

Andere wollen die sogenannten Mythen der Bibel, d. h. alle Wunder und Geheimnisse nicht geradezu verwerfen, sondern aus denselben eine Wahrheit herausziehen; sie wollen das Übernatürliche mit den Forderungen des Verstandes versöhnen. Sie sagen, daß das Wahre, was ihnen zugrunde liege, dieses sei: daß der Heiland das ursprüngliche Urbild der Liebe, der Gnade, der Seligkeit sei; und so wie seine Größe in dem vollkommenen Abhängigkeitsgefühl von Gott bestand, so sei dieses auch unser Ziel. „Denn dieses Gefühl", sprechen sie, „ist die Quelle aller Religionen, auch des Christentums." Wiedergeburt kommt

für sie darauf hinaus, daß wir angeregt werden, die sinnlichen Triebe und die Eigenliebe als Sünde anzusehen; die Erlösung bedeutet ihnen die Erziehung des Menschen für die Ewigkeit. Als ein solches Erziehungsmittel könne unter anderem das „mythische“ Christentum gebraucht werden; aber der Wert desselben verliere sich mit der fortschreitenden Geistesentwickelung. — Steffens sagt von dieser Richtung, welche sein Freund Scheibel als „gnostisch“ bezeichnete, daß sie zu den gefährlichsten gehöre, „sofern sie einen Schein des Glaubens hervorbringe, welcher, seiner inneren Hohlheit ungeachtet, sich einen geistigen Reichtum anlüge“ [1]). Für diese Leute könnten also die mittelalterlichen Legenden ebenso gut sein, wie die Evangelien. Daß Steffens hier gegen seinen Freund Schleiermacher auftreten mußte, schmerzte ihn; aber die Wahrheit über alles!

Er kann sich wohl vorstellen, daß, wer den Glauben an einen Erlöser aus dem Gefühle ableiten will und diesen Glauben nun mit dem in der Schrift dargestellten Heilande vergleicht, dazu kommen kann, von diesem (biblischen) Lebensbilde alles das auszuscheiden, was mit seinem Gefühle nicht übereinstimmt; aber wie dieses sein eigenes Produkt, dieser aus unsicherem Gefühl entstandene Bau — wie dieser für ihn irgendeinen wahren (d. i. objektiven) Wert haben könne, scheint ihm vollkommen unbegreiflich [2]).

„Der wahre Christ“, sagt Steffens, „erkennt, wenn Gottes Gnade ihn zieht, in seinem Inneren einen doppelten Willen, von welchem der eine sich gegen Gottes Willen feindlich stellt; und dieser eine hat seine ursprüngliche Wurzel in einer geheimnisvollen Sünde, welche von einem, der göttlichen Liebe widerstrebenden Geiste ausgegangen ist, dessen Schuld zu der unseren wird, indem wir uns ihm hingeben. Durch Reue (Buße) geht der Weg zum Heile; sie ist der stille, gnadenvolle Keim zu dem neuen Leben, welches den Tod überwindet. Da strecken sich die müden Arme dem winkenden Heilande entgegen, und mit aller Macht kämpft sich der Christ aus der finsteren Nacht empor; da ist jeder Gedanke ein Gebet“ [3]).

1) Steffens a. a. O., S. 43.
2) Ebd., S. 56 f.
3) Ebd., S. 79.

„Der feste, reine Kern ist jenes verborgene Reich, für welches wir allein leben, ohne welches es keine Seligkeit giebt, sowie Gott es uns in der heiligen Schrift geoffenbart hat“ [1]).

Steffens hat indes ein offenes Auge für die aus dem Schriftprinzipe entspringenden Gefahren. Sprachliche oder theologische Kenntnis der Bibel ist nicht genug; sondern das Wesentlichste ist, im Geiste derselben zu stehen. Der Münster zu Straßburg und der Kölner Dom haben Jahrhunderte hindurch emporgeragt; aber ihre Herrlichkeit war den Völkern verborgen, so lange der Sinn für altdeutsche Kunst und Geist noch mangelte. Selbst die gründlichste Kenntnis der griechischen Sprache lehrt niemanden, Plato verstehen. Es ist immer der Geist, auf welchen es ankommt, und dieses gilt vor allem der heiligen Schrift gegenüber.

Die Theologie erscheint als Wissenschaft höchst beschränkt: denn ohne persönlichen Glauben vermag sie die Schrift nicht zu fassen; aber durch den Glauben gewinnt sie nicht mehr, als was dieser imstande ist, auch dem Einfältigsten mitzuteilen. „Offenbar darf man der Wissenschaft keine Macht zuschreiben über irgendetwas, was im Glaubensleben wesentlich ist, ohne dieses zu untergraben“ [2]).

Für Luther war der Glaube etwas unendlich Tiefes. „Glaube auf Glaube ist der feste Grund, ist der Felsen, auf welchen Christus seine Kirche gegründet hat; das ist der unsichtbare, innerste Mittelpunkt der Kirche, deren Hoherpriester er ist“ [3]). In diesen Worten zeigt Steffens einen merkwürdig tiefen Blick für das Grundwesentliche des Christentums.

Über die Sakramente äußert er sich wie folgt: „So wie der heilige Geist wirklich und auf besondere Art in der Taufe gegenwärtig ist, so ist es der Heiland im Abendmahl. In diesem giebt er sich derart hin, daß sein göttlicher, verklärter Leib mit dem unsrigen verschmilzt, ihn mit den fruchtbaren Entwickelungskeimen durchdringt, unsere Adern durchströmt, jede tödliche Flamme, jede sinnliche Regung verdrängt“ [4]).

1) Steffens a. a. O., S. 88.
2) Ebd., S. 157.
3) Ebd., S. 159.
4) Ebd., S. 168.

Es giebt für die Gläubigen viele Gefahren. Ja, gewiß. So sagt man, daß eine große Gefahr in den Vereinen liege. Thomas von Kempis sagt: man komme aus einer Gesellschaft jedesmal schlechter zurück; aber kann er hiermit wohl erbauliche Gesellschaften verstehen? Steffens ist überzeugt, daß solche christliche Zusammenkünfte, die sich gleichsam von selbst machen, die in freier Bildung bleiben, ohne Abrede, die besten seien. Dagegen fehlt bei einer vorbestimmten Form, oder festen Vereinen, gemeiniglich die frische Strömung aus der Quelle. Das gilt z. B. von den Herrnhutern. Man mag ihre Missionsthätigkeit, ihr stilles Leben bewundern; „aber dessenungeachtet ist diese Gemeine nur eine menschliche; sie hat den sie leitenden Geist, und die in diesem, sowie in ihrer Einrichtung liegenden Gefahren nicht ganz verstanden" [1]).

Steffens tritt jener engen, pietistischen Lebensanschauung entgegen, welche dem christlichen Ernste leicht wie ein Schatten folgt. So z. B. den großen Geisteserzeugnissen gegenüber, welche nicht direkt aus dem Christentume hervorgegangen sind. Er giebt zu, daß der zum Glauben Erwachte, wenn er sich von seinem früheren eitlen Weltleben abwende, einen Durchgangspunkt erleben müsse, welcher eine innere Wahrheit und Berechtigung habe, und daß, so lange er auf demselben weile, es ihm naheliegen möge, dergleichen Geistesfrüchte als gefährlich zu verachten oder zu scheuen. „Aber", sagt er, „ist deine Selbstläuterung wahr und echt, so wird sie dich wieder froh in unsere Mitte zurückführen. Es giebt eine Bewunderung der hohen Gottesgaben, welche in Wahrheit fromm ist; und wer bei Shakespeare, oder Goethe, oder bei der Größe der alten Welt, nicht oft die Kniee beugen mußte, und

---

1) Steffens a. a. O., S. 121. Vgl. Grundtvigs „Kirke-Speil" („Kirchenspiegel"), Kopenhagen 1871, S. 336: „Wenn Zinzendorf, wiewohl er nicht geradezu, wie die Quäker, Taufe und Abendmahl verwarf, doch unter diesen heiligen Namen selbstgemachte Gebräuche einführte, welche weder mit dem Stiftungswort, noch in Betracht der christlichen Heilsordnung sich nach dem uranfänglichen Zeugnis der Gemeinde richten, so ist die Unchristlichkeit der sogenannten Brüdergemeine sonnenklar." (In Deutschland wird diesem einseitigen und harten Urteile kein vernünftiger Mensch beistimmen. Anmerkung des Übersetzers.)

das ganze Geschlecht, welchem Gott solche Größe anvertraute, nicht liebgewann, wer mit einseitiger Geringschätzung alles, was nicht in der Form des Christentums auftritt, vom Teufel ableitet — der kennt nicht den lichten Tag der segensreichen Liebe" [1]).

„Ein Christ", sagt Steffens endlich, „der in Wahrheit sich der Gnade Gottes zugewandt hat — er tritt heiteren Sinnes in den großen Lenzestag der erneuten Schöpfung hinein; und mitten in der Verwirrung steht er ruhig da, wie ein fröhliches Kind, und sieht an dem warmen, milden Tage die Sonne der Liebe über das ganze Geschlecht hin leuchten. Ein Schleier ist ihm gleichsam von den Augen gefallen; er hört der Menschen Gesänge und Chöre und den unter Wehklagen verborgenen Jubel; er sieht die Dämmerung der Morgenröte in der dunklen Nacht, und verträgt alles, glaubt alles, duldet alles, hofft alles, und drückt das ganze Geschlecht an seine Brust" [2]).

Daß eine Schrift von dem Zuschnitte, wie „Die falsche Theologie und der wahre Glaube", von den meisten Seiten her nicht die beste Aufnahme erwarten konnte, war begreiflich. Steffens erzählt selbst, daß alle das Buch tadelten, von dem fadesten Rationalisten bis zu dem spekulativen Denker. Man schalt ihn, daß er von dem, was er vormals gewesen, jetzt tief gefallen sei, daß er ein gedankenloser Pietist geworden sei; ungeachtet seiner so deutlichen Erklärungen nahm man es als ausgemacht an, daß er Wissenschaft und Kunst verachte. Einer seiner früheren Schüler, der als politischer Skribent bekannte Ludwig (eigentlich Lion Baruch) Börne schrieb über die mit Steffens vorgegangene Veränderung in der Broschüre: „Apostaten der Wissenschaft und Neophyten des Glaubens", beobachtete aber doch, seinem früheren Lehrer gegenüber, einen anständigen Ton [3]). Alte Freunde zuckten bei diesem neuen Umschlage ihres Steffens bedenklich die Schultern [4]).

---

1) Steffens a. a. O., S. 132.

2) Ebd., S. 133.

3) Jul. Schmidt, Deutsche Litteraturgeschichte III, 160 f. Vgl. oben, S. 178, Anm. 1.

4) Fr. v. Raumer schreibt an Tieck 1824: „Steffens hat die naturphilosophische Brille noch immer auf der Nase; nur hat Scheibel ihm das eine Glas in Stücke zerschlagen." Fr. v. Raumer, Briefwechsel II, 168.

Goethe setzte ihn tief herab; als aber Steffens dies erfuhr, sagte er nur mit Wilhelm Meisters Worten: „Was geht das mich an?“ [1])

An seinen dänischen Freund Mynster, auf dessen Urteil er großen Wert legte, hatte Steffens das Buch alsbald gesandt und es mit einem langen Briefe begleitet, in welchem er über dasselbe bemerkt: „Es ist ein Kampf gegen einen teuren Freund, von welchem ich auch durch andere Streitfragen getrennt worden bin, ohne daß er jemals aufhören wird, mein Freund zu sein — gegen Schleiermacher.“ Indem er mit Wehmut daran denkt, wie viele Freunde die Begebenheiten der letzten Jahre ihm entfremdet haben, verlangt er zu wissen, ob sie beide einander geistig nahe stehen, oder ob die bewegten Wogen der Zeit auch sie von einander getrennt haben [2]). „Ich glaube, nein, lieber Freund! Ich weiß ja, du kennest den, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben ist; — du warst niemals von ihm so ferne, wie ich es gewesen bin“ [3]).

In Dänemark fand das Buch eine wohlwollende Anzeige durch Professor Jens Möller, welcher jedoch unter anderem tadelte, daß Steffens die Neigung offenbare, „das populäre Element in der Kirche auf Kosten des gelehrten zu erheben“. Er wünschte, und nicht mit Unrecht, daß er im ganzen mehr von dem Augsburgischen Bekenntnis ausgegangen wäre, als von den härteren Begriffsbestimmungen der sogenannten Konkordienformel. Jedoch bezeichnete er das Buch als ein erfreuliches Zeichen der Zeit [4]). Das allgemeine Urteil über die Schrift lautete indes ganz anders, und fand — nach ihrer Übersetzung ins Dänische — seinen Ausdruck in einer Anzeige der dänischen „Litteraturzeitung“, wo es heißt: „Der lichtscheue Mysticismus, die antiwissenschaftliche Frömmigkeitsschwärmerei, der separatistische Parteigeist bedarf in unseren Tagen keines Herolds oder Apologeten“ [5]). Das größte Interesse

1) Zeuthen a. a. O., S. 115.

2) Der Brief ist vom Jahre 1823, also ein Jahr vor der oben erzählten Reise nach Dänemark.

3) Brief vom 1. Mai 1823 (Efterladte Breve til Mynster 1862).

4) Nyt theol. Bibliothek VI, 252—258.

5) Litteraturtidende, 1825, Nr. 40.

gewährt jedoch Grundtvigs Anzeige der Schrift [1]). Er spricht seine ungeheuchelte Freude über diese aus, und zugleich seine Hochachtung vor der Person des Verfassers: „Wenn ein Kämpe wie Steffens“, schreibt er, „demütig anerkennt, daß er viel zu klein sei, um über die Propheten und Apostel des Herrn, geschweige denn über ihn selbst hinwegzusehen, so ärgert das natürlich alle die — großartigen Lilleputter, von welchen heute die litterarische Welt wimmelt.“ — „Daß ein so heller Kopf, wie Steffens unleugbar ist, ein Schriftsteller, der die höchsten philosophischen Ansichten der Zeit nicht allein geteilt, sondern als einer der Hauptvertreter zu ihrer weiteren Ausgestaltung und Verbreitung kräftig mitgewirkt hat, daß er in seinem Mannesalter sie als etwas, wodurch der wahrheitsliebende Forscher nicht befriedigt werde, verwirft, daß er in dem alten, auf den hohen Schulen als veraltet verworfenen Buche, der Bibel, gefunden hat, was er in der Selbstklugheit der Welt vergebens gesucht hatte, Wahrheit zur Gottseligkeit hier gefunden hat, nicht durch spitzfindige Deutung, sondern indem er, wie Luther und die Alten, alles einfältig hinnahm, das ist unwidersprechlich ein Zeugnis von der Kraft des Evangeliums, wie es dessen zwar nicht bedarf, über welches sich aber doch alle Christen freuen müssen, und welches viele zu ernstem Nachdenken erwecken könnte.“ — Die, welche sich darüber beunruhigt hatten, daß in unseren aufgeklärten Zeiten angeblich nur Dummköpfe und Kinder noch den Glauben der Väter teilten, müssen doch erschüttert werden, wenn sie einen der Höchstbegabten unserer Zeit zu diesem zurückkehren und ihn laut bekennen sehen, ohne daß er beachtet, was er alles in den Augen der Welt dadurch verliert, ein Verlust, welchen doch gewiß nichts anderes, als der Seelenfriede und eine lebendige Hoffnung der Seligkeit ihm zu ersetzen vermag.“ — „Ich kann ja niemanden daran hindern, sein Buch zu mißhandeln und seine Worte zu verdrehen; aber tief müßte ich mich selbst verachten, wenn ich es dulden könnte, daß man vor meinen Ohren den herrlichen Mann, und in ihm das Christentum verhöhnt, ohne im Namen der Wahrheit solche Ungerechtigkeit aufzudecken und liebend, ja brüderlich allen Spott und alle Galle zu teilen, die man darum

1) Nyeste Skilderi of Kjöbenhavn 1824, Nr. 33.

über ihn ausgießen will, weil er gethan hat, was alle thun sollten: seinen Irrtum und sein Bedürfnis eines himmlischen Erlösers erkannt, weil er sich zum Herrn bekehrt, welcher uns teuer erkaufte, und weil er freimütig seinen Glauben bekannt hat."

„Die falsche Theologie und der wahre Glaube" bezeichnet in Steffens' Leben einen Wendepunkt. Er hatte jetzt seinen Platz gefunden, welchen er mit keinem anderen vertauschen wollte. Immer inniger schloß er sich an Scheibel und dessen Gemeinde an. Und Scheibel faßte seinerseits zu Steffens ein unbedingtes Vertrauen und hing ihm mit unerschütterlicher Treue an. Während viele sich von dem christlich erweckten Professor zurückzogen, fand er reichlichen Ersatz in dem Gemeindeleben. Mit Unrecht erzählte man, daß alle offenen Abendgesellschaften sich in Konventikel verwandelt hätten. Denn wohl hielt er mit einem engeren Kreise von Freunden zuweilen erbauliche Zusammenkünfte, in denen sie sich offen gegen einander aussprachen und sich gegenseitig stärkten; aber jene Abendgesellschaften behielten ihren früheren Charakter: Wissenschaft, Kunst und Politik waren die Hauptgegenstände der Unterhaltung.

„Ich bekenne, daß ich allen Trost und alle Hoffnung in der durch Luther gereinigten Lehre finde", so hatte Steffens in dem besprochenen Buche [1]) von 1823 bezeugt; und mit den Jahren befestigte sich diese Überzeugung immer mehr. Er glaubte mit Luther an die wirkliche Gegenwart des Herrn in seiner Gemeine, und fand sie mit Scheibel vorzugsweise in dem heiligen Abendmahl, „welches unseres Glaubens heiligstes Mysterium ist" [2]). „Was der Christ glaubt, was sein Leben durchdringt, den Tod überwindet, das wird durch das Abendmahl Gewißheit, Genuß, Nahrung. Das Abendmahl ist mir die höchste, wichtigste, mysteriöseste aller religiösen Handlungen" [3]). So wie Steffens die Natur als etwas Gegebenes nahm, dem er sich frei hingab, so war das Christentum ihm eine gegebene, eine große geschichtliche Realität durch den Lauf der Zeiten hindurch, eine Thatsache, die selbst in den finster=

1) Steffens a. a. O., S. 49.
2) Ebd., S. 166.
3) Steffens, Wie ich wieder Lutheraner wurde, S. 136 f.

sten Perioden des Mittelalters nicht zugrunde gehen konnte. Für ihn selbst war die lutherische Kirche der geistige Mutterschoß, von welchem er ausgegangen war; und mittels derselben fühlte er sich in einer auch durch die römische Kirche nicht aufgehobenen Verbindung mit dem Herrn selbst. „Da mein Geist“, schreibt er, „dieser Kirche jetzt ebenso innig einverleibt ist, wie mein Leib es in der Natur, meine bürgerliche Existenz es im Staate ist, so kann ich nicht umhin, auch das Schicksal derselben zu teilen“ [1]).

Ja, nachdem Steffens so in der lutherischen Kirche seinen Platz gefunden hatte, war er bereit, auch ihr Schicksal zu teilen; und dieses ward für die kleine Breslauer Gemeine ein keineswegs rosiges. Wie es sich hiermit verhielt, werden wir jetzt in der Kürze berichten.

Im Jahre 1817, als das Jubelfest der Reformation bevorstand, hatte König Friedrich Wilhelm III. einen Aufruf an sein Volk erlassen, zu einer kirchlichen Vereinigung oder Union der verschiedenen protestantischen Kirchenabteilungen, also speziell der Lutheraner und der Reformierten in Preußen. Es sollte ein freiwilliger Zusammenschluß sein; und in der That gewann dieser Aufruf im ganzen Königreiche vielen Beifall. Einer der dafür wirksamen Männer war Schleiermacher, was leicht erklärlich war, da er nach seiner ganzen Betrachtungsweise geringeres Gewicht auf den Lehrbegriff legte, und die Sakramente für ihn von untergeordneter Bedeutung waren. Indessen hatte der starke Anschluß von Gemeinen und Geistlichen seine Hauptursache in der herrschenden religiösen Schlaffheit [2]). In mehreren Gegenden äußerte sich allerdings Abneigung gegen eine solche Vereinigung, z. B. in der Provinz Preußen, Pommern und — Schlesien. Dennoch ging die Regierung auf der betretenen Bahn weiter, in-

---

1) Steffens, a. a. O., S. 159.

2) Schon 1808 war die ältere Verfassung beider Kirchen aufgelöst worden, und die Leitung ihrer kirchlichen Angelegenheiten war in eine Abteilung des „Ministeriums für das Innere“ übergegangen, ohne daß die öffentliche Aufmerksamkeit sich hierauf hinrichtete. So groß und allgemein war damals der Indifferentismus. Siehe O. Krabbe, Die evangelische Landeskirche Preußens, S. 22 f.

dem sie 1822 eine neue Agende herausgab, eine, die Unterschiede etwas verschleiernde, übrigens echt kirchliche Gottesdienstordnung, die zunächst bei den Hof- und Garnisongemeinen im Lande eingeführt und danach auch zu allgemeinem Gebrauch empfohlen wurde. Hiermit wäre die Union praktisch durchgeführt worden, aber nur so, daß man auf beiden Seiten von der geltenden Lehrauffassung einiges daran gab. Anfangs fand diese Agende nur geringen Eingang [1]); da indes ein Druck von oben auf die Geistlichen ausgeübt wurde, da man ihnen bedeutete, die Sache sei dem Könige persönlich wert, und da außerdem hier und dort Änderungen zugelassen wurden, je nach provinziellem Brauch und Bedürfnis, so wich die Opposition immer mehr zurück. Im Jahre 1830 war die Agende in 7750 Gemeinen des Reiches (unter 7782 vorhandenen) eingeführt, aber freilich nur mit Hilfe weltlicher Mittel jeder Art, durch hohe Gunst und Versprechungen, Ehre und Vorteile, mildere und strenge Nötigung, verschleierten, ja sogar offenbaren Zwang [2]). Nun befahl die Regierung, daß die Agende überall in Kraft treten solle; und am Montag den 25. Juni wurde die dergestalt vollzogene Union, beinahe ohne vorgängige Ankündigung, in den Kirchen Breslaus festlich gefeiert. In der lutherischen Hauptkirche wurde das Abendmahl nach uniertem Muster gehalten. Zwei lutherische Geistliche teilten das Brot aus, und ein reformierter spendete den Kelch [3]).

Daß ein Mann wie Scheibel, welcher auf klarem, bestimmtem, lutherischem Standpunkte stand, ein entschiedener Feind der Union sein mußte, ist offenbar. Schon lange hatte er voll Besorgnis vorausgeschaut, wohin das Ganze noch führen werde, hatte auch Schritte gethan, um die Stellung der Gemeinde, sowie seine

1) Im Anfange wurde sie nur von einem Drittel der Geistlichkeit angenommen.

2) Bülau, Geschichte Deutschlands seit 1806, S. 524.

3) „Während die Thür offen stand für die Willkür der Subjektivität hinsichtlich der Symbole (da herrschte die größte Freiheit und Verschiedenheit), und selbst vollkommene Leugnung der Symbole stillschweigend geduldet wurde, that das Kirchenregiment alles gegen die Lutheraner, um die Union als ein fait accompli darzustellen.“ O. Krabbe, Die evangelische Landeskirche Preußens, S. 34.

eigene freie Stellung zu wahren, aber vergebens. Jetzt war die Union plötzlich, wie durch Überrumpelung, eingeführt worden; und im ersten Augenblick war die Gemeine gleichsam betäubt, nahm sich aber bald zusammen. Wiewohl nicht eben zahlreich, aus 200 bis 300 Familien bestehend, war sie jedenfalls stark durch ihren festen Glauben und ihr inneres Zusammenhalten; und sie zählte in ihrer Mitte tüchtige Männer, unter anderen mehrere theologische Kandidaten, sogar ein paar jüngere Geistliche, von welchen der bedeutendste Thiel war, dann der ausgezeichnet tüchtige Professor der Rechtswissenschaft, Huschke, endlich der damalige Rektor der Universität, Professor Henrik Steffens.

Bisher war Steffens nicht förmliches Mitglied der Gemeine Scheibels geworden; jetzt aber, da deren Stellung bedroht war, meldete er sich dazu mit seiner Familie. Seine Gattin, aufgewachsen unter Umgebungen, die dem geschichtlichen Christentume ferne standen, war in späteren Jahren ebenfalls zu einer ernsten, christlichen Lebensansicht gelangt; die Tochter war ja längst Scheibels liebe Schülerin.

Die Gemeine kam Scheibel mit der einstimmigen Erklärung entgegen, daß sie bei ihrer Lossagung von der Union verbleibe; sie wolle auf bestimmt lutherischer Grundlage verharren. Scheibel, welcher aufs Entschiedenste sich der Unterwerfung unter die neue Ordnung weigerte, wurde bald darauf von allen Amtsverrichtungen suspendiert, mit Ausnahme der Krankenkommunionen. Auf Steffens' Vorschlag beschloß nun die Gemeine, selbst die Sache in die Hand zu nehmen. Einen Ausschuß derselben versammelte er in seiner Wohnung und beriet mit demselben eine Bittschrift an den König. Freilich in einem Punkte stimmte er mit den anderen nicht überein. Er meinte nämlich, daß sie zwar die Union, welche niemals befohlen sei, verwerfen könnten, dagegen aber die Agende annehmen, teils weil diese im wesentlichen wirklich lutherisch sei, teils weil man alsdann vermeide, sich geradezu einer königlichen Anordnung zu widersetzen. Man würde dadurch auch eine staatsbürgerlich leichtere Stellung gewinnen. Diese Ansicht Steffens' begegnete bei den anderen dem stärksten Widerspruche, dessentwegen er aber seine Sache nicht von der ihrigen trennen wollte; er meinte, mit ihnen alles tragen zu müssen. So ging denn die Bittschrift ab, darauf

hinausgehend, daß sie eine besondere lutherische Gemeine zu bilden wünschten, welche, von den unierten getrennt, unter Scheibels und Thiels Leitung stünde. Da hierauf keine Antwort einlief, wurde eine zweite, von Huschke verfaßte, später noch zwei dazu, eingesandt. Endlich, nach Verlauf mehrerer Monate, traf ein Ministerialschreiben ein, welches, an Steffens, Huschke und Assessor v. Haugwitz adressiert, in einem sehr scharf abfertigenden Tone redete. In der Hauptsache besagte es: daß nachdem Union und Agende in 7750 Gemeinen mit Dank und Anerkennung entgegengenommen, und sie von kirchlichen Behörden geprüft worden seien, auf eine so verschwindende Minorität, deren Ansicht mit dem Urteil der Geistlichkeit des ganzen Landes streite, keine Rücksicht genommen werden könne. Vielmehr müsse es höchlich gemißbilligt werden, daß eine so kleine separatistische Partei solchermaßen aufzutreten wage, als ob sie allein die wahre Kirche sei, daß sie das Volk aufzuregen und ihm gegen die Anordnungen der Regierung Mißtrauen einzuflößen versuche, und das in einem Zeitpunkte, wie der gegenwärtige. „Es ist also uns auf das Bestimmteste zu erkennen gegeben“ — so endet dieses Aktenstück — „Sie und Ihre Gesinnungsgenossen wissen zu lassen, daß Se. Majestät der König ausdrücklich das in oben erwähntem Ansuchen geäußerte Begehren für völlig unannehmbar erklärt hat, wovon auch das hiesige Konsistorium Sie unterrichten wird.“

Steffens, sowie die zwei anderen, an welche dieses Schreiben erlassen war, gaben, jeder für sich, hierauf eine Replik. Steffens wies nach, wie ungereimt es sei, gerade sie als Separatisten zu bezeichnen, welche an dem lutherischen Bekenntnisse festhielten, da dieses die Kirchenabteilung sei, der sie immer angehört hätten, und die ihr altes, geschichtliches Recht besitze. Sie seien es ja nicht, die etwas Neues ersönnen; sie blieben im Gegenteil beim Alten. Die Union sei ja überdies vom Könige nicht befohlen, sondern nur gewünscht. Gegenüber dem Winke der Regierung, daß sie gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke (1830) das Volk zum Aufruhr zu erregen suchten, antwortete Steffens mit großer Kühnheit, daß er an seinem Teil immer ein treuer Unterthan gewesen sei; was aber seine religiöse Überzeugung angehe, so könne er diese nicht nach den Wünschen der amtlichen Obrigkeit einrichten.

Die Regierung irre sehr, wenn sie meine, daß die Pariser Julirevolution[1]) irgendetwas mit dem Auftreten der Lutheraner zu schaffen habe: denn ihre Opposition habe vor den französischen Ereignissen ihren Anfang genommen. Sollte also ein Zusammenhang zwischen beiden Vorgängen stattfinden, so müsse man schon das Gegenteil annehmen, daß die Lutheraner zu Breslau den Anstoß gegeben hätten zu der Revolution der Pariser! Indessen schloß Steffens mit der Erklärung, daß, wenn er seiner christlichen Überzeugung nicht folgen könne, und wenn er beschuldigt werde, das Volk zum Aufruhr zu verleiten, er nicht länger wünschen könne, im Lande zu bleiben. Er fügte daher diesem Schreiben ein Gesuch um Entlassung von seinem Amte hinzu.

Da bis in den Februar 1831, ungefähr zwei Monate nachher, kein Bescheid erfolgt war, so erneute Steffens sein Abschiedsgesuch, welches aber ebenso wenig beantwortet wurde; wogegen er unter der Hand einen Brief von der Regierung erhielt, welche ihn dringend aufforderte, sich von den Lutheranern loszusagen, und zugleich die Versicherung aussprach: sie würde ihn ungern missen, da er an der Universität einen belebenden Mittelpunkt bilde, welchen sie nicht gut entbehren könne.

Schon früher hatte Steffens sich, im Interesse der Lutheraner, an den Kronprinzen gewandt. In den letzten Jahren war er nämlich zu diesem begabten jungen Fürsten, welcher an dem lebendigen, geistreichen Professor Gefallen fand, in ein näheres Verhältnis getreten. So oft der Kronprinz Breslau besuchte, ließ er Steffens zu sich kommen und unterhielt sich mit ihm; gelegentlich benutzte er ihn auch im Dienste seiner verborgenen Wohlthätigkeit. Mit allem Freimut konnte daher Steffens in der gegenwärtigen bedrängten Lage sich an ihn wenden und den wahren Charakter der ganzen Angelegenheit ihm darstellen, zumal er überzeugt war, daß der Prinz die gegen die Lutheraner angewandten Maßregeln nicht gut hieß. Daß diese Mitteilung nicht ganz fruchtlos blieb, zeigte sich später.

Inzwischen war die Lage der Breslauer Gemeine eine sehr

1) Denn auf diese war in dem Schreiben der Regierung deutlich hingewiesen.

traurige. In der ersten Zeit nach Einführung der Union versammelten die Gemeineglieder sich in der kleinen Hospitalkirche, in welcher Pastor Thiel predigte; denn Scheibel konnte sie in seiner Kirche nicht versammeln, da er als Diakonus eine untergeordnete Stellung einnahm, auch, wie gemeldet, bald suspendiert wurde. Aber dasselbe Schicksal betraf auch Thiel; und jeder besondere Gottesdienst wurde den Breslauer Lutheranern strenge verboten. Sie waren unter Aufsicht der Polizei gestellt. Sie suchten daher ihre Erbauung zuhause, oder draußen auf dem Lande, wo mehrere Geistliche und Gemeinen sich auf ihre Seite gestellt hatten, und der Gottesdienst noch eine Zeit lang auf altlutherische Weise gehalten werden konnte. Besonders wanderten sie nach Hermannsdorf hinaus, zwei Meilen von Breslau; Sonntags sah man die dorthin führende Straße mit großen Scharen teils Fahrender, teils Fußgänger bedeckt.

War demnach der Zustand der kleinen Gemeine im ganzen sehr gedrückt, so galt dies nicht weniger von Steffens in seinem täglichen Leben. Allgemein urteilte man über ihn äußerst strenge; in manchem Kreise, wo er früher Ansehen genossen hatte, wurde er jetzt übersehen, oder als ein eigensinniger und bornierter Mensch angesehen. Manche sahen auf ihn mit einem gewissen höhnischen Mitleid herab; sie fanden es in hohem Grade thöricht, daß ein solcher Mann mit einem Haufen sektiererischer Menschen gemeinsame Sache machen möge, die dazu größtenteils den unteren Klassen der Gesellschaft angehörten. Sein Ansehen in ganz Deutschland, welches schon während der Turnstreitigkeiten so stark angefochten worden, sank jetzt wieder zusehends. Sein Leben ward einsamer; nur ganz wenige Freunde setzten den Umgang mit ihm fort. Der liebste war ihm in dieser Zahl Professor Huschke, welcher ja gleichfalls sein Glaubensgenosse war. Dieser war ein junger, stiller Mann, welcher für seine Wissenschaft und seine christliche Überzeugung lebte, bereit, für die letztere auch die größten Opfer zu bringen. Er fühlte sich von Klara Steffens sehr angezogen, welche ihrerseits seine Gefühle teilte; und sie wurden verlobt. Aber sie, ihrem Vater so zärtlich anhängend, die Vertraute seiner Seele, unbedingt zu ihm aufblickend, dazu mit seinen religiösen Ansichten völlig einverstanden, sie hob später diese Verbindung

auf, als es sich zeigte, daß Steffens' und Huschkes kirchliche Ansichten in mehr als einer Beziehung auseinander gingen. Und sie blieb ihres Vaters treue Begleiterin bis zu seinem Tode [1]).

Zu dem erwähnten äußeren Drucke kam denn auch ein innerlicher Druck, nämlich die sich immer mehr aufdrängende Empfindung, daß er in verschiedenen Punkten mit seinen lutherischen Freunden nicht übereinstimmen könne. Scheibel war durch und durch ein Theologe aus der Schule des 16. und 17. Jahrhunderts; und er glaubte voll und fest, daß auch heute der Kampf der Geister mit Waffen ausgekämpft werden könne, die man aus der Rüstkammer der orthodoxen Theologen jener Zeit hole. Er meinte, daß, wenn es nur zu einer mündlichen Disputation käme, wie so oft in Luthers Tagen zwischen den Führern von beiden Seiten, etwas Bedeutendes gewonnen wäre. Er begriff nicht, daß theologische Siege etwas anderes vorstellen, als Glaubenssiege, und daß überall ein Fortschritt statthaben muß. Steffens dagegen sah deutlich ein, daß jede Kirche, die eine Lebenskraft in sich trägt, nicht stehen bleiben kann, ohne zu erstarren. „Nach meiner Ansicht", sagt er, „ist jede Kirche, die den fortschreitenden, den ‚in alle Wahrheit führenden' Geist zurückweist, ihrer Idee nach keine lutherische mehr; es gehört wesentlich zu der echtlutherischen Denkweise, den geschichtlichen Fortschritt als Grnndgedanken anzuerkennen." Wenn daher Scheibel und seine Gemeine ihren festen Standpunkt in den Lehrformeln einer geschwundenen Zeit und Schriftauslegung, als unfehlbar, suchte, so mußte Steffens bei seinem freien Blicke sich zurückgestoßen fühlen. „Die sogenannten Schriftgelehrten, die Buchstabendeuter der heiligen Schrift, traten an Stelle des Papstes", sagt er. Vergebens suchte er Scheibel von der Verkehrtheit seiner Vorstellungsweise zu überzeugen; dieser stand unbeweglich auf seinem Standpunkte, und beinahe die ganze Gemeine, welcher eben diese Festigkeit imponierte, ging mit ihm. Steffens aber konnte sich nicht verhehlen, daß mitten in der Einigkeit sich eine Scheidewand zeigte, welche von Bedeutung war. Dennoch wollte er seine Sache nicht scheiden von ihrer Sache.

Den vielen schiefen, herabsetzenden Urteilen gegenüber, die sich

1) Nach Privatmitteilungen aus der Familie.

über ihn hören ließen, suchte Steffens, seiner Gewohnheit gemäß, den Standpunkt, den er einnahm, durch eine öffentliche Aussprache klarzustellen. Und so erschien denn im Jahre 1831 eine kleine Schrift: „Wie ich Lutheraner wurde, und was das Luthertum mir ist. Eine Konfession.“ Die Einleitung ist offenbar in mächtig bewegter Stimmung geschrieben. „Welcher Grund kann dazu sein“, fragt er, „daß die lutherische Lehre sich nicht mehr in ihrer reinen, gesunden Eigentümlichkeit zeigen darf? Hat man jetzt, nachdem sie so lange bestanden hat, auf einmal entdeckt, daß sie für den Staat, für die bürgerliche Ruhe gefährlich sei? Ist das Mittelalter wieder erwacht mit seinen Verboten, seinen Interdikten?“ [1]) Er erwähnt, wie seine Freunde sich jetzt von ihm getrennt haben. „Wie könnte ich mich darüber wundern, daß meine Freunde sich zurückzogen, als alle Hoffnung, mich vor einer solchen Verirrung zu bewahren, schwand — ich setzte ja meinen erworbenen Ruf, ja vielleicht weit mehr aufs Spiel. — Keine Stimme hat sich zu meiner Verteidigung erhoben“ [2]). Er erzählt darauf „ein Bruchstück aus den Knabenjahren“, nämlich von dem Aufenthalt in Roskilde, dem dortigen Schulbesuch, dem Einfluß, den seine Mutter übte, um zu zeigen, daß es das Alte sei, was in ihm wieder auflebe, die Kindheitserinnerungen, die ihn entschieden zu der lutherischen Kirche hinzögen. Er rügt nicht allein bei den Theologen den Mangel an Freisinnigkeit, indem sie sich nicht dazu verstehen wollen, Andersdenkenden ihr Recht einzuräumen, sondern auch eine andere Richtung, welche sich mit ihrem Hohne gegen ihn gewandt habe. Das sei die „Aristokratie der Geistreichen“, in welcher Philosophie, Poesie und Kunst gepflegt werde, eine Art offener Freimaurerloge, zu deren Mitgliedern er selbst gehört habe, da er so oft sich „den geistreichen Steffens“ nennen hörte. Hier spielen Damen eine Hauptrolle; die Richtung habe fast ihre eigene Sprache und Manieren; aber sie sei vom Hochmut besessen, und die Geistreichigkeit sei bei vielen eine ziemlich verkehrte. Im Gegensatze zu ihr weist er darauf hin, welches wahre Bildungsmittel in der heiligen Schrift und einem lebendigen Glauben liegt [3]).

1) Steffens, Wie ich wieder Lutheraner wurde, S. 13.
2) Ebd., S. 17.
3) Ebd., S. 146 f.

Es war nicht zu verwundern, daß Steffens' Gedanken unter diesen drückenden Verhältnissen sich Dänemark zuwandten, wo er für seinen Glauben eine Zufluchtsstätte finden zu können meinte, da er sich mit der dort herrschenden lutherischen Volkskirche in Übereinstimmung wußte. In dieser Veranlassung wandte er sich an seinen Freund Mynster, welcher nicht geringen Einfluß hatte; und namentlich gedachte Steffens, etwa an der Soröakademie eine Anstellung zu bekommen, wohin er alsdann eine Anzahl der Kopenhagener Studierenden ziehen zu können meinte [1]). Aber Mynster, welcher überhaupt allen heftigen kirchlichen Bewegungen abhold war, billigte nicht das Auftreten von Steffens mit und für die Lutheraner, „jene gewaltthätigen Versuche, die Union zu sprengen, jene offenbare Opposition gegen die Regierung, jenes eigenmächtige Konstruieren einer eigenen Kirche". Er fand, daß „Steffens aus seinem Charakter gefallen und in eine Gesellschaft gekommen sei, welche ganz und gar nicht für ihn passe" [2]). Und von dieser seiner Ansicht machte er dem Freunde gegenüber durchaus kein Hehl, welcher ihn vergebens zu überzeugen suchte, daß die Trennung nicht auf einem Gelüste beruhe, sich als reine Christen anderen gegenüber absondern zu wollen, sondern nur darauf, daß sie ihr 300jähriges Recht, Lutheraner zu sein, geltend machen wollten [3]). Der Gegensatz zwischen dem feurigen Steffens, welcher um seiner Überzeugung willen sich mit vollem Herzen, ohne zur Rechten oder zur Linken zu sehen, ohne ängstlich zu erwägen und zu prüfen, in die mißlichsten Umstände hineinstürzen konnte — und dem besonnenen, ruhig urteilenden Mynster, welcher alle Übertreibungen scheute, tritt an diesem Punkte deutlich hervor. Mynster wollte

---

1) Die Akademie von Sorö war in den Jahren von 1826 bis 1849 nicht nur „Lateinschule" (Gymnasium), sondern auch „akademische Lehranstalt".

2) Mynster, Meddelelser af mit Liv, S. 168.

3) Brief an Mynster, vom 4. Mai 1832. Einer Äußerung Mynsters gegenüber behauptet Steffens: „Ich habe in dieser Hinsicht nichts mit Grundtvig gemein — unsere Aufgaben waren völlig verschiedene." — Zum Schlusse schreibt er: „Die kurze Summe meines Bekenntnisses ist folgende: ich verlasse mich auf keine äußere Macht für die Kirche; aber ich dulde auch keine gegen sie."

entweder für Steffens keine Anstellung in der Heimat erwirken, oder er konnte es auch nicht, zumal da dessen kirchliches Auftreten von den meisten der maßgebenden Persönlichkeiten gemißbilligt wurde [1]). Auf Norwegen wollte Steffens nicht reflektieren, selbst wenn man geneigt wäre, ihn dort anzustellen, da seine Gattin, welche sich seiner Zeit in Dänemark wenig heimisch fühlte, in jenem entlegenen Lande sich kaum jemals akklimatisiert hätte.

Während Steffens so nach einer Befreiung aus seiner bedrängten Lage sehnsuchtsvoll ausschaute, öffneten sich ihm erfreulichere Aussichten. Gerade in diesem Zeitpunkte, da er wie ein ausgestoßener und einsamer Vogel war, wurde er eines Tages überrascht durch eine Einladung zum Mittagessen bei General Ziethen. Als er ankam, so erfuhr er, der Kronprinz sei in Breslau eingetroffen; er sei bei dem General zu Besuch, und dieses sei die Ursache seiner Einladung. Vor Tische ging der junge Fürst durch die Reihe der Anwesenden: und als er Steffens gewahrte, ging er gerade auf ihn zu und knüpfte mit ihm ein Gespräch an, welches damit schloß, daß er zu allgemeiner Verwunderung den damals beiseite gesetzten Mann aufforderte, ihn auf Schloß Fürstenstein, nahe bei Breslau, zu besuchen. Es war Pfingsten 1831, da Steffens so des Kronprinzen Gast war. Mit herzlicher Teilnahme nahm dieser sich seiner Angelegenheit an; und in ausführlichem Austausch der Gedanken wurde erwogen, welches für ihn der wünschenswerteste Ausgang sein möge. Steffens' eigener Wunsch ging darauf hinaus, in Preußen zu bleiben, an welches er seit so vielen Jahren geknüpft war, und namentlich entweder nach Berlin, oder nach Bonn versetzt zu werden. Der letztgenannte Ort übte auf ihn nicht geringe Anziehungskraft, da er seit seinem Aufenthalte in Düsseldorf (während des Krieges) Vorliebe für die Rheingegenden gefaßt hatte; wie denn auch die größere Nähe von Paris, welches für den Naturforscher so große Hilfsquellen und Anregungen bietet, den Wert der rheinischen Universität in seinen Augen erhöhte. Das Resultat war, daß der Kronprinz versprach, eine Versetzung nach einer der genannten Städte womöglich herbeizuführen, ungeachtet Steffens erklärte, er beabsich-

1) Prinz Christian (nachher König) hat Steffens doch dorthin gewünscht.

sichtige, auch in einer neuen Stellung mit den Lutheranern in Gemeinschaft zu bleiben [1]). Diese Erklärung wußte der Kronprinz zu schätzen; denn, wiewohl selbst ein Anhänger der Union, war er doch vorurteilsfrei genug, um das gegen die Lutheraner beobachtete Verfahren zu mißbilligen.

Die Versetzung zog sich jedoch länger hin, als Steffens gedacht hatte, so daß beinahe ein Jahr verging, ehe er endlich seine Ernennung erhielt als Professor der Naturwissenschaft an der Universität Berlin. Inzwischen ward die Lage der sogenannten Alt-Lutheraner immer trauriger. Die Regierung trat gegen sie immer schroffer und härter auf; aber, wie überall, war der Erfolg eines solchen Verfahrens nur das Gegenteil von dem bezweckten, so daß immer mehr Pastoren und Gemeinen sich jenen anschlossen. Scheibel wurde ungefähr um dieselbe Zeit, als Steffens nach Berlin ging, abgesetzt und des Landes verwiesen. Er nahm zunächst seinen Aufenthalt in Dresden, nachher in Bayern; aber er fuhr fort, die ganze Gemeinschaft als eine Art Bischof zu leiten. Die Polizei griff aufs widerwärtigste in die Verhältnisse der Lutheraner ein. Die Kinder derselben sollten in die unierten Schulen gehen; und wenn die Eltern sich dem widersetzten, wurden sie mit Geldstrafen und Pfändung geplagt. Die größtenteils armen Leute fanden sich lieber geduldig darein, daß ihr Vieh fortgeholt, ihr Mobiliar verkauft wurde, als gegen ihre Überzeugung zu handeln. Im Anfang ging man sogar so weit, daß jede, von einem abgesetzten Pastor vollzogene Taufe für ungültig erklärt und die Kinder zwangsweise umgetauft wurden. Das nämliche galt von den Trauungen, so daß der Staat die ebenso eingesegneten Ehen als wilde behandelte. Nach und nach wurden alle lutherischen Geistlichen abgesetzt, und unierte an ihrer Statt angestellt. Die Gemeinen setzten sich nicht gerade zur Wehre, sondern leisteten höchstens passiven Widerstand und hielten nach wie vor unter sich zusammen. An einzelnen Orten ging die Sache so weit, daß die Regierung Husaren und Dragoner absandte, um die Leute zur Fügsamkeit zu bringen, so namentlich in Hönigern, einige Meilen von Breslau, wo Scheibels Schwager,

1) Brief an Mynster, vom 4. Mai 1832.

Kellner, stand [1]). Auf solche Art ward im Laufe der Jahre 1830 bis 1838 die Verfolgung immer heftiger; aber die Anzahl der Alt-Lutheraner wuchs bedeutend. Die abgesetzten Geistlichen pflegten die Verbindung mit ihnen unter vielen Gefahren; mehrere wurden ins Gefängnis gesetzt, ja, Kellner saß ganze sechs Jahre. Aller Verfolgungen ungeachtet standen die zerstreuten Glaubensgenossen unter einer festen kirchlichen Ordnung. Sogar in Berlin bildete sich eine Gemeine von Lutheranern; ganz insgeheim hielten sie ihre Versammlungen. Wie Steffens dem Kronprinzen gesagt hatte, fuhr er auch in den folgenden Jahren fort, an ihren Zusammenkünften teilzunehmen und das Abendmahl mit ihnen zu genießen, namentlich bei Scheibel in Dresden [2]).

Nachdem der Kronprinz 1840 den Thron bestiegen hatte, tagte es plötzlich für die Lutheraner. Die gefangenen Geistlichen wurden auf freien Fuß gesetzt; im Jahre danach ordneten sich die Gemeinen durch eine Synode zu Breslau als eine vom Staate unabhängige lutherische Kirche; und 1845 erhielten sie „aus königlicher Gnade“ die Bestätigung ihrer freien Stellung. Damals war Scheibel indes gestorben (1843); aber an die Spitze ihres Kirchenregiments trat Huschke. Seit dieser Zeit haben die Alt-Lutheraner sehr zugenommen, so daß im Jahre 1865 ihre Zahl 60,000 betrug; und der Zuwachs würde (namentlich in Pommern) noch bedeutender gewesen sein, wenn die Regierung nicht, durch die Erfahrung gewitzigt, sich entgegenkommend gezeigt und den in der Staatskirche verbleibenden Lutheranern weitgehende Konzessionen gemacht hätte.

Steffens ward, wie gesagt, infolge seiner Stellung zu dieser ganzen Bewegung, der Gegenstand vieler harten Urteile seiner

1) H. Olshausen, Wie soll man über die letzten kirchlichen Ereignisse in Schlesien urteilen? u. s. w.

2) „Durch Gefängnisstrafe, durch Störung des Gottesdienstes erlitten die Lutheraner eine Rechtskränkung, welche fast beispiellos in der Kirchengeschichte dasteht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle reichsgesetzlichen und partikulargesetzlichen Bestimmungen, einschließlich des preußischen Landrechts, aufs ärgste verletzt wurden.“ So Krabbe, Die evangelische Landeskirche Preußens, S. 38.

Zeitgenossen; und obgleich die neuere Zeit gelernt hat, die Sache in einem richtigeren Lichte zu betrachten, so hat es doch auch in unseren Tagen nicht an unbilligen Angriffen auf ihn gefehlt. Solchen Angriffen gegenüber möchte es nicht unpassend sein, sich daran zu erinnern, wie ein bekannter Kirchengeschichtsschreiber, welcher (als Reformierter) auf einer anderen Seite stand, sich über Steffens' Verhalten geäußert hat: „Für den Alltagsverstand sind solche Erscheinungen immer eine Thorheit und ein Ärgernis, und er hält sich für besonders klug, wenn er in seiner Verlegenheit, welche oft zur Vermessenheit wird, seine Zuflucht zur [Beschuldigung der] Heuchelei zu nehmen und die Vermutung auszusprechen wagt, daß es den Betreffenden mit ihren Ansichten kein Ernst sei, oder im geringsten Falle es einer fixen Idee zuschreibt, von der kluge Leute zuweilen besessen seien. — Aber wir glauben, daß es auf dem Gebiete der religiösen Überzeugungen Berge giebt, über die man so leicht nicht hinwegkommen kann, und von denen diejenigen freilich keine Ahnung haben, die immer auf der Ebene wandern und immer nur gewohnt sind, flaches Land um sich her zu sehen. Auch für uns, gestehen wir es, ist eine so mächtige Überzeugung, an welcher alle sogenannten Vernunftgründe sich brechen, wie die Wellen des Meeres an den steilen Klippen, ein solcher Berg, bei Luther, wie bei Steffens" [1]). Eine solche Betrachtungsweise dürfte die einzig richtige und billige bei denen sein, die Steffens auf jenem Wege nicht zu folgen vermögen. Uns aber stellt sich die Sache ganz anders. Wir erblicken gerade in diesem Abschnitte seines Lebens eine der besten Früchte seiner ganzen, so vielseitigen Entwickelung. Als er durch Gottes Führung den Weg zu dem Glauben seiner Kindheit zurückfand, so blieb er in guter Übereinstimmung mit sich selbst, wenn er ihn mit vollem Herzen ergriff, und, ohne ängstlich nach rechts oder links zu blicken, sich in den Kampf für denselben, welcher bedroht erschien, hineinstürzte. Ein großes und warmes Herz bleibt immer für viele ein Rätsel. Daß Steffens' Verhalten in der erwähnten Beziehung von menschlichen Schwach-

1) Hagenbach, Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts II, 363 f.

heiten nicht frei blieb, ist wohl anzunehmen; nach diesen zu forschen, ist unsere Sache nicht, wohl aber, uns des seltenen Schauspiels zu freuen, daß einer „der an Geist Reichen“ sich erniedrigt und zu den Füßen des Herrn setzt, das Kreuz auf sich nimmt und es nicht verschmäht, mit denen, welche der Herr „diese Kleinen“ nennt, ihr Schicksal zu teilen.

XIX.

In Berlin.

1832—1840.

So ging denn Steffens' so lange genährter Wunsch, nach Berlin zu kommen, endlich in Erfüllung. Äußerlich angesehen, konnte diese Stadt freilich nicht so große Anziehungskraft auf ihn üben; der Eindruck, den er in seiner Jugend von ihr, als einer steifen Stadt in prosaischer und steriler Umgebung, erhalten hatte, mußte in der Hauptsache auch jetzt derselbe sein. Er, welcher die Natur liebte und für das freie, buntbewegte Menschenleben so offenen Sinn hatte, mußte hier vieles entbehren. Für alles sollte ihm jetzt das geistige Leben als Ersatz dienen, und konnte es zum Teil auch. Im Vergleich mit Breslau, welches nur eine Provinzialstadt war, obendrein in einem Winkel, war Berlin nicht allein eine Residenz, sondern auch ein geistiger Brennpunkt. Hierzu hatte namentlich die vorzügliche Universität mit ihrer großen Anzahl ausgezeichneter Gelehrten beigetragen. — Über das damalige geistige Gepräge der Stadt schrieb ein Zeitgenosse (Rosenkranz): „Berlin ist die Stadt der absoluten Reflexion. Eine eigentümliche Verstandesschärfe durchdringt alle Schichten der Gesellschaft, und teilt ihnen auch im Praktischen eine große Beweglichkeit und Rührigkeit mit. Aber mit der Reflexion ist auch ein Hang zu ironischer Haltung verbunden. — Um alles, auch das Entfernteste, bekümmert sich der Berliner; alles eignet er sich an, und nichts Neues geschieht unter der Sonne, was seine Reflexion nicht ergreift. Eben darum bedarf er immer neuer Bildungsmittel. Die Reflexion

ist zwar immer bereit, Stoffe aufzunehmen; aber selbst bringt sie nichts hervor und spürt immer neuen Hunger. Und da natürlich eine Stadt mehr vielseitig und stark ist, als ein einzelner, so muß ein solcher darauf gefaßt sein, daß man, sobald man ihn begriffen hat, ihn vergessen, vielleicht geringschätzen wird, wie sehr man zuerst ihm auch entgegenkam, als einem neuen Objekte" [1]). Dieses überwiegend kritische Gepräge der Stadt war Steffens wohl bekannt; er fürchtete es auch nicht. Was aber in seinen Augen viel in dieser Hinsicht gut machte, waren jene engeren geistigen Kreise, in welche er schon früher eingeführt worden war, und wo sich ein eigentümliches Leben regte. Ein solcher Kreis versammelte sich im Hause der Rahel. Sie, die Ehefrau Varnhagens v. Ense, war jetzt über 60 Jahre; aber ihr Salon vereinigte noch immer, wie in ihren jüngeren Tagen, einen großen, allerdings sehr gemischten Kreis. Obgleich ihr selbst jede Spur des Emancipationsgelüstes fremd war, so sprach sich dieses nur um so deutlicher bei manchen ihrer Gäste aus. Für Rahel waren Goethe und Schiller noch immer die zwei Dioskuren, um die alles sich drehte. In der kurzen Zeit, die sie nach Steffens' Ankunft in Berlin noch lebte (sie starb 1833), gehörte sie zu seinem und der Seinen angenehmsten Umgang.

Auch Bettina v. Arnim, die Schwester des Dichters Brentano, und selbst Dichterin, stand während der ersten Jahre mit Steffens in naher Berührung. Oehlenschläger nennt sie „eine lebhafte, muntere Dame, trotzig, witzig, sinnreich, beredt, scherzhaft und freundlich gesinnt. Redet sie mit Männern, so amüsiert es sie, diese zu necken; man muß auf jedes Wort, das man sagt, genau achtgeben, daß sie sich nicht daran hänge" [2]). In früherer Zeit hatte ihre ungewöhnlich reiche Phantasie auf Steffens einen hinreißenden Eindruck gemacht. „Wir kamen", sagt er, „in wunderbaren Regionen zusammen, und ich erwachte aus einem solchen Gespräche, wie aus einem leichten, angenehmen Traume." Jetzt waren ihre Lebensanschauungen auseinander gegangen; aber sie fühlten sich doch zu einander hingezogen. Zu Umgangskreisen

1) Siehe Jul. Schmidt, Deutsche Litt.-Geschichte III, 235.
2) Oehlenschläger, Erinbringer III, 197.

dieser Art gehörte damals auch das Haus des Dr. Stieglitz, dessen junge Gattin in poetischer Schwärmerei sich selbst das Leben nahm; in Abwesenheit des Mannes stieß sie sich selbst den Dolch in ihre Brust, und man fand sie in weißer bräutlicher Tracht auf ihrem Bette liegend. Kurz vorher war es Steffens so vorgekommen, als habe sie etwas auf dem Herzen und als schwebe es ihr schon auf den Lippen; aber leider ward es zu keiner Beichte.

Im April 1832 hatte Steffens sein Amt an der Universität angetreten. Seine äußere Lage war hierdurch nicht verbessert. „Meine festen Einnahmen“, schreibt er, „sind eher geringer, als besser, in Vergleich mit Breslau, und Berlin ist bedeutend teurer“ [1]). Seine verschiedenen Vorlesungen handelten von Religionsphilosophie, Anthropologie, Naturphilosophie, Psychologie; hierzu kamen, wenigstens im Anfange, noch Naturgeschichte der Erde und Physiologie. Dagegen stellte er Physik und Mineralogie jetzt zurück, welche in Breslau seine Zeit so bedeutend in Anspruch genommen hatten und durch die beständigen Wiederholungen ermüdend für ihn selbst geworden waren. In gewissem Sinne darf man sagen, daß Steffens zu spät zu der Berliner Hochschule kam. Wäre er zwanzig Jahre früher hierher berufen worden, so würde er unzweifelhaft ein ebenso großes Aufsehen erregt haben, wie seiner Zeit in Kopenhagen und Halle. Jetzt hatte indes die Zeit sich geändert; und namentlich war die Naturphilosophie aus der Mode gekommen. Die Strömungen gingen jetzt in anderen Richtungen. Auf der einen Seite führte die Hegelsche Philosophie das große Wort, nachdem Hegel selbst vor einem Jahre gestorben war. Nicht nur nur waren fast alle philosophischen Lehrstühle in den Händen seiner Schüler, sondern das ganze öffentliche Leben war von seinen Ideen durchdrungen. Diese wurden mit einem gewissen Erfolge auf die verschiedensten Gebiete übertragen; sogar die Rechtswissenschaft wurde, zum Ärgernis der älteren Juristen, nach den Hegelschen Begriffen „an sich“, „für sich“ und „an und für sich“ geordnet. Dichter und Künstler schöpften Rat aus Hegels Ästhetik, um gar nicht zu reden von der christlichen Dogmatik. Der Kultusminister

1) Brief an Mynster vom 4. Mai 1832.

v. Altenstein war vor anderen thätig, um die Hegelsche Lehre zu einer offiziellen Philosophie zu erheben. Indes trat diese nicht immer auf die liebenswürdigste Weise auf. „Die neue Spekulation hatte ihren Bekennern ein so starkes Selbstgefühl eingeflößt, daß der Laie über sie in Verzweiflung war. Da war nichts in der Welt, was sie nicht besser wußten als jeder andere: die Kulturgeschichte schien ihr Ziel erreicht zu haben" [1]).

Die andere Strömung an der Universität folgte der Tendenz, streng erfahrungsmäßig sich in Einzeluntersuchungen zu vertiefen. Diese Richtung war es, wodurch vorzugsweise der europäische Ruf der Universität begründet war; und ihr huldigten unter den Lehrern mehrere Celebritäten. Aber wie konnte nun Steffens in solche Zustände hineinpassen? Er, welcher immer die Einheit im Mannigfaltigen suchte; er, dessen philosophischer Standpunkt vollends gründlich abwich von dem des hochgepriesenen Hegel?

Der Empfang war günstiger, als man bei dieser Lage der Dinge erwartet hätte. Denn zwar meinte man: bei seinen 59 Jahren sei er doch ziemlich alt, und seine Philosophie veraltet; zwar hatte man wider ihn das eine und andere, so z. B. sein Verhältnis zu den Alt-Lutheranern; aber man legte Wert auf seine Eigentümlichkeit, seine „Ursprünglichkeit" [2]). Und so mochte er denn seinen eigenen Weg gehen. Ein außerordentlicher Zudrang fand eben nicht zu seinem Hörsaale statt; er hatte aber tüchtige Zuhörer. Während diese in Halle besonders Mediziner gewesen waren, traten hier an ihre Stelle Theologen, bei welchen im ganzen, vorzüglich durch Schleiermachers Wirksamkeit, sich das bedeutendste Geistesleben regte. Viele schlossen sich mit großer Begeisterung ihm an; und das gute Einvernehmen wurde dadurch, daß er sie bisweilen zurechtsetzte, durchaus nicht ge-

---

1) Jul. Schmidt a. a. O. III, 237. Man teilte seine Schüler in drei Klassen: die besonnenen (d. i. die tiefergehenden), die überschwenglichen (d. i. die poetischen) und die flachen (d. i. die meisten).

2) Es galt keineswegs von Steffens, was jemand an Fr. Perthes schrieb: „Sie kennen jetzt so viele akademische Gelehrte; sagen Sie mir aufrichtig, wie viele unter ihnen haben Sie gefunden, die natürliche Menschen waren, und nicht eine oder andere an Wahnwitz grenzende Eigentümlichkeit hatten?" „Fr. Perthes' Leben" III, 424.

stört [1]). Am schwächsten waren die Preußen, wenigstens im Anfange, vertreten; dagegen waren viele aus anderen Gegenden Deutschlands, einige aus der Schweiz, Dänemark und Norwegen, einzelne aus Schweden, England, Polen, Frankreich und Amerika. Ein nachher berühmt gewordener dänischer Theologe erzählt, wie Steffens die Religionsphilosophie zur Einleitung und Grundlage aller Philosophie gemacht; und wie er dann meistens statt der Begründung gesagt habe: „Jeder Christ muß mir das einräumen; und wer das mir nicht einräumen wollte, würde eben dadurch nur beweisen, daß er kein Christ ist" [2]). Ungeachtet der Anziehungskraft, die er übte, hörte man doch öfter Klage führen über Unklarheit und Resultatlosigkeit seines Vortrages, zum Teil daraus erklärlich, daß er zur Vorbereitung sich nicht Zeit genug ließ.

Schleiermacher war, trotz ihrer Differenzen, über Steffens' Ankunft in Berlin erfreut. „Unser geselliger Kreis", so schreibt er an seinen Sohn, „erweitert sich etwas dadurch, daß Steffens dazu gekommen ist. Meinen lieben Steffens finde ich für meine Person ganz unverändert" [3]). Das Zusammenleben war jedoch nur von kurzer Dauer. Im Herbste 1833 war Schleiermacher in Kopenhagen, wo er der Gegenstand vieler Aufmerksamkeiten ward; es waren dieses jedoch die letzten Ehrenbezeugungen, die er in seinem großartig wirksamen, denkwürdigen Leben empfangen sollte. Am 12. Februar darauf starb er. Steffens hielt auf der Universität eine Gedächtnisrede auf den Freund, welcher einst so viel für ihn gewesen war. Ein wohlwollender, dabei scharfer Beobachter schreibt über Schleiermacher: „Er mußte große und mannigfache Bürden tragen, und unterlag ihnen zum Teil. Die Mißbildung seines Leibes empfand er tief, von seiner Jugend an bis in sein Alter. Er glaubte, daß dies auf ihn zurückwirke, und sagte einmal

---

1) Im Jahre 1834 trampelten die Berliner Studenten eines Tages, weil er von der Roheit des Studentenlebens redete; aber er verstand es, stehenden Fußes sie zu züchtigen und sparte nicht Worte, wie „Knabenstreiche". Er gewann sie dennoch durch das Interesse, das er zu wecken und zu nähren wußte, wie durch die ihm eigene Wahrheit und Liebe. Vgl. Zeuthen, Mine förste 25 Aar, S. 106.

2) H. L. Martensen an H. C. Oersted, Brief vom 20. Dez. 1834.

3) Brief vom 6. August 1832.

in Halle, daß er in jeder Periode [seines Lebens] eine schiefe Richtung nachweisen könne" [1]). Mit Recht sagte Steffens in seiner Rede über ihn: „Die Reinheit seiner Gesinnung, seine mit Milde verbundene Strenge, seine ungezwungene gesellige Munterkeit und Freiheit von aller äußeren Manier, die Schärfe seines Denkens und die Tiefe seines Gemütes, erwarben ihm allgemeines Vertrauen. In allen Ständen wurden viele Tausende während der langen Zeit durch ihn angeregt; und gerade die Klassen, die am stärksten von der einseitigen Zeitrichtung ergriffen waren, die höheren, schlossen sich, in ihrem Innersten vom Ernste der Zeit bewegt, am nächsten ihm an. Weil seine Lehre auf eine tiefere Anschauung des Lebens, des Denkens, der Wissenschaft überhaupt gegründet war, so übte sie einen mächtigen Einfluß da aus, wo sonst das Wort des Glaubens verschmäht wurde."

Der ursprüngliche Kreis der Häupter der Romantik war jetzt sehr dünne geworden. Friedrich Schlegel, welcher in den letzten Jahren, als der wahre Mittelpunkt der katholischen Bewegung in Deutschland, im Dienste des Fürsten Metternich gestanden hatte [2]), war 1829 gestorben. Nur A. W. Schlegel, Schelling und Ludwig Tieck waren noch übrig. Dieser wohnte in Dresden, und Steffens stand mit ihm in freundschaftlicher Verbindung, obgleich der Faden derselben einige Knoten bekommen hatte, teils durch Tiecks scharfe Kritik seiner Novellen, teils wegen Steffens' Teilnahme an der lutherischen Bewegung, womit Tieck sehr unzufrieden war. Im Jahre 1833 wurde in Berlin ein Tieckfest gefeiert, als der Dichter sein 70. Jahr zurückgelegt hatte; und Steffens hielt die Rede, welche ihm selbst jedoch, mehrerer zusammentreffender Umstände wegen, nicht recht gelungen schien [3]). Kurz nachher besuchte er ihn in Dresden, während der Sommerferien, auf einen ganzen Monat.

1) Varnhagen v. Ense, Tagebücher I, 31.

2) Fred. Nielsen, Aus dem inneren Leben der kathol. Kirche I, 391.

3) Er schreibt an Tieck: „Die Menge der anwesenden Schauspieler und Schauspielerinnen verhinderte mich, auf nachdrückliche Weise auszusprechen, wie Dein Lehnstuhl das einzige, noch übrig gebliebene Theater in Deutschland sei, welches, durch Goethe, Calderon, Shakespeare, Holberg bereichert, an die vergangene schöne Zeit erinnert."

Während Steffens' Leben, im ganzen genommen, sich in Berlin ruhig gestaltete, wie es auch mit seiner Neigung und seinem Alter am besten stimmte, konnte er dennoch Kämpfen von untergeordneter Art nicht ganz entgehen. Die Veranlassung lag nämlich in der neuen Richtung, welche im Jahre 1830, seit der Julirevolution, in Deutschland zur Herrschaft gekommen war, für Freiheitsideen und französischen Geist schwärmend. Es bildete sich eine Partei, halb litterarisch, halb politisch, mit einem zum Teil antichristlichen Hintergrunde. Einer der begabtesten Wortführer dieses sogenannten jungen Deutschlands war der Dichter Heinrich Heine, welcher mit sprudelndem Witze über alles Bestehende spottete und laut verkündete: der Pantheismus sei die geheime Religion Deutschlands; und die Ehe mußte, wie bei allen solchen Bewegungen, als Sündenbock dienen. Eine Reihe begabter jüngerer Schriftsteller schloß sich an Heine an, und immer offener wurde das Banner des Unglaubens entfaltet. „Die neue Poesie glaubte an kein Jenseits! Die Erde sollte auf alle Fragen des Lebens antworten! Nur an die Wirklichkeit des Todes glaubte man!" In auffälliger Art wechselte die deutsche Jugend während dieser Jahre ihr Aussehen; die altdeutsche Tracht, die vaterländischen Lieder brauchte man nicht mehr; man war revolutionär und Weltbürger! Die „Halleschen Jahrbücher" waren das wissenschaftlich gehaltene Hauptorgan dieser Richtung.

Diesem „jungen Deutschland" gegenüber stand, insbesondere in Berlin, ein Kreis, welcher, vom Kronprinzen begünstigt, „das „Berliner politische Wochenblatt" herausgab [1]). Man bekämpfte hier sowohl die jungen Demagogen als das Beamtentum, welches als eine „Kaste von Mandarinen", und wohl nicht mit Unrecht, geschildert wurde. Man wollte das wahre Volk zur Geltung bringen, und meinte, durch Hervorhebung der Stände und Zünfte dies bewirken zu können. Wie man sehen wird, stimmte das im ganzen mit Steffens' Ansichten überein; und demnach darf man ihn wohl als jenem Kreise zugehörig betrachten; auch nahm er

1) Das Motto desselben war: „Nous ne voulons pas la contre-révolution; mais nous voulons le contraire de la révolutiou." Jul. Schmidt a. a. O. III, 215.

gelegentlich an dem Kampfe teil [1]). In seinen „Polemischen Blättern", welche in den Jahren 1829—1835 erschienen, war es jedoch besonders Physik und Geologie, um welche seine Abhandlungen sich drehten.

Auf eine weniger angenehme Weise sollte er jedoch bald mit dem „jungen Deutschland" zusammenstoßen [2]). Er war mit großer Stimmenmehrheit Rektor der Universität für 1834—1835 geworden. Ein junger Litterat, welcher sich bald darauf einen Namen gemacht hat, Theodor Mundt, jener Richtung zugethan, hatte sich gemeldet, um den philosophischen Doktorgrad zu erwerben; und wiewohl der größte Teil der Fakultät große Bedenken dagegen hatte, war seine Annahme dennoch, und zwar durch Steffens, durchgesetzt worden. Es fehlte nur der letzte, rein formelle Teil der Prüfung, eine öffentliche lateinische Rede, welche der Doktorand halten sollte. Aber tags vorher wurde Steffens eine soeben von Mundt herausgegebene Schrift vorgelegt, welche viele starke Äußerungen im Sinne des „jungen Deutschlands" enthielt [3]). Steffens fand es jetzt am richtigsten, dem Dekan der

---

1) [Oberst] A. F. Tscherning, welcher als ein unruhiger Kopf von König Friedrich VI. außer Landes (Dänemark) geschickt worden war, schrieb den 22. September 1833 von Berlin her: „Ich habe Professor Steffens besucht. Er ist ein höchst artiger und unterhaltender Mann, welcher aber manche höchst sonderbare Ideen hat. So will er ein Repräsentativsystem eingeführt sehen nach Standes- oder Stellungskategorieen, d. h., wo der Schneider seine Repräsentation erhält, der Schuhmacher die seine u. s. w. ‚Ja', sagte er, ‚vielleicht könnte man sie in einer Kategorie vereinigen, nämlich derjenigen, deren Hauptfunktion diese ist: für die Bekleidung des menschlichen Leibes zu sorgen. — Es ist eigentlich Sünde, sich über diesen gutmütigen, dichterischen, philosophierenden, dogmatisierenden Naturkundigen zu moquieren." — Siehe A. F. Tschernings „Efterl. Papirer" II, 52.

2) Martensen erzählt, wie Steffens eine scharfe Rede gegen das demagogische Unwesen gehalten habe. Einige Tage danach erhielt er eine schriftliche Warnung, an diesem Tage nicht zur Vorlesung zu gehen; man beabsichtige, ihn auszutrampeln. Steffens ließ sich jedoch nicht erschrecken, und hielt seine Vorlesung, ohne von Unruhe irgendetwas zu spüren. Brief an H. C. Oersted, vom 20. Dezember 1834.

3) Mundt redigierte eine Zeitschrift: „Der litterarische Zodiakus". Das Buch aber, das Steffens u. a. so anstößig ward, war vermutlich „Madonna", wo er als Vorkämpfer der „Emanzipation des Fleisches" auftrat.

Fakultät das Buch zu übersenden, mit der Aufforderung, jene Doktorrede noch auszusetzen, bis die Fakultät sich geäußert haben werde. Aber der Dekan war ratlos; und an demselben Vormittage, wo die Rede gehalten werden sollte, kam er zu Steffens, ohne irgendetwas gethan zu haben. Da that rascher Entschluß not; und Steffens griff zu dem freilich etwas mißlichen Auswege, das Auditorium schließen zu lassen und so durch ein Gewaltmittel die Rede zu hindern. Zwar wurde von dem größten Teile der Fakultät die durch die Umstände gebotene Maßregel gutgeheißen; aber natürlich war hierdurch Mundt und seine ganze Partei aufs höchste erbittert, und Steffens, welchen man der Kriecherei gegen die Regierung beschuldigte, ward Gegenstand der heftigsten Angriffe. Einige Jahre nachher wurde Mundt angenommen, und trat als Privatdozent auf.

Obgleich Steffens also mit Hader und Angriffen nicht verschont wurde, stellten sich doch im ganzen die Verhältnisse in Berlin weit besser, als sie in Breslau, namentlich während der letzten Jahre, gewesen waren. Seine litterarische Thätigkeit blieb eine ziemlich umfassende. Die schon erwähnte letzte seiner Novellen: „Die Revolution“, wurde unter dem Eindrucke der anstürmenden Ideen des jungen Deutschlands verfaßt. Eines seiner wissenschaftlichen Hauptwerke: „Die christliche Religionsphilosophie“, in zwei Teilen (1839), war wesentlich eine Frucht dieser Jahre [1]. Diese Arbeit ist für jeden, der Steffens' Ansichten näher kennen lernen will, von großer Bedeutung, da sie in hohem Grade das Gepräge seiner eigentümlichen Entwickelung trägt, sowohl in naturphilosophischer, als in ästhetischer und vor allem religiöser Richtung. Im Vorworte schreibt er selbst: obgleich er viele Jahre lang den Stoff mit sich umhergetragen, und versucht habe, ihn in den ver-

1) Schelling war mit ihr unzufrieden. Er schreibt an Brandis, den 9. Februar 1840: „Ich darf es Ihnen wohl in tiefem Vertrauen gestehen, daß die Lektüre [des Buches] mich mit wahrer Wehmut erfüllt hat. Es ist wieder einer der übereilten Versuche, welche der deutschen Philosophie so sehr schaden. — Sehe ich auf ihn und andere, die einst mit mir waren, so ist es kein Wunder, daß tiefe Traurigkeit sich meines Inneren bemächtigt.“ — Schelling betrachtete nämlich diese und ähnliche Arbeiten als eine Jagd auf seinem Gebiete. Man solle ihm Zeit gönnen, bis sein System fertig sei.

verschiedensten Richtungen zu verfolgen, so sei derselbe ihm doch allzu mächtig; und er sehe voraus, daß seine Arbeit der Vergessenheit anheimfallen werde; aber er tröste sich damit, daß, wenn sie den Anstoß gebe zu etwas Besserem, sie nicht vergeblich sei. Letzteres mag immerhin in Erfüllung gegangen sein; jedoch wird auch seine Religionsphilosophie sicher ihren eigenen Platz behaupten, insbesondere durch die ungewöhnliche Verbindung einer großartigen naturwissenschaftlichen Betrachtung mit einer echt evangelisch-lutherischen Grundanschauung [1]).

Im häuslichen Leben fühlte Steffens sich stets sehr glücklich. Dabei hatte er zahlreiche Verwandte und Freunde um sich; und bei seiner lebhaften Natur fühlte er das Bedürfnis eines größeren Umgangskreises. Sommers machte er gewöhnlich mit Frau und Tochter eine Ferienreise. Dann benutzten sie während der ganzen Zeit einen und denselben Wagen; und bei stets wechselndem Vorspann konnten sie so in kurzer Zeit, und doch bequem, große Strecken zurücklegen und sich nach Gefallen umsehen. Dieses Zusammenleben der drei im Reisewagen hatte für sie einen besonderen Reiz. Eine längere Reise dieser Art unternahmen sie im Jahre 1837. (Übrigens machten sie auf derselben die erste Bekanntschaft mit Eisenbahnen, welche sich damals in ihrer ersten Kindheit befanden, nämlich zwischen

1) Obgleich für eine eingehendere Beurteilung eines Werkes von so wissenschaftlichem Charakter keineswegs hier der Ort ist, so mögen doch einige Einzelheiten im Folgenden angedeutet werden. — Steffens hält drei Schöpfungsmomente fest: das kosmische, das tellurische, und die Offenbarung des Erlösers und seines Heiles in der Welt (Neuschöpfung). — Die sechs Schöpfungstage betrachtet er als Perioden. — Das Menschengeschlecht stammt von einem Paare ab. Das Dunkel, welches über der Entstehung der verschiedenen Rassen schwebt, entspricht der ebenfalls rätselhaften Entstehung von Steinarten, welche, aus den skandinavischen Gebirgen stammend, sich auf der Ebene des nördlichen Europas vorfinden. — Steffens läßt es dann unentschieden, ob die Sündflut in absolutem Sinne eine allgemeine gewesen sei, oder nur eine partielle. — Hinsichtlich der Dreieinigkeitslehre spricht er den Gedanken aus: der Vater hat den Sohn von sich ausgehen lassen und von sich ausgesondert, ähnlich wie der Dichter sich von sich selbst sondert in seiner Dichtung. — Die Entwickelung der Kirche sieht er in drei zeitlich einander folgenden Stufen sich vollziehen: einer petrinischen, einer paulinischen und einer johanneischen Periode, so daß die christliche Gemeine zur Zeit sich in der paulinischen befinde. Vgl. Martensen, Aus meinem Leben I, 150.

Leipzig und Dresden). Die Reise ging zuerst nach Erlangen, wo Karl v. Raumer wohnte; danach wurde Nürnberg besucht, mit seinen mittelalterlichen Erinnerungen, welche für die Romantiker immer besonders anziehend blieben. Das Hauptziel war indes Tirol, von dessen großartiger und schöner Gebirgsnatur Steffens mächtig ergriffen wurde. Durch das Innthal über Innsbruck, weiter durch das Pisgauerthal und Gastein, kamen sie nach Salzburg, welches besonders damals ein Aufenthaltsort mehrerer vornehmer, namhafter Persönlichkeiten war. Aber hier trat ihnen auch eine andere Seite des Lebens vor Augen. Auf der Straße wimmelte es von Bauern, Männern, Frauen und Kindern, einige gut gekleidet, andere in Lumpen, fast alle mit Bündeln von Kleidern und anderem Gepäck beladen. Wagen und Karren hielten mitten im Gewühle. Es waren protestantische Auswanderer aus dem Zillerthal, welche, von der katholischen Geistlichkeit bedrängt, lieber Haus und Hof verließen, als daß sie ihrem Glauben untreu wurden. Sie hatten von dem König von Preußen die Erlaubnis, sich in Schlesien niederzulassen, wo die königliche Domäne Erdmannsdorf ihnen zur Kolonisierung angewiesen wurde. In einer Anzahl von ungefähr 400 zogen sie jetzt dorthin. Unwillkürlich lenkten sich bei Steffens die Gedanken auf die Alt-Lutheraner. Während diese, die eigenen Kinder des Landes, welche treulich an der ererbten Lehre hingen, geängstet und verfolgt wurden, öffnete dieselbe Regierung Fremden wohlwollend eine Zufluchtsstätte. Dieser Großmut nahm sich etwas seltsam aus.

Über Berchtesgaden, wo der früher erwähnte Waagen wohnte, ging die Reise nach München, wo seit Steffens' letztem Aufenthalte sich viel verändert hatte. König Ludwig verwandelte es bekanntlich in eine Künstlerstadt, zu welcher fortan zahllose Reisende von nah und fern pilgerten. Steffens wurde in die frischen, heiteren Künstlerkreise eingeführt; die Sammlungen der Glyptothek und Pinakothek wurden fleißig besucht. Auch begegnete er alten Freunden und Bekannten, so Brentano und Harthausen, welcher, Steffens seiner Zeit in Halle so nahegetreten, jetzt Inhaber einer Grafschaft war. Dagegen war Schelling verreist; als sie von München fortreisten, fuhren sie an ihm, ohne es zu ahnen, vorbei. Über Regensburg reiste die Steffenssche Familie darauf nach Wien. Die

fröhliche Kaiserstadt trat ihnen in sehr anziehender Gestalt entgegen. Sie waren an mehrere angesehene Familien empfohlen, und waren alsbald in einige interessante Kreise eingeführt. Übrigens teilten sie ihre Zeit zwischen Natur und Kunst, und brachten die meisten Abende im Theater zu.

Mit reicher Ausbeute und geistig wie leiblich erfrischt, kehrten sie endlich nach Berlin in ihre gewohnten Umgebungen heim.

So verflossen unserem Steffens die Jahre von 1832 bis 1840 ohne eingreifende Schicksalswechsel. Den Zusammenhang mit den Alt-Lutheranern hielt er, wie gesagt, beständig fest. In Berlin versammelten sie sich in großer Heimlichkeit, und abgesetzte Geistliche hielten ihnen Gottesdienste, aller Wachsamkeit der Polizei zum Trotz. Dank der Gunst des Kronprinzen konnte Steffens ihnen in ihrer bedrängten Lage öfter nützlich sein.

Mit dem Jahre 1840 sollte in Steffens' Leben noch einmal ein neuer Abschnitt beginnen.

XX.

Krönungsreise.

1840.

Henrik Steffens stand jetzt am Abend seines Lebens. Er hatte des Tages Hitze und Last redlich getragen, manchen Kampf hatte er durchgekämpft: jetzt konnte ihn wohl nach Ruhe verlangen. Dankbar erkannte er, daß Gott der Herr gegen ihn freundlich gewesen war. Vieles von dem, was er in seiner Jugend sich gewünscht, hatte er jetzt erreicht. Er nahte den Siebzigern, fühlte aber nichts von der Schwäche des Alters; noch immer war sein Gemüt empfänglich und erregbar, wie in jüngeren Tagen. Und zu Gottes freundlicher Führung gehörte auch, daß seine letzten Jahre wie ein schönes Abendrot nach einem stürmischen Tage sich gestalten sollten. Hatte er in seiner Jugend von Ehren geträumt, so sollte er diese jetzt, nachdem sein Inneres in der besten Schule geläutert war, in reichem Maße finden.

Am Ende des Jahres 1833 war der greise Friedrich VI. mit Tode abgegangen, und Christian VIII. hatte den Thron Dänemarks bestiegen. Es ist schon im Vorhergehenden erwähnt, wie dieser vielseitig gebildete Fürst ein Interesse für Steffens gefaßt hatte, in welchem er eine frühzeitig dem Vaterlande verloren gegangene Größe erblickte. Als er 1838 mit seiner Gemahlin Caroline Amalie Berlin besuchte, ließ er Steffens bitten, sie mit den wissenschaftlichen und mildthätigen Anstalten der Residenz bekannt zu machen, eine Aufgabe, der dieser sich mit Freuden unter-

zog; und diese Tage dienten dazu, die Gunst, in welcher Steffens bei ihnen beiden stand, sehr zu erhöhen. Dennoch wurde er sehr überrascht, als er im Frühjahre 1840 durch ein königliches Handschreiben eingeladen wurde, dem Krönungsfeste Christians VIII. als dessen Gast mit seiner Familie beizuwohnen. Kurz nachher erhielt er auch das Ritterkreuz des Dannebrog=Ordens.

Große äußere Auszeichnungen hatte Steffens bisher nicht erhalten, indes doch einige zu verschiedener Zeit. Schon 1815 hatte er von der Universität Kiel, wo er ja als Jüngling seine Dozentenlaufbahn betreten hatte, das Ehrendiplom als Doctor medicinae bekommen. Einige Jahre nachher ward er Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen; 1837 war ihm der Titel: Geh. Regierungsrat verliehen worden. Andere Auszeichnungen, z. B. von litterarischen Gesellschaften des Auslandes, übergehen wir.

Während der Vorbereitungen auf die herzerfreuende Reise ins alte Vaterland traf eine andere wichtige Begebenheit ein. Am zweiten Pfingsttage, den 7. Juni, starb Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Ungeachtet aller seiner Mängel, seines beschränkten Gesichtskreises, seines Schwankens in weltgeschichtlichen Augenblicken, war er doch im ganzen, seines redlichen Charakters wegen, vom Volke geehrt und wert gehalten. Zwischen ihm und dem dänischen Könige Friedrich VI. fand mehr als eine Ähnlichkeit statt. Steffens war diesem niemals nahegetreten; desto näher stand er dem neuen Könige, welcher als Kronprinz ihm beständig viele Huld erwiesen hatte. Unter dem Eindrucke des Vorgefühls, daß Preußen, und nicht weniger ihm selbst, eine neue Zeit bevorstehe, eine reichere, lichtere Zeit, begab sich Steffens einige Tage nachher auf die Reise gen Norden, von Frau und Tochter begleitet.

Von Stettin segelten sie mit dem Dampfschiffe „Dronning" (Königin) „Marie" ab; da dieses aber ein mangelhaftes Schiff war, so wurden sie, Gegenwindes wegen, ein paar Tage unter Rügen aufgehalten. Endlich bekamen sie günstigen Wind, und bei klarem, schönem Wetter wurde die Reise fortgesetzt. Als die Höhen von Arcona aus dem Gesichtskreise verschwanden, tauchte bald die blendend weiße Küste Möens hervor, alsdann auch Stevns, alle gleichsam den gealterten Naturforscher grüßend, welcher einst in seiner Jugend

diese Gegenden untersucht hatte. Endlich zeigten sich die Türme und Spitzen Kopenhagens; und zwischen Segelschiffen aller Größen steuerte „Dronning Marie“ an Dreikronen vorüber auf die „Zollbude“ zu. Wie war Steffens so seltsam zumute! Das Ganze war ihm wie ein schöner Traum. Sie stiegen vor ihm empor, die Bilder vergangener Tage, da er als ein Verschmähter diese Stadt verlassen mußte, um in der Fremde ein Heim zu suchen, oder da er als Flüchtling vergebens an die Thür des Vaterlandes anklopfte. Jetzt kam er mit Ehren an! War es nicht, als strecke die alte Heimat die Arme nach dem lang vermißten Sohne aus? Und es war kein Traum; es war volle Wirklichkeit. Es war ihm zumute, als sei hiermit Zweck und Ziel seiner Erdenwallfahrt erfüllt, als müsse nun alsbald der Tod freundlich den Vorhang sinken lassen.

Jedoch das Leben rief, heiter und bunt, und lud zur Teilnahme ein. Im „Hotel du Nord“ am Königs-Neumarkt wartete ihrer, als Gäste des Königs, eine geräumige Wohnung; und noch am selben Tage machte Steffens auf Amalienborg den beiden Majestäten seine Aufwartung. Die kurze Zeit bis zur Krönung wurde völlig eingenommen von Besuchen bei alten Freunden und Verwandten, bei Mynster, Bang, Oehlenschläger u. a. m. Alte Erinnerungen wechselten mit neuen Eindrücken. Mehrmals war die Steffenssche Familie beim Könige zum Thee eingeladen. Bei Hofe traf Steffens ebenfalls mehrere Bekannte aus alter Zeit, so Rumohr, dessen Gast er im Winter 1807—1808 gewesen war, und Karl Sieveking, welcher als Abgesandter Hamburgs anwesend war. Der königliche Kabinetssekretär, Adler, lud die Familie mehrere Male auf seinen Landsitz.

Die Krönung fand am 28. Juni auf dem Frederiksborger Schlosse statt. Tags vorher kam Steffens mit den Seinen, sowie die meisten, die ihr beiwohnen sollten, nach dem nahebei gelegenen Hilleröd, welches bald von den vielen Fremden überfüllt war. Auf dem Schlosse speisten die Eingeladenen an einer Marschallstafel in der Galerie zu Mittag; und da sie ungefähr dreiviertel Stunden auf das Essen warten mußten, so gab das Veranlassung zu scherzhaften Äußerungen, die sich an die Inschriften der Wappenschilder längs der Wand anknüpften. Auf dem einen

stand nämlich: „Deus providebit“ (Gott wird sorgen), und auf dem andern: „In Deo spes nostra“ (zu Gott steht unsere Hoffnung) [1]). Die Steffenssche Familie war übrigens bei einem Müller, am Ende des Ortes, einquartiert, wo sie die herzlichste Aufnahme fand.

Das Krönungsfest selbst ging am folgenden Tage mit großer Pracht und bei heiterstem Wetter vor sich. Da die Schloßkirche ziemlich klein ist, konnte nur ein kleiner Kreis hier Platz finden. Steffens wurde der seine unter den Deputierten der Stände angewiesen. Man konnte sich in längst verschwundene Zeiten zurückträumen, wenn man die Elephantenritter und die Großkreuze vom Dannebrog in altspanischen Trachten mit purpurroten und citrongelben Sammetmänteln sah [2]), mit weißen, enganschließenden, seidenen Beinkleidern, welche hinuntergingen bis in die Schuhe, und Hüten mit großen Federn. Drei Bischöfe fungierten am Altar. Mynster hielt die Rede; die Salbung ging nach altem Brauche vor sich, zuerst die des Königs, worauf er, mit der Krone auf dem Haupte, das Scepter in der einen Hand, den Reichsapfel in der andern, während der lange Mantel hinter ihm herschleppte, durch die ganze Kirche zu dem Thron am anderen Ende hinschritt; danach die Krönung der Königin in derselben Weise. Die Feier war lang und ermüdend; Steffens, welcher das Stehen so lange nicht aushalten konnte, freute sich, daß er einige Augenblicke hinter den anderen ausruhen durfte.

Aus der Kirche bewegte sich der Zug quer über den Schloßhof nach dem Königsflügel. Unter allgemeinem Jubel und Lebehochs erschienen sogleich die Majestäten in den Brüstungen der offenen Galerie und grüßten das Volk — ein schönes Paar, voll königlicher Würde und Anmut. Die ganze Situation, die baulichen Umgebungen, König und Königin mit Kronen auf den Häuptern, die tausendstimmigen Jubelrufe — alles wirkte auf Steffens betäubend, als wäre er plötzlich ins Mittelalter versetzt, oder eine romantische Dichtung zur Wahrheit geworden.

---

1) Sibbern an Zeuthen, am 17. Juni 1840.

2) Die oldenburgischen Farben.

Jetzt folgte die Vorstellung. Einzeln mußten die Eingeladenen zuerst den König, dann die Königin begrüßen, diese beiden, jeder auf seinem Throne, in einem besonderen Saale sitzend. Endlich wurden die Gäste in verschiedene Säle verteilt und bewirtet.

Am folgenden Tage wurde eine kleinere Festlichkeit in dem Walde, wo Zelte errichtet waren, begangen. Auch diesmal nahm Steffens an der Tafel teil, und abends mit der Familie an einem königlichen Konzerte. Das Ganze hatte auf ihn einen starken Eindruck gemacht; und in der gehobenen Stimmung faßte er den Gedanken einer dichterischen Arbeit, als Rahmen für das Bild eines ähnlichen Festes. Obgleich er der Königin das Versprechen gab, auch verschiedene Anläufe machte, wollte die Arbeit doch nicht gelingen.

Am Tage darauf verließ Steffens mit seinen Lieben das schöne Frederiksborg, um über Nöddebo und Esbönderup — wo seine Schwestertochter als Ehefrau des Pastor Helms wohnte — nach Helsingör zu fahren, dieser Stadt, welche teure Erinnerungen aus seiner frühen Kindheit in sich barg. Das Haus, wo seine Eltern vor so langer Zeit gewohnt hatten, stand nicht mehr. In stiller Einsamkeit, ohne irgendeinen Besuch zu machen, brachten sie unter lauter Erinnerungen diesen Tag zu.

Als Steffens nach Kopenhagen zurückkehrte, drängten sich ihm Eindrücke ganz verschiedener Art auf. Es gärte damals in den Gemütern, und eine unruhige, düstere Stimmung bemächtigte sich immer weiterer Kreise. Es ist bekannt, daß man Christians VIII. Thronbesteigung mit hochfliegenden Erwartungen begrüßt hatte, daß man von ihm, dem „Ejdvoldmann“, welcher in seiner Jugend für Norwegen die freie Verfassung gutgeheißen hatte, jetzt auch für Dänemark eine ähnliche Volksfreiheit sich versprach. Aber er meinte, solchen Wünschen des Tages nicht entgegenkommen zu dürfen. Der Unmut hatte sich schon auf verschiedene, zum Teil unheimliche Weise Luft gemacht, und äußerte sich auch jetzt. Dies konnte der Aufmerksamkeit unseres Steffens nicht entgehen; und er, kein Freund von Konstitutionen nach französischer Schablone, wurde tief bewegt, wenn er des Königs schwierige Stellung und die Zukunft des Vaterlandes sich ausmalte. Ihm war es klar, daß „das kein natürlich aus dem Volke hervorgegangenes Bedürfnis, im Gegenteil nur eine Wirkung der, seit der großen Revolution mächtigen,

staatswissenschaftlichen Abstraktion war, welche anstatt beratender Provinzialstände eine allgemeine gesetzgebende Nationalversammlung forderte, anstatt des lebendigen, stillen Wachstums ein gegebenes, fertiges."

Indessen nahmen neue Begebenheiten sein Interesse in Beschlag. Die skandinavische Naturforscher-Versammlung fand in den Tagen vom 2. bis 10. Juli statt. Lebhaft und unverdrossen begleitete Steffens ihre Verhandlungen, besonders die der botanischen, zoologischen und physikalischen Abteilung. Er selber hielt in der allgemeinen Versammlung zwei Vorträge. Der erste derselben behandelte das Verhältnis der Naturphilosophie zu den erfahrungsmäßigen Naturstudien. Gegen den Schluß desselben streifte er vorübergehend das politische Gebiet, indem er seinen Lieblingsgedanken aussprach: im Staate komme es darauf an, daß jeder einzelne sich nach seiner Besonderheit ausbilde und seinen Platz, als ein eigentümliches Organ, ausfülle. Hierin habe dann jedes Individuum sein Reich, in welchem es heimisch, ja Souverän sei. Dieses sei die Idee der Freiheit, wogegen jenes vage Freiheitsstreben, welches dazu führe, in allem fungieren und sich mit allem befassen zu wollen, zu nichts fromme. Er betonte diese Worte nachdrücklich; aber bei den Nationalliberalen fanden sie keinen guten Boden [1]).

Sein zweiter Vortrag gewann um so mehr Beifall, und machte überhaupt starken Eindruck. Mit großer Wärme und Begeisterung führte er hier das Wort für eine gemeinsame nordische Wissenschaftlichkeit. Er machte den Vorschlag, eine große, skandinavische Buchhandlung in Gothenburg zu errichten, nach Analogie des deutschen buchhändlerischen Geschäftes zu Leipzig. Da die Sprache dem Verkehr der Brudervölker kein wirkliches Hindernis in den Weg lege, wünschte er, daß die vier nordischen Universitäten eine Einheit konstituierten, wie die deutschen, so daß sowohl Professoren als Studenten von der einen zur andern übergehen könnten, ohne Rücksicht darauf, welchem Staate sie ange-

1) Sibbern an Zeuthen, am 11. Juli 1840. Dieser erste Vortrag von Steffens findet sich in dem Bericht über die skandinavische Naturforscherversammlung, der andere dagegen nicht.

hörten. Diese Rede fand lebhaften Wiederhall; und wiewohl Steffens' Gedanken bei weitem nicht in die Wirklichkeit übergegangen sind, so ist man jedenfalls während der letzten 40 Jahre ihnen um ein Bedeutendes nähergetreten.

Die berühmtesten Gelehrten des Nordens, H. C. Oersted, Berzelius und Hansten, wohnten alle dieser Versammlung bei. Steffens empfand große Freude über die Fortschritte, welche die Naturforschung im Norden machte, und die tüchtigen Kräfte, welche sich ihr widmeten.

Sogleich nach diesen inhaltreichen Tagen gingen Steffens und seine Familie, in Begleitung Thorvaldsens, welchen er mit besonderer Freude wieder begrüßt hatte, nach Nysö, wohin Baron Stampe sie eingeladen hatte. Wie bekannt, nahm sich die alte Baronin des berühmten Bildhauers wahrhaft mütterlich an und öffnete ihm ein Daheim auf ihrem herrschaftlichen Sitze, wo er im Schoße der Natur ungestört seiner Kunst leben konnte. Während der Woche, die Steffens als ihr Gast daselbst zubrachte, fand sich ein kleiner, ausgewählter Kreis zusammen, indem sowohl Oehlenschläger als Grundtvig und Sibbern gleichfalls dahin kamen. So gestaltete sich denn ein interessanter Verkehr zwischen diesen geistigen Größen; namentlich hatten Grundtvig und Steffens viel mit einander zu verhandeln. Besonders scheint das gegenseitige Verhältnis des Dänischen und des Deutschen — schon damals eine der brennenden Fragen — ein Hauptthema ihrer Gespräche ausgemacht zu haben; und selbstverständlich faßten sie die Sache aus verschiedenen Gesichtspunkten auf. Hierbei soll es zu heftigen Scenen gekommen sein, da namentlich Grundtvig in derbster Weise das Gespräch abbrach. Sonst ging es friedlicher zu. Als jene beiden einmal bei Tische ein langes, interessantes Gespräch führten, wollte Oehlenschläger einige Bemerkungen machen; aber Thorvaldsen, an dessen Seite sitzend, soll ihn beim Arm gehalten und gesagt haben: „Nein, höre, weißt du was? Wenn vernünftige Leute reden, mußt du stille schweigen." Dieser Gedankenaustausch mit Grundtvig scheint nicht ohne bleibende Frucht für Steffens gewesen zu sein; er hat vielmehr dazu beigetragen, daß er in seinen letzten Lebensjahren im Vergleich mit früher bei weitem mehr den Dänen oder Nordländer kundgegeben hat, wovon zu reden weiter unten Gelegenheit sein wird.

Während des Aufenthaltes auf Nysö entwarf Thorvaldsen ein Porträt-Medaillon seines Freundes Steffens.

Als die Steffenssche Familie nach Kopenhagen zurückgekehrt war, machte sie sich alsbald zu einer neuen Reise auf, nämlich einem kurzen Besuche Norwegens. Dieses ward denn der letzte Abschied von dem teuren Geburtslande. In Gesellschaft eines Hamburger Arztes und seiner Frau, welche sich ihnen herzlich anschlossen, segelten sie bei unruhigem Wetter ab, dessen unangemehme Wirkung mehrere der Passagiere erfuhren. Bei Frederiksvärn (am Christiania-Fjord) wurden sie von einem Schwestersohn, Seelieutenant Hagerup, begrüßt; bei Moß kam der Brudersohn, welcher seiner Zeit in Steffens' Hause erzogen und jetzt ein angesehener Arzt in Christiania war, ihnen entgegen. In der norwegischen Hauptstadt wurden einige Tage aufs angenehmste mit alten Freunden verlebt, zum Teil Männern in den höchsten Ämtern des Landes, wie Sverdrup, Staatsrat Krog (Schwiegervater jenes Brudersohnes), ferner Büll, Justitiarius des Obergerichts und Schwager der Oersteds. Die Studenten brachten Steffens einen Fackelzug. Eine weitere Reise landeinwärts fand diesmal nicht statt; nur nach dem bekannten Krogkleven mit der schönen Aussicht über Ringerike wurde in großer Gesellschaft ein vergnügter Ausflug gemacht.

Die Rückreise ging zu Lande durch das südwestliche Norwegen, um einen vollständigeren Eindruck vom Lande zu gewinnen; und hier besuchte man unter anderem den Herrensitz Jarlsberg. Der ältere Graf, Steffens Freund aus früheren Jahren, hielt sich Krankheit halber in einem deutschen Bade auf und starb bald nachher; sein ältester Sohn aber eilte, auf die Nachricht von Steffens' Ankunft, von Christiania nach Jarlsberg und erwies ihm und seiner Reisegesellschaft die ausgiebigste Gastfreundschaft. Bei Frederiksvärn bestiegen sie darauf das Dampfschiff; und bald waren sie wieder in Kopenhagen.

Es war der Augustmonat. In diese Zeit mochte ein Spaziergang fallen, den Oehlenschläger und Steffens eines Tages in Söndermark (Südfeld) mit einander machten, alte Erinnerungen auffrischend. Hier war's, wo sie in den Tagen der brausenden Jugend einst eine unvergeßliche Wanderung machten. „In diesem Gefühle", sagt Oehlenschläger, „sympathisierten wir brüderlich."

Dagegen fühlte dieser sich noch mitunter durch Steffens' Überlegenheit gedrückt, und fand, er überspringe gern die dazwischenliegenden 40 Jahre und rede mit ihm als einem Schüler vom Jahre 1803 [1]).

In Thorvaldsens Begleitung machte Steffens einen Besuch in Roskilde. Kein Ort in Dänemark barg tiefer eingreifende Erinnerungen, als diese Stadt, und der Alte fühlte sich in glückliche Kindheitsträume zurückversetzt. Aber an Thorvaldsens Seite fragte er sich selbst: „Was hast du erreicht von allem dem, wonach dich einst verlangte in jenen stillen Stunden? Er hat seine Aufgabe gelöst; aber hast du die deine gelöst?“ Und Steffens fühlte sich klein.

Wie wohlthuend war's ihm, die freundliche Umgegend wiederzusehen! War sie doch ein Stück seines inneren Lebens. Vieles war seit seiner Kindheit verschönert: der kleine freundliche Hain, dicht hinter der Stadt, lud ihn unter seine Schatten; liebliche Promenaden längs des spiegelhellen Fjords waren seit jener Zeit hinzugekommen; aber was ihn übermannte, waren die überall durchschimmernden Spuren jener weit zurückliegenden Tage.

Die Stände waren in Roskilde versammelt. Hier begegneten ihm mehrere Freunde: Mynster, A. S. Oersted, welcher königlicher Kommissarius war, der Botaniker Professor Schouw als Präsident, u. a. m. Bei einer Festmahlzeit wurden Thorvaldsen und Steffens begrüßt. Mit ihm besuchte er den alten Dom. Der Gegensatz zwischen diesem und der erneuten Frauenkirche zu Kopenhagen trat ihm lebhaft entgegen. Indessen war Steffens von der letzteren, „dem zur Kirche umgewandelten Tempel“, doch sehr eingenommen [2]).

Die Zeit war gekommen, von Dänemark zu scheiden. Bald rollten die drei Reisegefährten auf der Landstraße durch das anmutige Seeland. In Sorö besuchte man Hauch, Ingemann und P. Hjort. Danach durchkreuzten sie Fünen, wo sie bei dem Jugendfreunde, Pastor Hieronymus Laub in Frörup, einkehrten, dem stillen, liebenswürdigen Mann, welcher mit so vielen der bedeutendsten Männer einer früheren Zeit befreundet war; danach bei dem Schwager Zeuthen zu Skamby. Endlich riefen sie

1) Oehlenschläger, Erindringer IV, 160.

2) Natürlich war es nur das Innere der Frauenkirche, was Steffens ansprach. Das Äußere hat in seiner Totalität gewiß denselben unbefriedigenden Eindruck auf ihn gemacht, wie auf die meisten.

Dänemark ihr Lebewohl zu. Steffens hat sein Vaterland nicht wiedergesehen.

Sie kamen nach Hamburg. Es war zur selben Zeit, als das kurz vorher gekrönte dänische Königspaar auf einer Reise durch die Provinzen Altona besuchte, wo die reichen Handelsherren Bauer und Donner an der Spitze des festlichen Empfanges standen. Ein ähnlicher ward ihnen in Hamburg zuteil, besonders auf Veranstaltung und in der Villa des Syndikus Sieveking. Auch Steffens nahm hier an allen Festlichkeiten teil; und immer wieder drängte sich ihm die Vergleichung auf zwischen Sonst und Jetzt. Im Garten von Neumünster, wo er in dem Notjahre 1807, als Gast der alten Frau Sieveking, so oft in finsteren Gedanken umhergegangen war, feierte er ein glänzendes Fest seines königlichen Gönners mit. Und als er an einem der festlichen Tage längs des Elbgestades nach Blankenese hinuntersegelte, und er, im nächsten Gefolge des Königs, hier ans Land stieg, da mußte er gedenken, wie er einst, gerade an derselben Stelle, den Boden Deutschlands betrat, arm und verlassen, um sich in einem unbemerkten Winkel zu bergen. Wie freundlich hatte Gott ihn geleitet!

Frau Steffens und Tochter begleiteten inzwischen die Königin bei ihrem Besuch der wohlthätigen Stiftungen. Unter denen, welche ihre Aufmerksamkeit besonders auf sich zogen, befanden sich der bekannte Wichern, Vorsteher des „Rauhen Hauses“, dieser damals vor sieben Jahren gegründeten Anstalt der inneren Mission, und Amalie Sieveking, welche im Jahre 1832 ihre eifrige und opferreiche Liebesarbeit zur Pflege der Armen und Kranken begonnen hatte. Letztere brachte mehrere Abende im Hotel bei Steffens' unter Gesprächen zu, welche sich bis Mitternacht hinzogen: denn sie war, ebenso wie Wichern, ihnen innig befreundet. Damals trat die Königin Caroline Amalie mit Fräulein Sieveking in ein näheres Verhältnis; und diese Verbindung der beiden edlen Geistesverwandten währte fort bis zum Tode der letzteren (1859) [1].

Jetzt ging die Reise heimwärts, jedoch auf Umwegen. Zunächst

---

1) Sie stand mit der Königin in Briefwechsel und besuchte sie öfter in Kopenhagen und auf Sorgenfrei. Sie ist es auch, welche zur Stiftung des Kopenhagener „Weiblichen Pflegevereins“ die Anregung gab.

folgten sie der Einladung eines entfernteren Verwandten nach Lüneburg. Auf der beschwerlichen Fahrt durch die Heide hatten sie sich dermaßen verirrt, daß sie, anstatt zu Mittag anzukommen, wozu sie angemeldet waren, erst in dunkler Abendstunde eintrafen. Während sie die Straße hinunterfuhren, verwunderten sie sich über das große Menschengedränge, so daß Klara Steffens ausrief: „Hier ist ein Unglück geschehen!" Ein starker Lichtschein ließ sie schon eine Feuersbrunst vermuten; da gewahrten sie, daß derselbe aus einem großen Garten herkam, welcher mit bunten Lampen erhellt war. Aber erst, als am Eingange des Gartens der Verwandte sie willkommen hieß, ward es ihnen klar, daß das Ganze eine zu Steffens' Ehren veranstaltete Festlichkeit war. So ließen sich denn die längst Erwarteten unter das Gewühl der feiernden Gäste einführen. Nach mehrtägigem vergnügtem Aufenthalte reisten sie weiter, unterwegs mehrere Verwandte und Freunde begrüßend. Sie machten einen Umweg über Halle, besuchten Tieck in Dresden und gelangten endlich wieder nach Berlin.

Die Reise war von Anfang bis zu Ende reich an Aufmunterungen und Ehren.

XXI.

Letzte Lebensjahre.

1840—1845.

In Berlin war Unruhe und Jubel. Kurz nach Steffens' Heimkehr, am 15. Oktober, hielt der neue König Friedrich Wilhelm IV., welcher in Königsberg gekrönt war, seinen festlichen Einzug in die Hauptstadt. Große Volksmassen waren auf den Beinen, dagegen nur wenig Militär; überall sprach sich eine große Begeisterung aus. Man begrüßte in dem 45jährigen Könige den, welcher eine neue Zeit heraufführen und die allgemeinen Erwartungen von Freiheit und Größe erfüllen werde. Und hierzu war Grund. Er war ein von edlen, idealen Zwecken erfüllter, dabei reich begabter, vielseitig gebildeter Herr. Kunst und Wissenschaft lagen ihm sehr am Herzen; und die Romantiker hatten in ihm ein gekröntes Haupt erhalten. Mit ihren Schriften war er längst vertraut; und ein romantischer Schwung so wie eine geistreiche Auffassung prägte sich in seinen beredten Worten aus. Er wollte das „Königtum von Gottes Gnaden" in seinem ursprünglichen Glanze geltend machen; und von diesem erhabenen Standpunkte aus wollte er nichts anderes, als des Volkes Wohl. Er wollte gern als der Mann des Fortschritts angesehen werden, jedoch nicht, als wollte er die von so vielen begehrte Freiheit in französischem Geiste verleihen; sein Augenmerk war vielmehr die echt germanische Entwickelung der einzelnen Stände nach ihrer Eigentümlichkeit. Von innigem religiösen Gefühle erwärmt, wünschte er aufrichtig, dem Christentum im Volke auf alle Weise Schutz zu gewähren; aber

er war zu freisinnig, um Einförmigkeit der Glaubensweise und Glaubenslehre zu verlangen. Es war unter dem Volke bekannt, daß sein Familienleben ein durchaus gutes war, und nicht weniger bekannt, daß er eine besondere Gabe besaß, die Schwächen der Großen und Kleinen zu durchschauen; seine darauf bezüglichen Witze gingen von Mund zu Mund: sie waren treffend, aber nicht verletzend [1]).

Und die allgemeine Begeisterung teilte Steffens in besonderem Maße, er, welcher nicht nur eine Reihe von Jahren an ihm einen Gönner gehabt hatte, sondern jetzt auch manche seiner eigenen Ideen, viel von dem, wofür er selbst gekämpft hatte, in diesem Könige auf den Thron erhoben sah. „Was Schelling für mich in wissenschaftlicher Hinsicht war", sagt er, „das ward in geschichtlicher Hinsicht die fürstliche Person, an die ich in meinem Alter mich anschloß."

Jedoch sollte die Zeit alsbald zeigen, daß die Hoffnungen, die sich an den König knüpften, nur in geringerem Grade zur Wirklichkeit wurden. Ungeachtet seines guten Willens und des eifrigen Anlaufes, den er nahm, um Verschiedenes ins Werk zu setzen, setzte er dennoch nur wenig durch. Teils lag dies darin, daß die stärkste Strömung des Zeitgeistes gegen ihn ging, teils in seinem persönlichen Mangel an Charakter. Von Jahr zu Jahr erlebte er daher neue Täuschungen, welche ihn erbitterten; er ward der Gegenstand höhnischer Volkswitze [2]), und je mehr und mehr verbreitete sich über ihn etwas Fried- und Freudeloses. Gewiß war es seine innerste Herzensmeinung, welche er einst in diesen Worten äußerte: „Ich kann nicht ausdrücken, wie sehr ich diese Zeit hasse, welche keine Liebe mehr zu Fürsten hat."

Sogleich nach Friedrich Wilhelms IV. Regierungsantritt traten große Veränderungen in mehreren Richtungen ein. Die Glanz-

1) Man sagte von ihm, ein Viertel von ihm sei Soldat, ein Viertel Prediger, ein Viertel Kunstfreund, ein Viertel — Allerlei. Varnhagen v. Ense, Tagebücher II, 33.

2) So sah man einige Jahre später eine Karikatur des Königs: in der rechten Hand stand „Ordre", in der linken „Contre-ordre", auf der Stirne „Désordre".

periode der Hegelschen Zeit war vorüber; an Minister Altensteins Stelle, welcher diese Philosophie in jeder Weise begünstigt hatte, trat Eichhorn ein, ein redlicher, christlich gesinnter Mann, einer der alten Vaterlandsfreunde, welchen Steffens von den Zeiten der französischen Zwangsherrschaft her gekannt hatte, und zu welchem er in freundschaftlichem Verhältnis stand [1]). Der König wünschte Berlin zu einem Mittelpunkte für Kunst und Romantik zu machen. Von allen Seiten rief er hierher berühmte Persönlichkeiten. Die Komponisten Meyerbeer und Mendelssohn wurden für die Musik angestellt; den Maler Cornelius, „das Haupt der deutschen Künstler", holte man von München nach Berlin. Große Kunstarbeiten wurden in Gang gesetzt oder doch geplant, so eine kolossale Domkirche, ein neues Museum, das Monument Friedrichs des Großen. Die noch lebenden Häupter der Romantik sammelte der König um sich: Schelling von München, A. W. Schlegel von Bonn [2]), Ludwig Tieck von Dresden, sowie auch die verdienstvollen Gelehrten Gebrüder Grimm. Es war, als solle die Romantik jetzt eine neue Blütezeit, glänzender als je zuvor, erleben. Dabei war es aber augenfällig, daß es fast lauter alte, fast ausgelebte Männer waren. Neue Orden wurden gestiftet: „pour le mérite" für Gelehrte und Künstler, der „Schwanenorden" für Damen; unter diesen stand Bettina v. Arnim besonders in des Königs Gunst. Man teilte die Günstlinge des Königs in drei Klassen; in der dritten waren unter anderen Eichhorn, Tieck und Steffens [3]).

Für Steffens war es eine Freude, in seinen alten Tagen so manche, denen er näher stand, in Berlin sich einfinden zu sehen, namentlich Tieck und Schelling. Der erstere weilte 1841 auf dem königlichen Schlosse zu Potsdam, wo er die rücksichtsvollste Aufmerksamkeit des Königs genoß. Im nächsten Jahre nahm er

1) Varnhagen v. Ense, Tagebücher II, 265.

2) „Der König soll sich über A. W. Schlegels Ankunft freuen, weil er ihn amüsieren wird mit den geschminkten Wangen, der Spiegeldose, den verschiedenen Perücken, den kolossalen Eitelkeiten, eine Art Gundling (d. i. ein Kammerherr, welcher bei Friedrich Wilhelms I. Tabakskollegium als Narr gebraucht wurde) in unserer Zeit." Varnhagen v. Ense, Tagebücher II, 247.

3) Ebd. II, 244.

in Berlin bleibenden Aufenthalt, wo er ohne irgendeine feste Verpflichtung, sondern nur je nach seinem Gutbefinden, seine Mithilfe beim Theater gewährte; insbesondere hatte er unbeschränkte Vollmacht, die Aufführung Shakespearscher Stücke anzuordnen. Obgleich Tieck alt und leiblich schwach war — seit vielen Jahren hatte er außerordentlich an der Gicht gelitten —, war er doch völlig geistesfrisch und fuhr auch in Berlin, wenn auch für einen kleineren Kreis, mit seinen ausgezeichneten Vorlesungen, besonders von Dramen, fort, welche in Dresden ihm einen so großen Namen verschafft hatten. Steffens besuchte seinen alten Freund sehr fleißig, und nahm oft den einen oder anderen seiner jungen dänischen Landsleute zu seinen Vorlesungen mit [1]).

Schelling hielt im November 1841 seine Antrittsvorlesung vor einer ungeheuer großen Zuhörerschaft und mit großen Verheißungen für die Zukunft. „Nicht um zu zerstören, bin ich hier“, sagte er, „sondern um aufzubauen, um eine Burg zu gründen, in welcher die Philosophie von nun ab sicher wohnen soll. Nicht um eine andere Philosophie (an Stelle meiner früheren) zu setzen, sondern um eine neue, bisher für unmöglich gehaltene Wissenschaft hinzuzufügen. Und hier muß ich bekennen, daß ich eigentlich für dieses Werk aufbehalten worden bin“ [2]). Ungeachtet dieser großen Verheißungen, bekamen die Zuhörer doch nicht viel davon, und der Zudrang verlor sich in kurzem [3]). Das Verhältnis zwischen ihm und Steffens blieb ein herzliches. „Das Wichtigste für mein Hiersein ist“, schreibt er an diesen, „daß ich redliche, treue Freunde finde; und wohin könnte da mein Blick sich eher wenden, als zu dir, dem letzten, der mir aus früherer Zeit übriggeblieben ist?“ [4])

So fand Steffens seinen **Umgangskreis** angenehm erweitert. Von der Spaltung, welche das wissenschaftliche Berlin in zwei

1) **Tieck** starb erst 1853.

2) **Julian Schmidt** a. a. O. III, 358.

3) Humboldt äußerte in einer Gesellschaft: „Herr v. Schelling scheint hier ungefähr ebenso vielen Einfluß zu haben, wie der neue (protestantische) Bischof in Jerusalem sich bei den Juden versprechen kann.“ Schelling starb 1854. **Varnhagen v. Ense**, Tagebücher II, 380.

4) Brief an H. Steffens (vermutlich von 1842). **Plitts** Sammlung.

feindliche Lager teilte, Hegelianer und Nicht-Hegelianer, und welche sich im allgemeinen auf eine wenig liebenswürdige Weise äußerte, wurde Steffens weniger berührt, als die meisten anderen. Bei seiner wohlwollenden Gesinnung fühlte er sich für alles Parteiwesen so wenig wie möglich aufgelegt. Einzelne jüngere Hegelianer besuchten ihn zuweilen. Sein übriger Verkehr war sehr mannigfach, so daß es schwer halten dürfte, ihn vollständig zu schildern. Wir nennen nur folgende Namen: von Gelehrten Fr. v. Raumer [1]), den Geographen K. Ritter, Alex. v. Humboldt, W. Grimm und den Herausgeber der „Nibelungen" v. d. Hagen; von Theologen vorzüglich Twesten; den großen Rechtsgelehrten Savigny, Minister Eichhorn; von Künstlern namentlich die Bildhauer Friedr. Tieck (Bruder des Dichters) und Rauch. Endlich verdient besondere Erwähnung Geheimrat v. Göschel, ein Mann, welcher aufrichtig meinte, sein inniges Christentum mit seiner Vorliebe für Hegel und Goethe vereinigen zu können [2]). Auch zu Hofe und zu anderen fürstlichen Personen kam die Steffenssche Familie hin und wieder. Haftete ihm in dieser Hinsicht einige Schwäche an, so war das in noch höherem Grade bei seiner Frau der Fall.

---

1) Dieser, vormals Steffens' Kollege in Breslau und jetzt in Berlin, schreibt über ihn: „Wohin Steffens sich mit seiner Begeisterung und Beredsamkeit wenden mochte, überall wirkte er weckend durch Gedanken und Gefühle. Trotz aller seiner Vielseitigkeit war es natürlich doch dem begabten Manne unmöglich, in jeder Richtung den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erreichen. Zuweilen fühlte man sich in naher Übereinstimmung mit ihm, und bald darauf erblickte man ihn in excentrischem Abstand. Die verschiedenen theologischen und religiösen Ansichten hatte er nicht nur geschichtlich zu begreifen gesucht, sondern sie haben ihn nach einander gleichsam in Besitz genommen und ihn beherrscht, vom poetisierenden Katholicismus bis zum buchstäblichsten Luthertum. Dieses führte ihn denn theoretisch zu großer Unduldsamkeit, während die unerschöpfliche Milde seines Herzens ihm praktisch niemals erlaubt haben würde, zu verletzen." Fr. v. Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechsel II, 104. Raumer war übrigens Rationalist.

2) Er war Rechtsgelehrter; und nach der Revolution wurde er von den Lutheranern zu Posen, Brandenburg u. s. w. zum Präsidenten eines lutherischen Gesamtvereins erwählt, welcher für die Wiedererrichtung einer lutherischen Kirche in Preußen wirken sollte.

Seine Wirksamkeit an der Universität setzte Steffens im wesentlichen bis zuletzt fort. Seine Vorlesungen unterschieden sich in der Form von denen der anderen Professoren. Die Regel war nämlich, daß sie entweder einfach vom Papier abgelesen wurden, oder daß es eine Art Zwischending war zwischen Ablesen und freiem Vortrag. Steffens bewegte sich vollständig frei, sowohl was den Inhalt, als was die Form betraf. Dieses galt namentlich von den philosophischen Vorlesungen. „Er konnte z. B.“, so schreibt einer seiner Zuhörer, „in einer Stunde über die Lebensentwickelung des Menschen vortragen, und zwar beleuchtet durch die vier Temperamente, in einer anderen von der Lebensbewegung in dem Inneren des Menschen unter dem dreifachen Gesichtspunkt von Anregung, Erregung und Aufregung (Entzündung des Funkens, der Brand, die Flamme); in einer dritten Stunde konnte er auf die Erinnerungen seiner Kindheit kommen und davon reden, wie die Melodien aus dem norwegischen Alpenlande noch in ihm lebten, aber nie höher hinaufstiegen, als — so weit (wobei er in seiner lebhaften Weise auf die Kehle hinwies)“ [1]). — Seine Vorlesungen pflegte er nachmittags von 4 bis 5 Uhr zu halten, um hiermit jede Einladung zu Mittagsgesellschaften abwehren zu können. „So sorge ich dafür“, sagte er einst im Scherze zu einer Dame, „daß weder ich selbst, noch meine Zuhörer sich ihren Magen verderben“; worauf sie im selben Tone antwortete: es sei doch die Frage, was besser sei, ihre Mägen zu verderben, oder ihre Köpfe, was ihn herzlich lachen machte. Junge Studenten von anderen Universitäten, darunter seine lieben dänischen, die an ihn empfohlen waren [2]), und deren oft eine ziemliche Anzahl, versammelte er gern abends in seinem Hause.

Alle Donnerstage stand sein Haus für Fremde offen; nicht selten gab er größere Gesellschaften. Durch des Königs Gunst waren seine Verhältnisse in den letzten Jahren sehr günstig gestellt [3]).

1) Pastor Henr. Bech in „Nordisk Maanedsskrift“ 1875 II, 209 f.

2) Ein solcher — der gegenwärtige Bischof P. C. Kind — schreibt aus Berlin am 2. Dezember 1843: „Ich freue mich, mit diesem Manne bekannt geworden zu sein, in dessen Wesen ein Leben und eine Liebe ist, welche mich mit Bewunderung erfüllt.“ (Briefe an H. C. Oersted).

3) Auch ward er im S[illegible] ...m Roten Kreuze III. Klasse.

So gab er Thorvaldsen, als dieser 1841 durch Berlin kam, eine Gesellschaft, ebenso zu Oehlenschlägers Ehren am 1. Mai 1844, das letzte Mal, daß die beiden sich sahen. Und es traf sich, daß sie in Potsdam, nachdem sie beim Könige in einer Abendgesellschaft gewesen waren, in einem Gasthofe übernachten und gerade, wie einst am Morgen ihrer Bekanntschaft, in demselben Zimmer liegen mußten.

Die litterarische Thätigkeit war für Steffens fast zu einer Notwendigkeit geworden, und bis zu Ende setzte er sie fort. Die Arbeit, die besonders in den letzten Jahren ihn beschäftigte, war seine Selbstbiographie: „Was ich erlebte“, in 10 Teilen. Am Schlusse der Dreißiger hatte er sie angefangen, und legte die letzte Hand daran erst einige Monate vor seinem Tode. In der großen Memoirenlitteratur unserer Tage nimmt dieses Werk mit Recht einen Ehrenplatz ein. Es wird immer eine wichtige Quelle zur Kenntnis jener Zeit bleiben. Der fesselndste Teil des Buches ist die Erzählung von seiner Kindheit und Jugend, sowie von seinem ersten Auftreten als Teilnehmer an den geistigen Bewegungen der Zeit. Dagegen macht sich, besonders in den späteren Abschnitten, sein Hang zur Reflexion allzu sehr geltend; und der Haupteindruck wird hier, wie in manchen seiner litterarischen Arbeiten, durch zu große Ausführlichkeit geschwächt. Ein schöner Abschluß seines Lebens war diese Auffrischung der so außerordentlich reichen Erinnerungen desselben; und der aus allem sprechende Geist zeugte von der Liebe und Milde, die ihn beseelte. Das Werk bildet in dieser Hinsicht einen wohlthuenden Gegensatz gegen die Memoiren mehrerer anderer Berühmtheiten [1]).

Sein Familienleben war immer ein glückliches gewesen; und es wurde ihm vergönnt, bis ans Ende in dem kleinen Kreise zu leben. Seine Gattin, die einst so blendend schöne Hanna Reichardt, hatte auch als Sechzigjährige noch ein anziehendes Äußeres behalten. Jedoch gewann sie bei weitem nicht, wie ihr Mann, die Herzen der Leute. Ihr Wesen hatte etwas Kaltes und Steifes, und sie ließ merken, daß sie gern die vornehme Frau vorstellte, sowie denn vorzugsweise sie es war, welche in aristokratische, ja

1) Übrigens vergleiche des Verfassers Vorwort.

fürstliche Kreise zu kommen begehrte. Übrigens teilte sie, wie gesagt, ihres Mannes religiöse Überzeugungen. Die Tochter, Klärchen, welche jetzt hoch in den Dreißigern stand, gewährte Steffens im Grunde mehr als die Frau. Sie hatte Geist und Gemüt, und ihren Vater liebte sie vor allen, und blickte zu ihm mit grenzenlosem Vertrauen empor. Sie half ihm seine Bücher von Danismen reinigen; und überhaupt verstand sie ihn dermaßen, daß er sich ihr vollständig mitteilen konnte. Sie begleitete ihn auf seinen Wanderungen und war, kurz gesagt, seine rechte Hand. Und er war seinerseits immer voll Freude und Dankes über sie. „Es ist eine unverdiente Gottesgnade", sagte er, „diese Tochter, die ich habe — sie lebt für mich!"

Deutschland, sein zweites Vaterland, welches so frühe durch reiche Geistesschätze ihn angezogen hatte, in welchem er mehr als vierzig Jahre gelebt, für welches er gekämpft und gelitten hatte — dieses Land hörte Steffens zu lieben nicht auf. Seit der Thronbesteigung des neuen Königs war seine Hoffnung für die Zukunft des Landes mächtig gestärkt; er glaubte vorauszusehen, wie der deutsche Geist, nachdem er gegen Frankreichs äußere Gewaltherrschaft sich erhoben hatte, ebenso je mehr und mehr die geistigen Fesseln seines Erbfeindes abschütteln und sich in seiner eigenen Kraft und Fülle entwickeln werde. Er teilte diese lebhafte Hoffnung mit vielen anderen; und ein Symbol dieses Geistes sahen sie in dem mächtigen, noch unvollendeten Kölner Dome, welcher in jenen Tagen, als die deutsche Kraft sich in ihrer Eigentümlichkeit regte, begonnen war, welchen aber die späteren entarteten Zeiten nicht zu vollenden vermocht hatten. Jetzt hatte der von Romantik beseelte König erklärt, daß das unterbrochene Werk aufgenommen und zu Ende geführt werden sollte, eine Erklärung, die von allen Seiten mit Jubel begrüßt wurde, insbesondere auch von dem jugendlich schlagenden Herzen unseres Steffens. So solle Deutschland sich auch als ein mächtiger geistiger Bau erheben, zum Segen für die anderen Völker. „Deutschland ist berufen", schreibt er, „alle kultivierten Völker des Festlandes zu befreien, nicht dadurch, daß es fremden Völkern seine Eigentümlichkeit aufnötigt, sondern dadurch, daß es jedes Volk auf sich selbst und seine eigene Geschichte hinweist."

Dieses war seine edle Hoffnung, die er bis in seine letzten Stunden bewahrte. Freilich regte sich in jenen Jahren rings um ihn her so manches, was ihn zuweilen mit düsteren Ahnungen erfüllen konnte. Hatte der König die Romantiker nach Berlin gezogen, so scharten sich nunmehr auch die wilden, zerstörenden Geister des jungen Deutschlands, um mit frechem Spotte alle edleren Gefühle des Herzens, vor allem das Christentum unter die Füße zu treten [1]). Und in denselben Jahren begann der ernstliche Streit in Schleswig zwischen Dänisch und Deutsch. Steffens sah voll schmerzlicher Teilnahme einen Kampf sich entzünden, welcher ja seinem Herzen nahegehen mußte, da er mit beiden Völkern sich so innig verbunden fühlte. Hinsichtlich seiner Stellung zu der brennenden Frage ist eine Äußerung, welche schon im fünften Teil seiner Selbstbiographie vorkommt, bemerkenswert: „Die Dänen haben in jenen Grenzprovinzen nicht bloß ein äußeres, mit den geschichtlichen Verhältnissen wechselndes Recht zu verfechten, sondern weit mehr ein geistiges; und ein Angriff auf dieses verwundet zugleich den innersten Kern des nationalen Daseins." Es war für ihn eine günstige Schickung, daß er seine Augen schloß, ehe dieser Hader zwischen Dänisch und Deutsch in offenen Kampf ausbrach: denn wie innig er Deutschland auch liebte, wozu er wahrlich allen Grund hatte, so blieb er doch im Grunde dänisch.

Ungeachtet seines langen Lebens inmitten der Deutschen, merkte man's ihm bald an, daß er kein Deutscher war. Seine Muttersprache klang immer, in Schrift und Rede, durch sein Deutsch hindurch; er mußte sich gelegentlich in den Vorworten seiner Schriften deshalb entschuldigen. Zwar verlor er während einer Reihe von Jahren, als er mit Dänemark nur in wenigem Verkehre stand, die Fertigkeit, dänisch zu schreiben, und er zog es damals vor, auch wenn er nach seiner Heimat schrieb (z. B. an Mynster), sich der deutschen Sprache zu bedienen [2]). Mit seinem letzten Besuche Dänemarks

1) Bei einem Festmahle brachte einer derselben (Edgar Baur) den schauerlichen Trinkspruch aus: „Pereat Gott!"

2) Brief an Mynster, vom 1. Mai 1823 in deutscher Sprache: „Werde nicht böse, daß ich deutsch an Dich schreibe. Ich habe keineswegs meine Muttersprache vergessen, aber wenn ich so geschwind schreiben will, wie ich denke, so ist das Deutsch für mich natürlich das fließendere."

ging indes hierin eine Veränderung vor; fortan schrieb er an seine Landsleute dänisch. Überhaupt scheint durch diese Reise seine dänische Gefühlsweise in besonderem Grade belebt worden zu sein. Daß sein deutscher Ausdruck bis in die späteren Jahre unverkennbar einen dänischen Beigeschmack hatte, dafür giebt es manche Zeugnisse [1]). „An der Berliner Universität", so schreibt ein Erzähler, „ging noch die Sage von seiner früheren dänischen Aussprache deutscher Wörter, wodurch die spaßhaftesten Mißverständnisse herbeigeführt waren" [2]). „Es ist merkwürdig", schreibt J. A. Bornemann, welcher Steffens im Jahre 1841 hörte (nachher theologischer Professor zu Kopenhagen), „wie dänisch er wird, wenn er öffentlich vorträgt; Aussprache, Ausdrucksweise, Redensarten sind ganz dänisch, um nicht zu reden von seinen Versündigungen gegen die deutsche Grammatik" [3]). Seine Liebe zu der alten Heimat verhehlte er nicht, wenn junge Dänen oder Norweger seine Zuhörer waren, oder ihn besuchten, was sowohl in Halle, als in Breslau und Berlin häufig der Fall war. Einer von denen, die ihn in seinen letzten Lebensjahren gehört haben, Pastor H. Bech, erzählt sein erstes Zusammentreffen mit ihm, wie folgt: „Wenn man vor der hohen Gestalt mit dem eigentümlich spielenden Lächeln und dem wunderbar klaren Blicke stand, so bekam man den Eindruck, daß er immer etwas zu sagen hatte, was ihm auf der Zunge brannte; ich habe nie jemanden gekannt, der auch im Äußeren den Mann des Wortes so ausprägte, wie er. Es ging wir, wie es, denke ich, allen Dänen gegangen ist, daß er den Empfehlungsbrief ungelesen liegen ließ und sich mit mir selbst einließ. Als er hörte, daß ich ein Enkel des Arztes Callisen sei, welcher seinen Landsitz am „Strandwege" hatte, und daß ich noch bei meiner Mutter auf Österbro (Vorstadt) wohnte, da strömten auf einmal die Er-

---

1) K. Holtei schreibt (bei der Herausgabe von „Steffens Briefe an Tieck"): „Daß der edle Normanne niemals ganz richtig Deutsch lernte, und dennoch einer der begeistertsten Redner in deutscher Sprache gewesen ist, wissen alle, die einmal so glücklich waren, seine collegia zu hören. Was er für den Druck schrieb, ist durch die näheren Freunde oder die Herren Verleger in aller Weise gereinigt worden."

2) H. Bech, Nord. Maanedsskr. 1875 II, 208 f.

3) Brief an Sibbern.

innerungen auf ihn ein, so daß er vergaß, wie jung ich war, und mit den Worten: ‚Das ist ja die alte Österbro=Compagnie‘ [1]) mich küßte, als sei ich wirklich ein Zeitgenosse seiner Jugenderinnerungen.“

Seine Frau liebte das Dänische nicht sonderlich. Sie konnte es sprechen, wollte es aber in ihrem Hause nicht gern hören. Eines Abends, da ein paar Dänen mit Steffens sich in ihrer Muttersprache unterhielten, wurden sie von Frau Steffens mit den Worten unterbrochen: „Erinnern Sie Sich, wo Sie sind, meine Herren!“ Sie redeten nun allerdings deutsch; Steffens aber sagte lächelnd: „Ich, ich bin ein Däne, und bleibe es!“ [2])

Ganz anders war es mit Klara Steffens, welche das Dänische ebenso gut redete als schrieb, und sich mit ihrem Vater in dieser Sprache zu unterreden pflegte.

Wenn aber Steffens so sein ganzes Leben hindurch, und besonders stark in seinen alten Tagen, sich zu seiner nordischen Heimat hingezogen fühlte, so daß er sogar wünschte, dort sein Leben zu beschließen, und wenn er anderseits in Deutschland so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, so können wir es verstehen, daß er in einem wehmütigen Augenblick ausrufen konnte: „Ach, ich habe kein Vaterland mehr!“ [3]) Denn in gewissem Sinne ist es wahr, daß, wer so, wie Steffens, zwei — „Vaterlande“ hat (selbst die Sprache sträubt sich dagegen), im Grunde keines recht und voll hat.

Daß Steffens auch in seinen letzten Jahren sich gern mit nordischen Zuständen beschäftigte, davon geben einige Vorlesungen Zeugnis, die er im Jahre 1842 „Über die Einwirkung des Christentums auf die nordische Mythologie“ gehalten hat [4]). Auch verstand er sich gern dazu, auf Christians VIII. Aufforderung ein „Dänisches Bedenken über das öffentliche Unterrichtssystem im besonderen Blicke auf die Soröer Akademie“ abzufassen. Bekanntlich war des Königs Idee, letztere in eine volks=

---

1) So hieß der interessante Hegermann=Lindenkronsche Kreis, welcher in Verbindung mit vielen der namhaften Persönlichkeiten jener Zeit stand, und zu welchem Steffens gelegentlich Zutritt gefunden hat. (Man vergleiche auch Martensen, Aus meinem Leben, Bd. I, Deutsche Ausgabe, S. 105 f.

2) H. Bech a. a. O.

3) Fr. Hammerich, For Literatur og Kritik III.

4) „Steffens’ nachgelassene Schriften, S. 77 ff.

tümliche Hochschule umzugestalten, zunächst auf Grundtvigs Anregung. Der Steffenssche Vorschlag ist nicht im Detail ausgearbeitet; hierzu fühlte er sich den Verhältnissen zu fremd; er konnte nur die Hauptpunkte hervorheben, die seiner Ansicht nach bei einem solchen Vorhaben in Betracht kommen mußten. Zuvörderst bespricht er die Vorbereitungsschulen, wo er hervorhebt, daß man nicht früh genug auf des Kindes besondere Neigungen achtgeben, und nicht sorgfältig genug sich davor hüten könne, die Zukunft desselben bestimmen zu wollen, wodurch man es irreführt und leicht in Widerspruch mit sich selbst bringt. Das Prinzip der Erziehung muß das zwiefache sein: das Kind zur Einsicht teils in die strenge Notwendigkeit der Natur, teils in die Freiheit des Geistes zu führen. Zu der ersteren führen Mathematik und Physik, zu der andern die Sprache (das Latein nur so weit, als es nötig sei zum Verständnis landläufiger Ausdrücke), besonders die Muttersprache. Es darf aber nur gelesen werden, was wirklich gut ist, von den besten Autoren, und namentlich muß die Poesie dem Kinde nahe gebracht werden; denn ahnt es erst das Höchste, so wird dieses auch schon ein wesentlicher Bestandteil seines inneren Lebens. Mit den vorzüglichsten fremden, lebenden Sprachen muß es bekannt werden, um der Einseitigkeit vorzubeugen. „Man nähert sich dem idealen Ziele der Erziehung, wenn das Kind sich unmittelbar mit Tieck, Goethe und Shakespeare beschäftigen kann." Eine großartige Lebensanschauung liegt dem Kinde ebenso nahe, wie eine kleinliche. Die Grundlage für das Ganze muß jedoch das Christentum sein. Besonders wichtig ist es, die ausgezeichneten Talente zu entdecken und zu fördern, und der überhand nehmenden Lektüre entgegenzuarbeiten. Der letzteren gegenüber kann ein Mäßigkeitsverein ebenso wichtig sein, wie dem Branntwein und der Trunksucht gegenüber.

Die Voraussetzung für die höhere Schule ist, daß das besondere Talent des Kindes entdeckt werde: denn in dieser soll es praktisch entwickelt werden; und die Schule muß daher eine vielseitige, praktische Richtung haben. Durch eine Prüfung der Reife tritt man in sie ein. Die Hauptfächer sollen sein: Chemie, Physik, Technik, Plastik, Malerei und Musik, alle aber — das muß wiederholt werden — mit einem praktischen Zwecke. Auf



dem chemischen Laboratorium muß es also Abteilungen geben für Gerber, Färber, Lakierer u. s. w. Die Handwerker müssen hier das Schöne lieben lernen, und die höhere Kunst muß dem Technischen die Hand reichen. Jene wird durch die ästhetische Seite der Anstalt entwickelt; unter den Lehrern müssen Künstler und Dichter sein. Das höchste Ziel bleibt doch dieses, die jungen Leute zum Bewußtsein der Grenzen ihres Berufes zu bringen, aber so, daß sie innerhalb derselben ihn lieben und für ihn begeistert werden.

Aus dem hier Angeführten wird man erkennen, daß Steffens' Gedanken über eine solche Hochschule hauptsächlich in praktischer Richtung gingen, und im ganzen nicht mit denen Grundtvigs zusammenfielen. Indessen ist auch heute, vierzig Jahre nachher, die Idee einer Hochschule zu Sorö nicht ins Leben getreten.

Es waren seine letzten Lebenstage, in denen Steffens sich mit einer Sache beschäftigte, die sein ursprüngliches Vaterland anging. Die geistigen Interessen umfaßte er bis zuletzt mit der gewohnten Lebhaftigkeit. Was ihn aber am meisten erfüllte, war das Christentum. Dieses war der Schatz seines Lebens geworden. Sein Verhältnis zu den Alt-Lutheranern hatte er, wie oben angeführt, festgehalten, auch wiederholt Reisen zu dem Zwecke gemacht, um das Abendmahl mit ihnen zu feiern. Je älter er ward, desto klarer ward es für jedermann, wie die Liebe sich über seinen ganzen inneren Menschen ausbreitete und von Tag zu Tag mehr das allein Herrschende ward. Daher war alles religiöse Parteiwesen ihm so gründlich zuwider, wovon auch das ein Zeugnis ist, daß er in seinen letzten Jahren oft Dr. Jonas hörte, welcher, ein Schwiegersohn Schleiermachers, der Richtung desselben angehörte, dabei aber ein tief empfindender und geistvoller Prediger war. Steffens verweilte gern und oft bei dem 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes, welcher von der wahren Liebe handelt. Einer seiner Freunde sagte bei seinem Tode: „Jenes berühmte Wort Pascals: ‚Man muß die göttlichen Dinge lieben, um sie zu erkennen‘, das hat Steffens auf alles Erkennen angewendet, namentlich aber auf das persönliche. Fast überall begann er mit liebevollem Entgegenkommen; erst, nachdem er sich hingegeben hatte, urteilte er [1]).

1) Dr. H. Gelzer, Zur Erinnerung an H. Steffens.

Aber Hand in Hand mit der Liebe ging die Hoffnung. Daher ward er niemals alt, sondern war, trotz des Gewichtes der Jahre, noch immer jung. Und in diesem Gefühle schloß er das Buch seines Lebens mit den Worten ab: „So bin ich bereit, das Leben zu verlassen, so wie ich früher mein Vaterland verlassen habe. Die um mich her herrschende Verwirrung stört mich nicht; meine jugendliche Hoffnung liegt vor mir!“





XXII.

Steffens' Tod. Nachrufe.

1845.

Seine Gesundheit war im Grunde immer gut und kräftig gewesen. Erst als er sein 70stes Jahr zurückgelegt hatte, fing es an, merklich mit ihm bergab zu gehen. Namentlich in dem Winter 1844—1845 nahmen seine Kräfte ab, obschon er in seiner Thätigkeit fortfuhr. Er selbst ahnte, daß er nicht viel mehr übrig habe. „Mit mir ist's bald vorbei“, äußerte er gegen mehrere. Selten ging er aus, sah aber gern Freunde bei sich. Seine Unterhaltung war, wie sonst, jugendlich frisch und lebhaft. Gegen seine Gewohnheit ging er am Abend des 8. Februars 1845 in Gesellschaft zu seinem Freunde, dem edlen Geheimrat Göschel. Dieser erfreute seine Gäste durch Vorlesen des Danteschen Paradieses, jener Dichtung, die Steffens so hoch stellte, und von der er gesagt hatte, daß verwandte Töne sich sein ganzes Leben hindurch aus seiner Brust hervordrängen wollten, ohne doch jemals eine Gestalt zu gewinnen. Als die Vorlesung zu Ende war, und Steffens mit seiner Familie aufbrechen wollte, sank er plötzlich zusammen, und ein heftiges Blutbrechen folgte. Indes kam er nach Verlauf einer Stunde wieder zu sich. Sein erstes Wort war die Bitte, die verursachte Störung zu entschuldigen, worauf er nachhause gebracht wurde. Bald zeigte es sich, daß sein Zustand hoffnungslos war. Er lebte nur noch fünf Tage, in stets zunehmender Schwachheit, öfter ohne

Bewußtsein. Der 13. Februar ward sein letzter Tag. Während der Tod herannahte, und seine Lieben um das Lager standen, las Klara auf seinen Wunsch folgende Verse des bekannten Gerhardtschen Gesanges, von welchen er früher gesagt hatte, daß er sie niemals lesen oder hören könne ohne die tiefste Bewegung:

„Wenn ich dereinst soll scheiden,
So scheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Ängsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich seh'n dein Bilde
In deiner Kreuzesnot.
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Fest an mein Herz dich drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl."

Ehe dieses Lied zu Ende gelesen war, hatte Steffens den letzten Atemzug gethan. Er ward beinahe 72 Jahre alt.

Am 18. Februar fand die Beerdigung statt. Es war ein rauher Wintertag; der Wind wehte schneidend kalt; rings umher fegte der Schnee. In Steffens' schöner Wohnung in der großen Wilhelmsstraße hatte sich in früher Tagesstunde eine große Schar Leidtragender versammelt; die Zimmer sowohl als der Hofplatz waren überfüllt. Hofprediger Dr. Strauß, ein Mann, der vor Jahren Steffens' dankbarer Schüler gewesen war, trat an den reichlich mit Kränzen geschmückten Sarg und sagte unter anderem: „Wir, die vor vierzig Jahren zu seinen Füßen saßen, wir können bezeugeu, wie schon damals, aus seinen frühesten Vorlesungen, die ahnende Jugend ein Glaubensbekenntnis vernahm. Später, vor dreißig Jahren, in der Zeit unserer bürgerlichen Befreiung, war es das deutsche Volk, welches sich um seine flammenden Reden

versammelte. — Aber zuletzt erhob er seine mächtige Stimme, und seine Rede ward zu einem Zeugnis von Christo. Da stand er wiederum unter unzähligen Lesern und Zuhörern, welche sich durch ihn erweckt und fortgerissen fühlten." Und indem der Redner besonders das nach oben gerichtete Streben, das ernste Ringen, die Sehnsucht nach dem Ewigen als die charakteristischen Merkmale des Entschlafenen hervorhob, konnte er mit voller Wahrheit sagen: „Unser verklärter Lehrer und Freund hat die ewige Hauptsache gesucht und gefunden; und diese war alsdann das Band der treuen und unwandelbaren Liebe, welche ihn mit den Gleichgesinnten verband."

Der große Trauerzug setzte sich in Bewegung. Hunderte von Studenten schlossen sich dem Leichenwagen an; dann folgte eine unabsehbare Reihe von Wagen, unter welchen auch die vom königlichen Hause nicht fehlten. Auf dem Kirchhofe der Dreifaltigkeitskirche drängte sich das große Gefolge um das offene Grab. Hier wurden dieselben Verse gesungen, denen Steffens in seiner Sterbestunde gehorcht hatte. Unter dem Gesange klärte sich der Himmel auf, und die ersten Sonnenstrahlen fielen auf das Grab und beleuchteten die ganze winterliche Umgebung. Nachdem Superintendent Kober den Segen gesprochen hatte, trat ein Student, Namens Bolhuis vor, und bezeugte mit begeisterten Worten, im Namen der Jugend, was sie an dem jugendlichen Greise verloren habe. „Wer hat", sagte er, „gleich ihm die schlummernden Kräfte geweckt? Wer hat liebreicher einem jeden gezeigt, was in ihm lag? Fragen wir, was uns zu ihm hinzog, weshalb wir für immer ihm angehörten — nun, hier an seinem Grabe ist es erlaubt, des Wortes zu gedenken, das einst der Vertraute seiner Gedanken, seines Herzens, über ihn gesagt haben soll: ‚Ich kenne einen, der nicht erkennt, der aber selbst eine Persönlichkeit des Erkennens ist'." [1])

Ohne Abrede, aber wie getrieben von einem gemeinsamen Gefühle, begaben sich viele im Gefolge von dem Grabe an das nahegelegene Denkmal Schleiermachers. Sie ruhen jetzt nahe bei-

---

1) Das hatte Schelling gesagt.

einander, die beiden, die im Leben, aller Verschiedenheiten ungeachtet, so innig verbunden waren.

An demselben Tage hielt Professor Gelzer auf der Universität eine Gedächtnisrede auf Steffens, unter anderem daran erinnernd, daß die Worte, die seiner Zeit Steffens zum Ruhme Schleiermachers gesagt habe: „Seine Meinung war oft dunkel und verschleiert, niemals aber seine Gesinnung" — in vollstem Maße von ihm galten [1]).

Am 24. April hielt Schelling einen öffentlichen Vortrag zum Gedächtnis des Freundes. Er wollte Zeugnis ablegen von dem hohen und völlig lauteren Willen des Mannes. Er wies darauf hin, wie Steffens vor keiner der großen Lebensaufgaben zurückgewichen sei, sondern mit Freimut sich sowohl über die religiösen Fragen, als über die Zustände des Staates geäußert habe. Zur Philosophie hatte er dadurch eine besonders gute Stellung, daß seinem Interesse für dieselbe ein umfassendes Studium der Natur vorausgegangen war. Es ist ein langer Weg, der von den ersten Anfangsgründen des Denkens, durch alle notwendigen Mittelglieder hindurch, bis zu den letzten, höchsten Resultaten hinführt. Er unterlag nicht der Länge des Weges, wie denn überhaupt das Ausgezeichnete seines Wesens eine unverwüstliche Jugendlichkeit des Geistes war. Jeder, der Steffens gekannt hat, wird einstimmen, daß man von ihm sagen könne: „Er starb in seiner Jugend" [2]).

In Dänemark, wie in Norwegen, wurde durch die Nachricht von Steffens' Tode lebhafte Teilnahme erregt. „Durch seinen Tod", schrieb Martensen, „ist eine lacuna (ein leerer Platz) ins Dasein gekommen, welche man nicht ausgefüllt bekommen kann." Und Sibbern: „Man könnte von ihm sagen: ‚Du kannst sterben, denn du hast gelebt!' Welch erfreulichen Schatz hat er uns hinterlassen, die wir ihn in seiner ideenvollen, ideen-

1) Dr. J. Gelzer, Zur Erinnerung an H. Steffens (wo auch die beim Begräbnis gehaltenen Reden abgedruckt sind).

2) Nachgelassene Schriften von Steffens, herausgegeben von Schelling, S. 57.



sprudelnden Persönlichkeit gekannt haben"[1])! Oehlenschläger verfaßte ein Gedicht, das also anfing:

„En Yngling döden rammed.
Vel var han to og syvti Aar;
Dog warmt hans Hjärte flammed,
Som i hans Ungdoms Vaar."

Die Strophe lautet in deutscher Sprache:

„Einen Jüngling traf der Tod.
Obschon zwei und siebenzig Jahre alt,
Doch flammte warm sein Herz,
Gleichwie im Lenze seiner Jugend."

In der Gesellschaft der Wissenschaften hielt H. C. Oersted eine Gedächtnisrede auf Steffens, in welcher er unter anderem bei jener Unruhe verweilte, welche einen bedeutenden Teil seines Lebens kennzeichnete, und welche er großenteils in seiner ganzen Persönlichkeit begründet fand. „Bei offenem, feinem Sinn für die äußere Welt vertiefte er sich doch dermaßen in die innere Welt, die er sich selber schuf, daß er die mehrseitigen Verhältnisse, die man, um in die Außenwelt einzugreifen, verstehen muß, zu übersehen pflegte. Dadurch wurde er öfter verleitet, weniger glückliche Entschlüsse zu fassen; und sein feuriges Wesen brachte es mit sich, daß er sofort vom Gedanken zur Ausführung fortschritt, so daß er in Streitigkeiten verwickelt wurde, bald mit seinen Freunden, bald mit seinen Kollegen, bald mit der Verwaltung der Universität, und dabei auch mit dem Ministerium des Unterrichts. Allein die Spannungen, in die er geriet, waren selten unauflösliche; er war ebenso versöhnlich, wie feurig, sodaß er teils selber stets bereit war, die Mißverhältnisse zu beseitigen, teils unter wohlgesinnten Gegnern leicht solche Geister fand, die ihm aufs neue entgegenkamen."

Sowie in Berlin die Aufforderung hervorgetreten war, ihm ein Denkmal zu errichten, so fand auch in Dänemark zu diesem

1) Brief von Zeuthen an Sibbern, und wieder von Sibbern an ihn, vom 26. März 1845.

Zwecke eine Sammlung statt. Bei den gespannten Verhältnissen zu Deutschland war das Resultat nicht so bedeutend, wie sonst zu erwarten gewesen wäre.

Das schönste Denkmal errichtete ihm ohne Zweifel Grundtvig in einem schwungvollen Gedichte von 17 Strophen, voll Beziehungen auf die alte nordische Sage [1]).

Das Denkmal zu Steffens' Ehren, welches Grundtvig hier im Geiste schaute, war „die Hochschule" mit den „Fächern aller Götter", welche als „eine Burg im Gebirgsstile" auf den Ebenen Dänemarks sich erheben solle. Mit anderen Worten: es war „die Hochschule in Sorö", eine echt nordische Volksschule, welche so viele Jahre hindurch die Gedanken Grundtvigs beschäftigte, und welche zu jener Zeit ihrer Verwirklichung ganz nahe zu sein schien, welche aber durch Christians VIII. Tod vorläufig aufgegeben wurde. Ein schöneres Denkmal, als eine wirklich zeitgemäße, dabei den nordischen Geist atmende Fortbildungsanstalt, konnte ja gar nicht ihm errichtet werden, welcher dort zuerst wieder „in das Horn Heimdals stieß" und Geister erweckte, die wieder einen Glanz über Dänemark verbreiteten und eine neue Zeit in die Herzen hineinsangen.

Es erübrigt noch, über die Geschicke der Familie einiges mitzuteilen. Steffens' Witwe und Tochter blieben nach seinem Tode in Berlin. Das Jahr 1848, welches so manches auf den Kopf stellte, übte eine ähnliche Wirkung auf Frau Steffens. Sie, welche jederzeit so entschieden aristokratisch gewesen war, änderte ihre Ansichten vollständig und schloß sich der Volkspartei an; ja, sie nahm so eifrigen Anteil an der Politik, daß ihr von höherer Stelle her bedeutet wurde, sie werde wohlthun, Berlin zu verlassen. Sie zog mit ihrer Tochter nach Hamburg, wo sie

---

1) Das Gedicht erschien in der Berlinske Tidende, 1845, vom 14. März.

in früher Jugend sich aufgehalten hatte. Später kehrte sie indes nach Berlin zurück, wo sie im Jahre 1855 starb.

Klara Steffens bewahrte das Andenken ihres Vaters fort und fort mit der zärtlichsten Liebe und Treue, und lebte sozusagen meistens in dieser Erinnerung. Er war in solchem Grade, menschlich geredet, alles für sie gewesen, daß sie nach seinem Hingange ungefähr auf derselben Stufe stehen blieb, welche sie während seiner Lebenszeit inne gehabt hatte, seine Ansichten festhielt, und den Fortschritt der Zeit, in Wissenschaft und Kunst kaum achtete. Aber mit ihrem liebevollen, frommen Sinne fühlte sie das Bedürfnis, andern zum Segen zu sein. Sie unterrichtete arme Kinder; und nachdem die Mutter gestorben war und ihre Umstände nun etwas beschränktere wurden, versagte sie sich selbst manches, um Armen dieselben Unterstützungen, die ihnen die Mutter gegeben hatte, auch ferner gewähren zu können. Im Jahre 1860 besuchte sie ihre Verwandten in Dänemark und Norwegen: denn des Vaters Familie blieb auch ihrem Herzen wert.

Danach ließ sie sich in der Herrnhuter-Kolonie zu Niesky in Schlesien nieder (derselben, in welcher Schleiermacher in früherer Jugend geweilt hatte), wo sie mit einer alten Magd in stiller Einsamkeit lebte. Von hier schrieb sie (dänisch) an einen Verwandten in Dänemark: „Die kleine Kolonie ist sehr freundlich. In der Mitte liegt ein großer Platz mit alten Bäumen, und die Häuser liegen rings umher zwischen Gärten und schönen Alleen. Der Winter war sehr strenge, aber doch ganz angenehm. Gegen Abend wandere ich mit meiner Magd in der schönen Gegend umher, und diese Wanderungen sind für mich sehr anziehend, besonders im Winter beim Sonnenuntergang, wenn die Felder und Tannen mit Schnee bedeckt sind. Ich lebe übrigens sehr einsam und stille. Die Missionare, die mit uns in demselben Hause wohnen, sind beinahe unser einziger Umgang. Der eine derselben ist 28 Jahre in Labrador gewesen, der andere in Westindien."

Sommers machte sie kleine Reisen. Auf einer solchen besuchte sie 1865 ihren Onkel, den greisen Professor Karl v. Raumer in Erlangen. Hier wurde sie aber von einer Brustentzündung befallen, welche ihrem Leben ein Ende machte. Als Raumer am

Abend vor ihrem Tode an ihr Lager trat, waren die letzten Worte, die sie mit schwacher, aber deutlicher Stimme sprach: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“

So ist Steffens' nächste Familie ausgestorben. Nur in Norwegen lebt noch eine Seitenlinie, die den Namen Steffens führt, Nachkommen seines ältesten Bruders.

XXIII.

Schluß.

Mehr als ein Menschenalter ist verflossen, seit Henrik Steffens ins Grab sank, eine an Ereignissen und Wandlungen so reiche Zeit, wie wenig andere. Die mächtigen Wogen derselben sind über seinen Namen dahingegangen; und dem neuen Geschlechte ist er nur wenig bekannt. Wir haben versucht, ihn wieder ans Licht hervorzuziehen. Die Berechtigung hierzu liegt in dem Werk seines Lebens, und zum Schlusse wollen wir dasselbe und seine Bedeutung für die Nachwelt mit wenigen Zügen andeuten.

Als Schriftsteller hat Steffens nicht seine eigentliche Wirksamkeit gehabt. Denn freilich hat er litterarische Arbeiten auf den verschiedensten Gebieten geliefert, die entweder Gegenstände der Wissenschaft oder brennende Zeitfragen mit Geist behandelten. Aber seine Begabung fand doch durch das geschriebene Wort nur in geringerem Grade ihren Ausdruck. Schon seine Zeitgenossen fanden, daß seine Schriften tief unter seiner Persönlichkeit standen; und die Nachwelt, welche des Schlüssels zum Verständnis der ersteren noch mehr entbehrt, wird Steffens um ihretwillen keinen sehr hohen Rang einräumen.

Welches ist denn das eigentliche Werk, welches seinen Namen durch die Zeiten tragen wird? — Er selbst hat eines Tages in seiner eigentümlichen Weise diese Frage aufgeworfen. „Ich wurde in meiner Jugend", sagt er, „in einen philosophischen Kampf hineingerissen; aber mein anerkannter Meister wollte mich nicht einen Philosophen nennen. Ich nahm teil an einem der

größten Kriege; aber ich ward kein Soldat. Ich warf mich auf Betrachtungen über die Zustände des deutschen Volkes; aber ich ward kein Staatsmann." Und man könnte hinzufügen: „Er führte das Wort in einem kirchlichen Kampfe, und ward kein Theologe; er schrieb poetische Werke, und ward kein Poet." „Ist mein Leben denn unnütz? Waren es lauter mißlungene Versuche? — Es war ein inneres Leben; ich schwamm auf den Wogen der Forschung. — Aber war es ohne Frucht?" Es liegt in diesen Worten eine Wehmut; aber eine Antwort bricht hervor, siegreich auf ihn eindringend: „Habe ich nicht in verschiedenen Zeiten die Gemüter der Jugend in Bewegung gesetzt?" Hierin, gerade hierin beruhte sein großes Lebenswerk.

Ja, dieses Zeugnis wird sowohl aus Dänemark, als aus Deutschland einstimmig ihm gegeben, von jedem Orte her, in welchen seine Wirksamkeit gefallen ist, sei es eine längere, oder eine rasch vorübergehende: er hat die Gemüter der Jugend in Bewegung gesetzt. Nicht bloß derer, die an Jahren jung waren, sondern auch die der älteren, bei denen noch die Möglichkeit frischen Keimens vorhanden war. Er hat ihnen einen Stoß zu innerer Bewegung gegeben, sei es vom Katheder herab, oder im Gespräche; aber die Bewegung ging immer auf das Edle, das Tiefe, das Erhabene hin. Dies war sein von oben gegebener Beruf; dafür erhielt er die flammende Beredsamkeit, diese sprudelnden Ideen. Es wurde ihm gegeben, solche Jünglinge anzuregen, welche Führer eines neuen Geschlechtes wurden. Davon ist Dänemark Zeuge. So lange Oehlenschlägers und Grundtvigs Namen im Gedächtnis des Volkes leben, muß auch er darin seinen immerhin bescheideneren Platz behalten, denn er hat sie in Bewegung gesetzt; sie haben es selbst bezeugt. Aber eine solche Bewegung gleicht der des Meeres; beständig weiter rollt die Woge, in immer größeren Kreisen. Und wenn wir uns von diesem geistigen Wogenschlag getragen fühlen, dessen Anfang bis zu dem Morgen des Jahrhunderts verfolgt werden kann, so sind wir auch Steffens zum Danke verpflichtet.

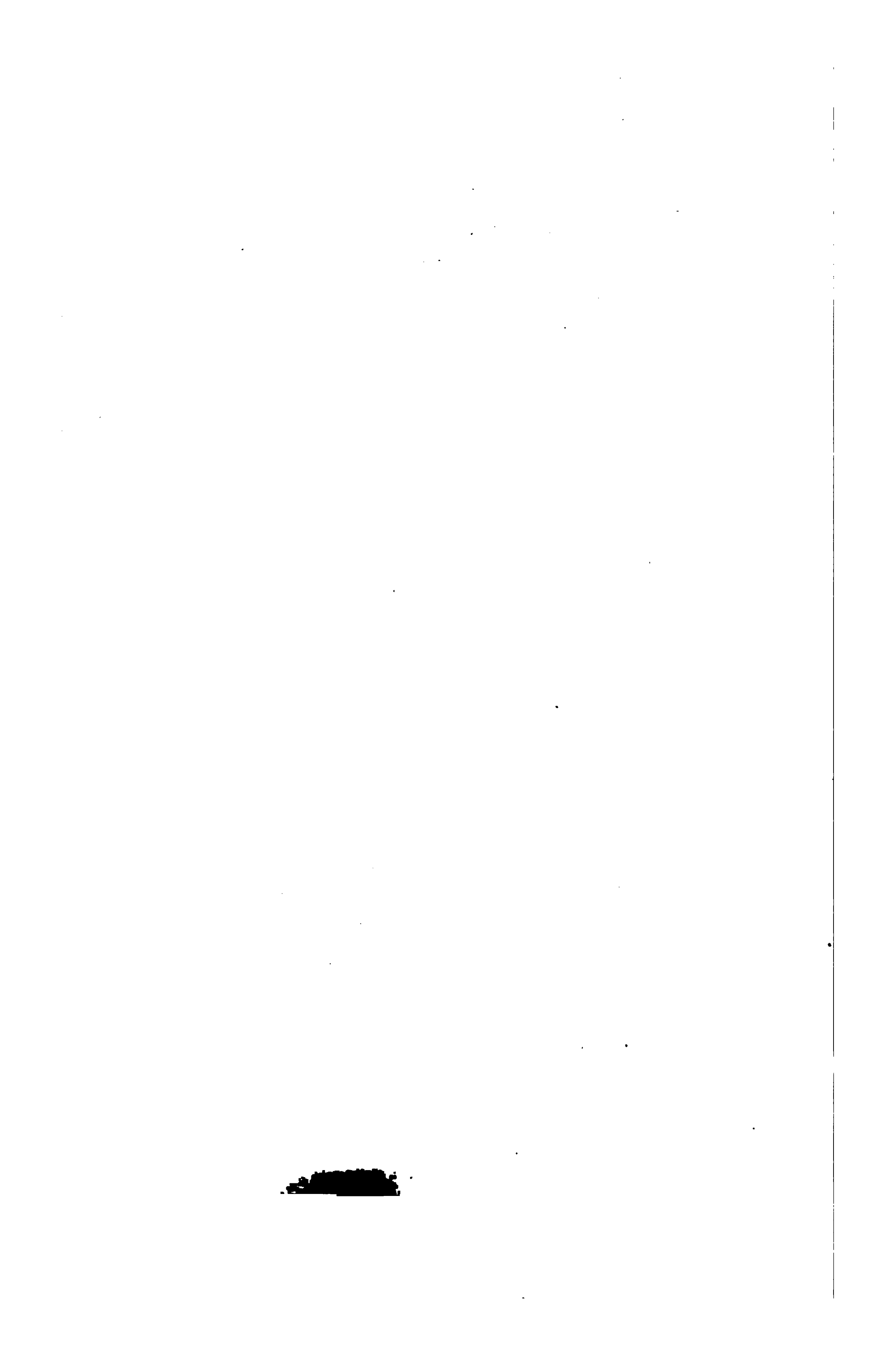
Er war ein Ritter des Wortes; aber das lebendige Wort ist unzertrennlich an die Persönlichkeit geknüpft. Nur die Mitwelt hat die Macht gekannt, die Steffens gegeben war, wenn der Geist

über ihn kam, wenn das Auge funkelte, wenn der ganze Mann in Bewegung war, wenn es von seinen Lippen wie ein Bergstrom sich ergoß. Die spätere Zeit hat in der Beschreibung davon nur ein schwaches Bild.

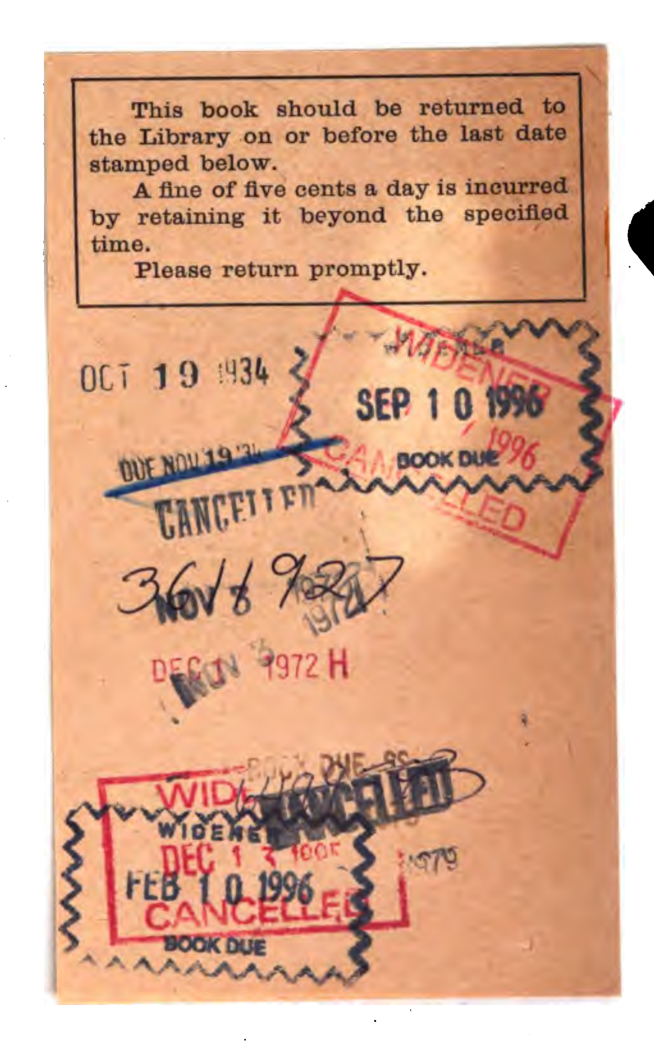
Vermochte er aber so wunderbar die Jugend in Bewegung zu setzen, so lag das nicht allein in diesen seltenen Gaben, sondern das eigentliche Geheimnis beruhte darauf, daß er selbst in Bewegung war. Daher gewährt es solche Freude, sein Leben zu betrachten. Vorwärts ging es gleich einem Strome, bald mit mächtigem Gebrause, bald ruhig fließend, immer aber vorwärts dem tiefen Meere zu, immer näher zu Ihm, welcher das Leben und das Licht ist, wo er vollkommen erkennen sollte, was er hienieden nur stückweise, wie durch einen Spiegel erkannte. Dort schaut er nunmehr die Einheit in der Mannigfaltigkeit, wonach er hier so sehnsuchtsvoll gesucht hat; und dort schaut er die Persönlichkeit als den Mittelpunkt alles Geschaffenen.

Ein solches Leben muß in liebreichem Andenken bewahrt werden.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.




3 2044 018 703 140


This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.
Please return promptly.
OCT 19 1934
SEP 10 1996
BOOK DUE
CANCELLED
FEB 10 1996
BOOK DUE
CANCELLED

